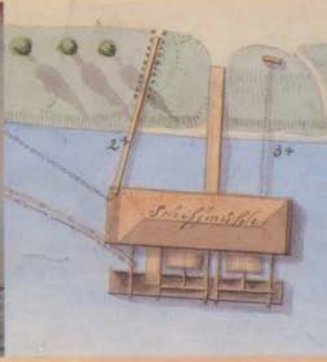
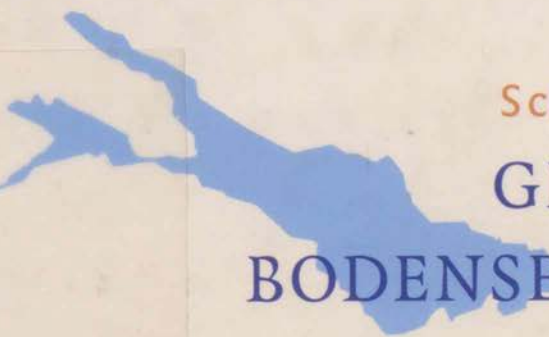




THORBECKE



125. Heft 2007



Schriften des Vereins für  
**GESCHICHTE DES  
BODENSEES UND SEINER  
UMGEBUNG**

Schriften  
des Vereins für Geschichte  
des Bodensees  
und seiner Umgebung

125. Heft 2007

125. Heft 2007





INHALTSVERZEICHNIS

SCHRIFTEN  
DES VEREINS FÜR GESCHICHTE  
DES BODENSEES  
UND SEINER UMGEBUNG

125. Heft 2007



JAN THORBECKE VERLAG

Schriftleitung:

Dr. Jürgen Klöckler M.A., Konstanz

2 2168

Internationale Abkürzung: Schrr VG Bodensee

Für den Inhalt der Beiträge tragen alleine  
die Autorinnen und Autoren die Verantwortung

7  
gse  
d

---

sd 239 - 125

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2007 by Jan Thorbecke Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern  
[www.thorbecke.de](http://www.thorbecke.de) · [info@thorbecke.de](mailto:info@thorbecke.de)

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrags, der Funk- und Fernsehsendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.

Dieses Buch ist aus alterungsbeständigem Papier nach DIN-ISO 9706 hergestellt.

Gesamtherstellung: Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern

Printed in Germany

ISBN 978-3-7995-1713-3

# INHALTSVERZEICHNIS

Jahresbericht des Präsidenten über das Vereinsjahr 2005/06 VII

---

Bericht über die 119. Hauptversammlung am 24. September 2006 in Hallau XIII

ERNST ZIEGLER

Nachruf Peter Faessler (1942–2006) XV

THOMAS MARTIN BUCK

Von Konstanz über Aulendorf nach New York.

Zur Text- und Rezeptionsgeschichte einer oberschwäbischen  
Richental-Handschrift 3

MANFRED TSCHAIKNER

Hexenverfolgungen im Bregenzerwald um die Mitte des 16. Jahrhunderts 21

DANIEL L. VISCHER

Schiffmühlen auf dem Alpen- und Hoahrhein 55

AENNE SCHWOERBEL, DIETRICH HAKELBERG, MICHAEL KINSKY

Das historische Rahsegel im Seemuseum Kreuzlingen.

Neue Forschungen zur Schiffahrtsgeschichte des Bodensees 67

URSULA KARBACHER

St. Galler Stickereigeschichte. Imitation oder Innovation? 125

ARNULF MOSER

Wilhelm Schürmann-Horster (1900–1943).

Ein politischer Schauspieler als Opfer des Nationalsozialismus 141

JÖRG KRUMMENACHER-SCHÖLL

Rettungshafen Ostschweiz. Die Flüchtlingsströme am Bodensee  
zum Ende des Zweiten Weltkriegs 153

MANFRED BOSCH

»Mir bleibt die Stelle lieb, wo ich gelebt«. Unbekannte biographische Zeugnisse  
von Kunstsammlern und Kunstwissenschaftlern am Bodensee 171

WOLFGANG OSTENDORP / HANSJÖRG BREHM / MICHAEL DIENST/

KLAUS JÖHNK / MARTIN MAINBERGER / MARKUS PEINTINGER /

PETER REY / HENNO ROSSKNECHT / HELMUT SCHLICHTHERLE /

DIETMAR STRAILE / IRENE STRANG

Auswirkungen des globalen Klimawandels auf den Bodensee 199

Buchbesprechungen 245

Verein intern 263

# JAHRESBERICHT DES PRÄSIDENTEN ÜBER DAS VEREINSJAHR 2005/06

Der folgende Bericht erstreckt sich satzungsgemäß über den Zeitraum ab der letzten Hauptversammlung in Rankweil bis zum Beginn der diesjährigen Hauptversammlung in Hallau, also vom 24. September 2005 bis zum 23. September 2006.

## MITGLIEDER

Im Berichtszeitraum haben wir insgesamt 18 Austritte zu beklagen (davon 9 in den Schweizer Kantonen und dem Fürstentum Liechtenstein, einen in Vorarlberg und 9 in Bayern und Baden-Württemberg). Den Austritten stehen insgesamt 40 Neueintritte gegenüber (davon 7 in der Schweiz und dem Fürstentum Liechtenstein, keine in Vorarlberg und 33 in Bayern und Baden-Württemberg). Somit kann ich die erfreuliche Mitteilung machen, dass der Verein, was seine Mitgliederzahl anbelangt, sich in einem leichten Aufwind befindet. Der derzeitige Stand beläuft sich auf 1165 Mitglieder (davon 325 in der Schweiz und dem Fürstentum Liechtenstein, 120 in Österreich und 720 in der Bundesrepublik Deutschland).

Durch Tod verloren wir:

Walter Büchi, Weinfelden

Peter Faessler, St. Gallen

Margarete Henkel, Friedrichshafen

Hans Klas, Bregenz

Oskar Peier, St. Gallen

Hans-Ulrich Freiherr von Ruedprecht, Stuttgart

Wolfgang Söll, Friedrichshafen

Wir werden die Verstorbenen in ehrenvoller Erinnerung behalten.

## VORSTANDSSITZUNGEN

Der Vorstand hielt im Berichtszeitraum drei Sitzungen ab. Am 16. November 2005 waren wir zu Gast bei Dr. Wepfer in Kreuzlingen. Sitzungsort wie auch das Objekt unserer anschließenden kulturellen Neugierde war das ehemalige Kloster Kreuzlingen. Am 15. März 2006 tagte der Vorstand auf Einladung von Dr. Daniel Studer im Histori-

schen und Völkerkundemuseum St. Gallen. Nach getaner Arbeit führte der Hausherr durch die Ausstellung »Fürstabtei St. Gallen – Untergang und Erbe«. Prof. Dr. Alois Niederstätter lud den Vorstand am 4. Juli 2006 zur Sitzung ins Vorarlberger Landesarchiv nach Bregenz. Nachdem der Vorstand zuvor zweimal kulturell im religiösen Umfeld geschwelgt hatte, war es ihm hier vergönnt, den profanen Bereich eines hervorragend ausgestatteten und ebenso organisierten Archivs auf sich wirken zu lassen. Dass bei allen drei Treffen zum Abschluss auch das leibliche Wohl in entspannter Runde nicht zu kurz kam, ist wohl fast schon eine der am besten gepflegten Traditionen unseres Vereins. Auf die traditionell vierte Sitzung im Vereinsjahr, die jeweils den Auftakt zur Jahreshauptversammlung bildete und deren Ablauf als Hauptpunkt der Tagesordnung aufwies, konnte in diesem Jahr verzichtet werden.

Bei allen Vorstandssitzungen standen die üblichen Themen wie Finanzen, Veranstaltungsprogramm, Bodenseebibliothek und Jahrbuch auf der Tagesordnung. Neben diesen Tagesordnungspunkten, die dem laufenden Betrieb dienen, wurde das Hauptaugenmerk auf die Verbesserung der Vereinsarbeit gerichtet. Um eine Basis zu erhalten, ob und in wieweit die Arbeit des Vorstands bei Ihnen, liebe Mitglieder, auf Akzeptanz stößt, wurde von unserem Vorstandsmitglied Jürgen Oellers ein Fragebogen entwickelt, der Ihnen mit dem Weihnachtsbrief 2005 zugegangen ist. Abgefragt wurden die allgemeine Zufriedenheit mit der Vereinsarbeit, die Bewertung der Vereinsangebote und Ziele sowie die Bewertung des Jahrbuchs. Weiterhin wurden Fragen gestellt, was am Verein besonders gefällt, was überhaupt nicht gefällt und welche Verbesserungsvorschläge und Wünsche man an den Vorstand richten möchte. Von insgesamt 1165 Mitgliedern haben sich 191 an der Umfrage beteiligt, was einem Anteil von rd. 16% entspricht – einem Anteil, der in allen drei Geschäftsbereichen in etwa gleich war. Ob die Teilnehmer an der Umfrage einen repräsentativen Querschnitt für den Gesamtverein bilden, lässt sich, da ja kein statistisch ausgeklügeltes Auswahlverfahren stattgefunden hat, kaum definitiv beantworten. Als Stimmungsbild liefert die Umfrage uns als dem Vorstand allemal eine wichtige Basis für unsere weitere Arbeit. Daher möchte ich hier von dieser Stelle mich nochmals bei allen herzlich bedanken, die an dieser Umfrage teilgenommen haben.

Einige der Ergebnisse einer ersten Auswertung möchte ich nun im folgenden auch nicht vorenthalten.

#### INFORMATIONSVORANSTALTUNGEN

Im Berichtszeitraum wurden vier Tagesexkursionen durchgeführt. Am 29. Oktober 2005 widmete man sich unter kundiger Führung von Isabell Hermann und Thomas Fuchs dem Themenkomplex »Appenzeller Bauernhäuser«. Für den Organisator dieser Veranstaltung, Herrn Stefan Sonderegger, war es eine besondere Freude, dass diese bis auf den letzten Platz ausgebucht war.

Zum Thema »Bibliothekslandschaft Bodensee« führte am 6. Mai 2006 eine Tagesexkursion in die Vorarlberger Landesbibliothek in Bregenz, in die Stiftsbibliothek in





Die Teilnehmer der Bibliotheksexkursion bestaunen die Schätze der Eisenbibliothek

St. Gallen und in die Eisenbibliothek im Klostersgut Paradies in Schlatt bei Schaffhausen. Aufgrund der vielen Anmeldungen wurde die Exkursion am 10. Juni 2006 wiederholt. Den Einsatz von Frau Dr. Irene Pill, der Leiterin der Eisenbibliothek, die dieses Thema in das Jahresprogramm einbrachte, beide Exkursionen organisierte und leitete, möchte ich hier besonders dankend hervorheben.

Prof. Dr. Alois Niederstätter und Dr. Wolfgang Scheffknecht organisierten für den 8. Juli 2006 eine naturkundlich und -historisch hoch spannende Alp-Wanderung im Bregenzer Wald. Der Wissensdurst der hochmotivierten Teilnehmer in Bezug auf die Almwirtschaft wurde durch die Ausführungen der Herren Magister Georg Sutterlütty und Dr. Rudolf Berchtel auf das Beste gelöscht.

Mit großem Erfolg wurde am 24. Januar die zweite Staffel der Vortragsreihe »Rund um den See – Zur Geschichte des Bodenseeraumes« abgeschlossen, die gemeinsam mit den Stadtarchiven der Ortsbürgergemeinde und der politischen Gemeinde St. Gallen in der dortigen Universität veranstaltet worden war.

Dass unser Veranstaltungsprogramm auf die Gegenliebe unserer Mitglieder fällt, zeigt auch unsere Umfrage. Demnach sind 38% der antwortenden Mitglieder sehr zufrieden, 42% überwiegend zufrieden, 13,6% teilweise zufrieden und nur 1% damit kaum oder gar nicht glücklich. Auf die Frage, ob das Programm genutzt wird, antworten hingegen, und dies ist interessant, nur 2,6% mit »ja sehr«, 12% mit »überwiegend«, 45% mit »teilweise« und 27% mit »kaum« oder »gar nicht«.

Auch für die Antwort auf die Frage nach den Ursachen dieser Diskrepanz gibt die Umfrage einen, wie ich meine, klaren Anhaltspunkt. Die Klage, dass Veranstaltungen zeitlich und räumlich schlecht erreichbar seien, steht an erster Stelle unter der Rubrik »Was gefällt Ihnen gar nicht am Verein?«. Und unter den Verbesserungsvorschlägen und Wünschen nimmt dieses Thema ebenfalls mit großem Abstand die erste Stelle ein.

Der Vorstand wird versuchen, hier Abhilfe zu schaffen. Allerdings setzt der Lösung dieses Problems die Größe des Bodenseeraumes gewisse Grenzen, zumal wenn man nicht immer wieder dieselben, leicht erreichbaren Plätze aufsuchen möchte, sondern auch die oft etwas versteckt liegenden Kleinodien unserer reichen Bodenseelandschaft präsentieren möchte.

Einen ersten kleinen Schritt in die neue Richtung hat in diesem Jahr der Vorstand für den Bereich der Hauptversammlungen gewagt. Die immer geringer werdende Beteiligung an den Hauptversammlungen der letzten Jahre kann u. a. darauf zurückgeführt werden, dass die wenigsten Teilnehmer an beiden Tagen anwesend waren, sondern – aus welchen Gründen auch immer – die Mehrzahl entweder den ersten oder den zweiten Tag der Veranstaltung aufsuchten. Damit geht jedoch der Charakter einer Hauptversammlung, die den Mitgliedern eine Plattform zur Kontaktpflege geben sollte, verloren. Daher hat der Vorstand einstimmig beschlossen, die Hauptversammlungen ab diesem Jahr nur noch eintägig durchzuführen. Die Mitgliederversammlung, obwohl inhaltlich eigentlich der zentrale Punkt solch eines Treffens, führte in den letzten Jahren nur noch ein klägliches Schattendasein – die Zahl des anwesenden Vorstands reichte an die der anwesenden Mitglieder oft heran. Durch kleine Veränderung in der Programmgestaltung (spätere Anfangszeit der Versammlung und keine Zweiteilung zwischen Mitgliederversammlung und öffentlichen Vorträgen) sollte in diesem Punkt ebenfalls eine kleine Verbesserung erreicht werden.

Dass Sie ungeachtet der Größe und des Bekanntheitsgrades von Hallau heute morgen in so großer Zahl hier im Saal sitzen, nährt meinen noch als zartes Pflänzchen sprießenden Optimismus, dass wir hier einen richtigen Weg beschritten haben.

#### VEREINSSCHRIFTEN

Auch in diesem Jahr erschienen pünktlich zur Jahreshauptversammlung unsere Schriften. Das als wiederum stattlicher Band sich präsentierende 124. Heft der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung umfasst 260 Seiten. In elf Beiträgen sind wiederum einzelne Aspekte aus der Geschichte des Bodenseeraumes in wissenschaftlich einwandfreier und auch für den Laien verständlicher Form beleuchtet. Mein herzlicher Dank gebührt sowohl den Autoren wie auch Herrn Dr. Jürgen Klöckler, der als Schriftleiter wieder vorzügliche Arbeit geleistet hat. Mit in diesen Dank eingeschlossen sei der Jan Thorbecke Verlag, der für die Aufmachung und den Druck der Publikation Sorge getragen hat.

Nach der Umfrage zu schließen, ist die neue, nunmehr drei Jahre alte Aufmachung unsrer Schriften von Ihnen gut angenommen worden. Von den Teilnehmern an der Umfrage bewerten 65 % das Erscheinungsbild als sehr attraktiv, 25 % als überwiegend attraktiv und nur 1 % findet an der Aufmachung keinen Gefallen. Dass auch der Inhalt der Bände Sie erfreut, zeigt, dass über 80 % die Bewertung »sehr gut« oder »gut« vergeben haben, 9 % »befriedigend« und nur 2 % sich kaum oder gar nicht mit diesen anfreunden können.

### ÖFFENTLICHKEITSARBEIT

Ein Defizit in der Vereinsarbeit ist in seiner Öffentlichkeitsarbeit zu konstatieren. Dies beurteilt nicht nur der Vorstand, sondern auch die Mitglieder, bei denen in der Umfrage der Wunsch nach besserer Öffentlichkeitsarbeit an zweiter Stelle steht. Auch hier kann ich Ihnen einen ersten Schritt vermelden.

Auf der Vorstandssitzung am 4. Juli 2006 wurde beschlossen, einen Preis für herausragende wissenschaftliche Arbeiten auszuschreiben, die sich thematisch mit der Erforschung von Natur, Kultur oder Geschichte des Bodenseeraumes befassen.

Der Preis ist mit 5 000 € dotiert. Er ist teilbar. Das Preisgeld soll zur Hälfte vom Verein und zur anderen Hälfte von einem jeweils wechselnden Sponsor getragen werden. Es ist angestrebt, diesen Preis im Turnus von zwei Jahren zu vergeben. Im Jahre 2007 soll er nun erstmals gemeinsam mit der Baden-Württembergischen Bank in einer öffentlichen Feierstunde in Ravensburg verliehen werden.

Auch dies ist eine Art von Öffentlichkeitsarbeit, die zudem hin den Vorteil hat, dass sie direkt mit der Förderung der Erforschung unseres Bodenseeraumes verbunden ist.

### DANK

Lassen Sie mich zum Abschluss meines Berichtes allen ganz herzlich danken, die sowohl an der Durchführung der Veranstaltungen beteiligt waren als auch zum Wohle unseres Vereins hinter den Kulissen gearbeitet haben. Mein aufrichtiger Dank gilt daher allen meinen Kolleginnen und Kollegen im Vorstand, die ungeachtet ihrer immer mehr abnehmenden Freizeit hartnäckig an der Arbeit für den Verein festhalten. Mit in diesen Dank eingeschlossen sind ebenso die Mitarbeiterinnen in den Geschäftsstellen, Frau Ahlfänger in der Geschäftsstelle Friedrichshafen, Frau Weratschnig in der Geschäftsstelle Bregenz und Frau Monika Rüegger in der Geschäftsstelle St. Gallen.

Herzlich danken möchte ich weiterhin auch allen denjenigen, die uns finanziell unterstützt haben und u. a. durch Druckkostenzuschüsse das Erscheinen der Publikation ermöglicht haben. Genannt seien hier die Regierungspräsidien des Landes Baden-Württemberg Freiburg und Tübingen, der Bodenseekreis, der Kreis Lindau, die Kantone Appenzell Innerrhoden, St. Gallen und Schaffhausen, sowie die Städte Friedrichshafen, Konstanz, Ravensburg, Tettngang, Überlingen, Weingarten, Romanshorn und Kreuzlingen.

Nicht vergessen seien in diesem Zusammenhang jedoch auch alle die treuen Mitglieder, die das Rückgrat unseres Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung bilden. Dass, nach der Umfrage zu schließen, unsere Vereinsarbeit 41% der Umfrageteilnehmer uneingeschränkt und 45 % der Umfrageteilnehmer überwiegend den allgemeinen Erwartungen der Mitglieder entspricht, ist für die Vereinsführung Rückhalt und Ansporn zugleich.

DR. JÖRG HEILIGMANN, PRÄSIDENT

# BERICHT ÜBER DIE 119. HAUPTVERSAMMLUNG

am 24. September 2006 in Hallau

Die 119. Hauptversammlung unseres Vereins fand bei schönstem Herbstwetter am 24. September 2006 im malerischen Weinort Hallau im Kanton Schaffhausen statt. Aufgrund der Erfahrungen vergangener Jahre wurde die Versammlung erstmals in der Vereinsgeschichte eintägig durchgeführt, eine Änderung, die auch in den kommenden Jahren beibehalten werden wird.

Pünktlich um 10:00 Uhr konnte im Saal des Restaurants »Gemeindehaus« Präsident Dr. Jörg Heiligmann die in großer Zahl angereisten Mitglieder begrüßen. Er verlied seiner Freude Ausdruck, dass rund 80 Mitglieder des Vereins der Einladung zur Mitgliederversammlung gefolgt waren. Mit in diese Begrüßung eingeschlossen war der Dank des Präsidenten an den Gemeindepräsidenten von Hallau, Herrn Werner Pfisterer, sowie an unser Vorstandsmitglied Markus Huber aus Schaffhausen als dem »spiritus rector« der Veranstaltung.

Mit einem ausführlichen Tätigkeitsbericht über das Vereinsjahr 2005/06, der auch in diesen Band Eingang gefunden hat, eröffnete der Präsident die Mitgliederversammlung. Die anschließenden Ausführungen der Schatzmeisterin, Frau Susanne Hölzer, belegten eine sehr zufriedenstellende Finanzlage unseres Vereins. Dank der wirtschaftlich einwandfreien Vorgehensweise des gesamten Vorstands war es gelungen, die zahlreichen Aufgaben weiterhin ohne Erhöhung der Mitgliedsbeiträge zu meistern, wobei die Wechselkurse von Schweizer Franken zu Euro nicht unwesentlich zum Erhalt des Vereinsvermögens beitrugen. Die Stellungnahme der Rechnungsprüfer Alfons Brenner und Hubertus Bürgel bescheinigten eine in allen Bereichen vorbildliche Kassenprüfung. Aufgrund dieser Berichte erfolgte die Entlastung des Vorstandes durch die Mitgliederversammlung ohne Gegenstimme. Aus dem Kreise der Mitglieder wurde unter dem abschließenden Tagesordnungspunkt »Verschiedenes« auf den Verkauf von Kulturgütern des Hauses Baden hingewiesen und angeregt, die Vereinsführung möge hier für deren Erhalt eintreten. Der Präsident versprach, das in seiner Macht stehende zu unternehmen.

Im Anschluss an die Mitgliederversammlung wurden die Anwesenden in die Landschafts- und Kulturgeschichte der Region des Tagungsortes eingeführt. Dr. Roland E. Hofer, Staatsarchivar des Kantons Schaffhausen, berichtete über die wechselvolle Geschichte des Klettgaus unter der Schaffhauser Herrschaft. Dr. Iwan Stössel, Museum zu

Allerheiligen Schaffhausen, stellte die Entstehung der vielfältigen geologischen Formationen der Region vor. Beiden Referenten gelang es, ihr fundiertes Fachwissen meisterlich aufbereitet darzulegen und die Zuhörerschaft in ihren Bann zu ziehen.

In zwei Bussen fuhren die Teilnehmer zum gemeinsamen Mittagessen nach Bad Osterfingen. Die Qualität der Speisen und Getränke trug zur allgemein gehobenen Stimmung bei. Unvorhergesehene Umleitungen, hervorgerufen durch ein Ortsfest, sowie Verzögerungen im Bedienungsablauf verursachten eine Verspätung im Zeitplan von über einer halben Stunde, was die Geduld einer kleinen, in Hallau wartenden Gruppe ungebührlich auf die Probe stellte. Der Vorstand möchte sich hierfür auch auf diesem Wege nochmals entschuldigen.

Die in zwei Gruppen ab 15 Uhr durchgeführte Nachmittagsexkursion diente zur Vertiefung der am Vormittag angesammelten Kenntnisse über die Region. Dr. Iwan Stössel führte zu einem geologischen Aufschluss zwischen Hallau und Schleithem. In Schleithem empfing uns Herr Dr. Markus Höneisen, Kantonsarchäologe des Kantons Schaffhausen, der zusammen mit seinem Kollegen Valentin Homberger die Teilnehmer mit Ausführungen über die römische Geschichte des Ortes und einer Führung durch die weit über die Landesgrenzen hinaus bekannte römische Baderuine aus dem 1. bis 3. Jh. n. Chr. begeisterte. Als Repräsentant des Mittelalters und der frühen Neuzeit der Region wurde das kleine Städtchen Neunkirch angesteuert. Hier ließen die Ausführungen von Dr. Roland E. Hofer die Geschichte des in seiner mittelalterlichen Stadtanlage fast vollständig erhaltenen Ortes wieder bildhaft vor Augen seiner Zuhörerschaft entstehen.

Kurz nach 18 Uhr erreichten beide Gruppen wieder den Tagungsort Hallau. Gästen, die mit öffentlichen Verkehrsmitteln angereist waren, stand hier ein Bustransfer zum Bahnhof Schaffhausen zur Verfügung.

Das Vorhaben der Programmgestalter des Tages, in kompakter Form einen landschaftlich und kulturell reizvollen Bereich des Bodenseeraumes vorzustellen, ist in vollem Umfang gelungen.

DR. JÜRGEN KLÖCKLER, KONSTANZ





## PETER FAESSLER (1942–2006)

Peter Faessler, der sich vornehm mit ae anstatt wie die meisten Appenzeller mit ä schrieb, wurde am 27. Mai 1942 in Appenzell geboren. Dort besuchte er die Schulen und studierte dann in Tübingen, München und Basel Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte. Mit der Dissertation »Studien zur »Sprachlehre« von Karl Kraus« (1972) schloss er sein Studium ab. Von 1971 bis 1997 war Peter Faessler an der Kantonsschule Trogen als Lehrer für Deutsch und Geschichte tätig. In seiner

Forschungsarbeit beschäftigte er sich intensiv mit dem Bodenseeraum und entdeckte dabei manche Kostbarkeit, die er in einen spannenden, engagierten und aktuellen Literaturunterricht einfließen liess. Die Aufgabe, seine Schülerinnen und Schüler zu bilden und zu prüfen, hat er mit grossem Engagement, Wissen, einem ihm eigenen Humor und grosser Redlichkeit wahrgenommen und so vielen den Sprung ins Studium und die Arbeitswelt erleichtert. Peter Faessler fühlte sich mit der Schule stets sehr verbunden und unterhielt zu den Schülern einen ausgezeichneten Draht. Daneben war er Dozent an der Pädagogischen Hochschule und an der Universität St. Gallen.

Aus seinem reichen Schaffen seien folgende Werke erwähnt: Bodensee und Alpen, die Entdeckung einer Landschaft in der Literatur; Appenzeller Witz und arkadische Schweiz-Idyllik; Die Molkenkur; Die Zürcher in Arkadien, der Kreis um Johann Jacob Bodmer und der Appenzeller Laurenz Zellweger; Johann Gottfried Ebel als Reiseliterat. Weniger bekannt als diese in Auswahl genannten Werke dürfte sein, dass P. Faessler zudem schon 1966 ein zweibändiges Werk über Richard Wagner vorgelegt und »Features« zu literarischen Themen geschrieben hat.

Wie bekannt und geschätzt Peter Faessler »als Germanist mit Weitblick und Sensibilität für die Nähe« und seine Arbeiten noch immer sind, belegt eine gewichtige Erwähnung in einem Beitrag des »St. Galler Tagblatt« über das Appenzellerland mit dem Titel »Hort des Eigensinns« (14. Oktober 2006) und der gehaltvolle Nachruf, den Stadttredaktor Josef Osterwalder im »Tagblatt« verfasst hat: »Aufgewachsen ist Peter Faessler mitten in

Appenzell, nahe bei der Sitter. Als Sohn eines Malers hat er den üblichen Alltag einer Handwerkerfamilie kennen gelernt. Nicht verborgen blieben ihm freilich auch die vielen Ausflügler, die durch sein Dorf wallten und dort anscheinend etwas ganz Besonderes suchten. Dies hat auch sein eigenes Interesse geweckt. Er begann nach dem zu suchen, was die Touristen nach Appenzell führte – und fand dabei einen äusserst fruchtbaren Ansatz: zum Verständnis der Landschaft und der Sehnsucht nach Natur – schliesslich auch zur Geistesgeschichte vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart.

Denn bald einmal entdeckte Peter Faessler, dass die weit hergereisten Gäste gar nicht das wirkliche Dorf suchten, sondern das Appenzell in ihren Köpfen. Im ›Gebirgsvolk‹ am Säntis glaubten nämlich schon die ersten Touristen ein ursprüngliches, unverfälschtes und urwüchsiges Volkstum entdeckt zu haben: die kulturbeflissenen, naturverbundenen Hirten, wie man sie zur Aufklärungszeit in ›Arkadien‹, der Welt der griechischen Antike vermutet hatte. Gleichzeitig auch das Beispiel einer volksnahen Republik, von der man im vorrevolutionären Europa nur träumen konnte und die man in einem Atemzug mit den demokratischen Kleinstaaten der griechischen Antike nannte.

Appenzell als Arkadien, dieses Beziehungspaar hat Peter Faessler nicht nur gereizt, es eröffnete ihm auch ein weites Forschungsgebiet – mit überraschenden Ergebnissen. Auf der einen Seite entdeckte er, wie früh schon die Appenzeller als Projektionsfiguren der stadtverdrossenen Literaten der Rousseau-Zeit dienen mussten. Ebenso wichtig die Entdeckung, dass diese seltsame Überhöhung des ›Gebirgsvolkes‹ auch früh schon ironische Kritiker fand. Der Appenzellerwitz erklärt sich nicht zuletzt als Selbsthilfemassnahme gegen die überzogenen Erwartungen der fremden Gäste.

Dieser Umgang mit dem Thema Appenzell wurde bei Peter Faessler eine Beschäftigung mit sich selbst, ein Weg zur eigenen Heimat. Er führte zur Begegnung mit andern Appenzellern, die sich je auf ihre Weise mit ihrem Herkunftsort auseinander setzten. So ist auch die Freundschaft mit dem Künstler Roman Signer entstanden, der im selben Dorfteil aufgewachsen war. Früh schon hat er Signers Schaffen gedeutet, mit seinen, den literarischen Mitteln anschaulich gemacht. ›Natur als Atelier‹, hat er einen Artikel betitelt. Im Werk Roman Signers sah er den künstlerischen Zugang zu dem, was ihm als Germanisten aufgegangen war: das enge Beziehungsgeflecht von Landschaft und Literatur.

Mit der Entdeckung Appenzells als literarischem Ort hatte Peter Faesslers Unterricht an der Kantonsschule Trogen einen konkreten ›Sitz im Leben‹. In der Kantonsbibliothek Trogen soll auch sein literarischer Nachlass aufbewahrt und weiter gepflegt werden; darunter gesammelte Notizen, die als Grundlagen für weitere Werke gedacht waren.

Zum besondern Vermächtnis aber gehört Faesslers Buch ›Bodensee und Alpen‹, eine überaus reiche Anthologie von literarischen Zeugnissen aus zwei Jahrtausenden. Die Art, wie die Dichter das landschaftliche Ensemble von See und Alpstein beschrieben haben, macht es zu einer einzigartigen Quelle. Die Dankbarkeit dafür wird das Gedächtnis an den im letzten Monat Verstorbenen begleiten.«

Peter Faessler wurde an der Hauptversammlung in Stein am Rhein am 12. September 1976 in den Vorstand des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung gewählt. Fast zwanzig Jahre lang, bis 1995, arbeitete er im Vorstand mit, seit 1980 als Schriftführer. An der von ihm organisierten Hauptversammlung in Appenzell am 12./13. September 1981 hielt er einen der beiden wissenschaftlichen Vorträge. Er sprach damals über »Appenzell« – zu einer literarischen Entdeckung« und zeichnete nach, wie im 18. Jahrhundert aus einem tiefen literarischen und empfindungsmässigen Bedürfnis heraus ein Appenzell-Bild, eine Appenzell-Idylle geschaffen wurde, welche die Vorstellungen Europas von diesem Fleckchen Erde bis heute entscheidend geprägt haben. Stadtfucht und Sehnsucht nach dem Land sowie eine Schäferdichtung, die ihre Quellen bei den antiken Dichtern Theokrit und Vergil hat (Arkadien), führten zu einer Idealisierung des Appenzellerlandes (Johann Jakob Bodmer, Laurenz Zellweger, Salomon Gessner), die in der Reiseliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts (Johann Gottfried Ebel) immer und immer wieder aufgenommen wurde und ihren Weg selbst in die italienische und französische Oper fand (Donizetti, Adam).

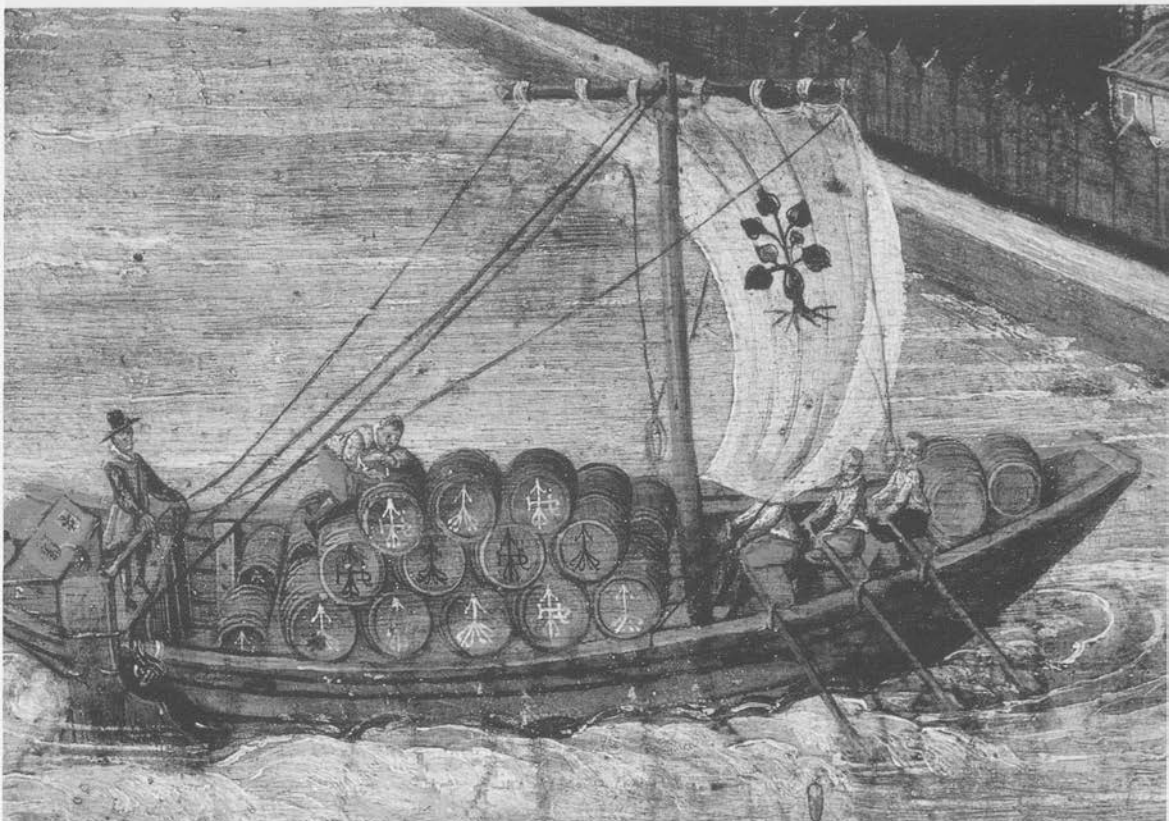
In der vom Vorstand des Bodensee-Geschichtsvereins 1979 dem Ehrenpräsidenten Helmut Maurer gewidmeten Schrift »Geselligkeit am See« stellte P. Faessler seinen Beitrag unter eben diesen schönen Titel. Die Abbildungen und jene in der »Freundesgabe für Ernst Ziegler« mit dem Titel »Föhn am See« von 1989 dokumentieren diese Geselligkeit aufs Schönste. (Der Vorstand konnte von 1975 bis 1985 jeweils seine Sommersitzung auf dem Forschungsschiff »August Thienemann« abhalten.) Drei der Abbildungen zeigen Peter Faessler auf seinem geliebten Bodensee: einmal inspiziert er eine Weinflasche und die andere Aufnahme trägt die Legende: »Peter Faessler, auch auf dem Bodensee nicht ohne Literatur.«

Im Vorstand des Bodensee-Geschichtsvereins trug Peter Faessler viel bei zur heiteren Geselligkeit, durch seine reichen Kenntnisse und vor allem durch seinen träfen Appenzeller Witz und Humor. Seine Bonmots, in einem verstärkten Appenzeller Dialekt, gaben in so mancher trockenen Sitzung – und vor allem Nachsitzung – viel zu lachen, etwa wenn er über das »St. Galler Tagblatt« urteilte: »Wenn in diesem Blatt einmal so etwas wie Esprit drin steht, dann ist es ein Versehen des Setzerlehrlings.« Er war der (falschen) Meinung, das »Tagblatt der Stadt St. Gallen« habe früher den Untertitel »Intelligenz- und Handelsblatt« getragen und schlug vor, künftighin zwei Ausgaben dieser Zeitung zu publizieren: ein Intelligenz- und Handelsblatt mit einem redaktionellen Teil und einem Inseratenteil und daneben ein Intelligenzblatt mit nur Inseraten.

Seinen erwähnten Text über die »Geselligkeit am See« leitete Peter Faessler mit einem Abschnitt ein, der – gleichsam als Vermächtnis – den Schluss dieses Nachrufes auf einen lieben Freund bilden soll: »Unser Geschichtsverein, der sich dem Bodensee als einer geistigen Landschaft verbunden weiss, hat das Glück, im geographischen Umriss dieser geistigen Landschaft auch eine der schönsten europäischen erkennen zu dürfen. Dieses Land am See ist ja geradezu ein Kompendium alles Schönen des Landschaftlichen.

Denn in einem begrenzten und überschaubaren Raum birgt es nämlich – vom Schnee der Alpen bis hin zum mediterranen Fluidum der Insel Mainau, von den erloschenen Vulkankegeln des Hegaus bis hin zu den grossen Horizonten Schwabens – einen reichen Schatz an Landschaftsschönem.«

ERNST ZIEGLER



## BEITRÄGE

### DIE KONZILSCHRONIK ULRICH RIEMENTAL UND IHRE ÜBERLIEFERUNG

Es muss kaum gesagt werden, dass es sich bei dem erwähnten Werk um eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte des Konzils von Konstanz handelt. Die Chronik ist eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte des Konzils von Konstanz. Die Chronik ist eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte des Konzils von Konstanz.





Thomas Martin Buck

# VON KONSTANZ ÜBER AULENDORF NACH NEW YORK

Zur Text- und Rezeptionsgeschichte  
einer oberschwäbischen Richental-Handschrift

Im Frühjahr des vorvergangenen Jahres ist dem Rosgartenmuseum in Konstanz und seiner Leiterin Frau Elisabeth von Gleichenstein etwas gelungen, was einer kleinen Sensation gleichkam. Im Museum waren vom 27. Februar bis zum 17. April 2005 neben vielen anderen Exponaten alle europäischen Abschriften einer illustrierten spätmittelalterlichen Geschichtschronik versammelt, die nicht nur den Bodenseeraum, sondern auch die Stadt Konstanz »in aller Welt« berühmt gemacht hat<sup>2</sup>. So verkündet es jedenfalls eine wichtige Abschrift der Chronik, die noch heute im Rosgartenmuseum Konstanz verwahrt wird<sup>3</sup>. Es heißt dort im Eingang der Handschrift in Abwandlung des 18. Psalms: *In omnem terram exivit nomen Constance, et divulgatum est nomen eius in universa terra*<sup>4</sup>. Die Übersetzung lautet: »Über die ganze Erde erging der Name von Konstanz, und dieser Name wurde auf der ganzen Welt verbreitet«. Nach Auffassung der Abschrift haben wir es also bei dem in der Chronik niedergelegten Ereignis durchaus mit einem für die damalige Zeit »welthistorischen« Ereignis zu tun. Es trug sich nicht nur in Konstanz zu, sondern war auch Impulsgeber für eine umfangreiche und vielfältige Tätigkeit im Bereich der regionalen wie lokalen Historiographie. Es sei in diesem Zusammenhang nur an die Schreibstube des Chronisten Gebhard Dacher (ca. 1425–1471) erinnert, die im Rahmen der Richental-Rezeption<sup>5</sup> eine ebenso wichtige wie vielfältige Rolle spielt, auf die hier aber nicht näher eingegangen werden kann.

## DIE KONZILSCHRONIK ULRICH RICHENTALS UND IHRE ÜBERLIEFERUNG

Es muss kaum ausdrücklich betont werden, dass es sich bei dem »welthistorischen« Ereignis um das Konstanzer Konzil handelt<sup>6</sup>, das sich 2014 zum 600. Mal jährt. Die illustrierte spätmittelalterliche Chronik, aus deren Texteingang oben zitiert wurde, ist

vermutlich in den Jahren 1420 bis 1430 entstanden. Sie geht bekanntlich auf den Konstanzer Bürger Ulrich Richental zurück, der für diese Zeit in Quellen und Dokumenten »als Konstanzer Bürger ohne Amt oder erkennbaren Beruf« erscheint<sup>7</sup>, aber nachweislich mit der Vorbereitung, Durchführung und Organisation des Konzils befasst war. Es handelt sich bei dem Geschichtswerk auch nicht eigentlich um eine Konzilschronik, da Richental selbst kein Synodale war<sup>8</sup>, sondern um eine reich illustrierte Stadtgeschichte zur Zeit des Konzils<sup>9</sup>. Der Freiburger Historiker Dieter Mertens sprach daher in einem Artikel des Verfasserlexikons im Hinblick auf die Chronik relativierend von einer »Schilderung der Ereignisse in der Stadt Konstanz zur Zeit des Konzils (1414–1418)«<sup>10</sup>.

Das Bezeugungsprofil des Textes ist ebenso reichhaltig wie vielgestaltig. Wir kennen heute insgesamt 19 Textträger der Chronik im weiten Sinne. Darunter sind 16 Handschriften und drei Drucke aus den Jahren 1483, 1536 und 1575<sup>11</sup>. In Lindau ist die Chronik sogar noch einmal nach dem Frankfurter Druck von Siegmund Feyerabend (1575) im 16. oder 17. Jahrhundert vollständig abgeschrieben worden<sup>12</sup>. Die erhaltenen Manuskripte der Chronik entstammen allesamt der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Wenn auch gewiss nicht alle Textzeugen dieselbe überlieferungsgeschichtliche Relevanz für sich beanspruchen können, so ist das Überlieferungsprofil für einen spätmittelalterlichen Text doch insgesamt erheblich. Die wichtigsten Textzeugen liegen heute in Wien, Prag, Karlsruhe, Zürich, Wolfenbüttel, Konstanz, Stuttgart und New York, wobei in Prag (ehemals St. Petersburger<sup>13</sup> und Prager Handschrift) und Karlsruhe (Ettenheimer und St. Georgener Handschrift) je zwei wichtige Richental-Handschriften liegen.

Die Konstanzer Handschrift, aus deren für die Entstehung der Handschrift charakteristischen Psalmvortrag<sup>14</sup> das oben genannte Zitat stammt, dürfte nicht nur die berühmteste, sondern auch die weithin bekannteste Richental-Handschrift sein<sup>15</sup>. Das liegt gewiss nicht zuletzt auch daran, dass sie noch heute – im Gegensatz zu vielen anderen Richental-Handschriften – an ihrem vermutlichen Entstehungsort in Konstanz liegt, das im 15. und 16. Jahrhundert nachweislich ein bedeutendes Zentrum der Buchmalerei und der Buchkunst war<sup>16</sup>. Ursprünglich gehörte die Handschrift zum Bestand des Stadtarchivs<sup>17</sup>, wo der Codex seit dem 16. Jahrhundert nachweisbar ist. Er dürfte jedoch schon sehr viel früher in den Besitz der Stadt gekommen sein, wenn er seine Entstehung nicht überhaupt einem Entschluss der Stadtgemeinde verdankt.

Dass die Handschrift bereits in den 70er Jahren des 15. Jahrhunderts in Konstanz greifbar gewesen sein muss, geht aus einem Reisebericht hervor, den Hans von Waltheim aus Halle an der Saale verfasste<sup>18</sup>. Er unternahm 1474 eine Pilgerfahrt nach Südfrankreich, die ihn u. a. auch durch Konstanz führte. Dort wurde ihm, der offenbar Interesse an der Geschichte des Konzils gezeigt hatte, ein illustriertes handschriftliches Exemplar der Konzilschronik zugänglich gemacht. Nach der Beschreibung, die Waltheim gibt, müsste es sich um die Konstanzer Handschrift gehandelt haben<sup>19</sup>. Das »buch«, von dem Waltheim spricht, wird unter der Aufsicht des Stadtschreibers verwahrt. Es war also im Besitz der Stadt. Dass er es zu sehen bekam, dürfte mit seiner Person, aber auch mit dem

»offiziellen« Charakter des Werkes zu tun haben. Es galt offenbar als exklusives städtisches Geschichtsdokument, das man interessierten Gästen bei Gelegenheit durchaus vorzeigte.

Der Stuttgarter Staatsarchivar Johann Ulrich Pregitzer hat den Codex auf seiner Archivreise durch Oberschwaben und die Schweiz 1696 jedenfalls dort gesehen und studiert<sup>20</sup>. Im 19. Jahrhundert wurde die Konstanzer Handschrift vom ersten Konstanzer Stadtarchivar Johann Marmor (1804–1879) nicht nur intensiv bearbeitet, mit Glossen, Beischriften und Jahreszahlen versehen, sondern auch teilweise abgeschrieben<sup>21</sup>. Nach seinem Tod kam die Handschrift von der Stadtkanzlei, wo sie nach dem Bericht Waltheyms verwahrt wurde, in das am 25. September 1871 neu gegründete Rosgartenmuseum<sup>22</sup>, wo sie noch heute als das wertvollste Geschichtszeugnis der Stadt Konstanz liegt.

Bereits 1869 hatte der badische Hofphotograph German Wolf (1830–1890) eine fotografische Reproduktion der Handschrift angefertigt, nachdem Johann Marmor schon 1858 eine Teilausgabe der Handschrift vorbereitet und publiziert hatte<sup>23</sup>. Ihr Text liegt seit 1964 außerdem in einer aufwändig gestalteten Vollfaksimile-Edition mit Kommentar und Text von Otto Feger vor. Zu diesem Zweck wurde die Handschrift vollständig in ihre Einzelteile zerlegt und restauriert. Eine Transkription ins Neuhochdeutsche ist beigefügt<sup>24</sup>. Im Jahr 2002 ist sogar eine für Historiker und Handschriftenfreunde sehr hilfreiche CD-ROM-Ausgabe der Handschrift erschienen<sup>25</sup>. Mit ihr lässt sich jetzt, ohne dass man die wertvolle Handschrift zu Rate ziehen muss, bequem am Computer arbeiten<sup>26</sup>.

## DIE BEIDEN HAUPTHANDSCHRIFTEN DER RICHENTAL-CHRONIK

Eine andere wichtige Richental-Handschrift ist demgegenüber in jüngster Zeit etwas ins Hintertreffen geraten. In textgeschichtlicher Hinsicht hält sie den Vergleich mit der Konstanzer Handschrift hinsichtlich ihrer Bedeutung aber durchaus aus. Es handelt sich um die so genannte »Aulendorfer Handschrift«. Sie war in Konstanz als einzige außereuropäische Handschrift der Richental-Chronik während der eingangs genannten Ausstellung nicht präsent.

Das hatte vermutlich mit ihrem heutigen Aufbewahrungsort zu tun, der seit 1935 in den USA liegt. Obwohl die Aulendorfer Handschrift heute relativ schwer zugänglich und erreichbar ist, handelt es sich dabei – aus textlogischen Gründen – doch um den fraglos wichtigsten und ältesten noch erhaltenen Textzeugen der Chronik. Denn nur hier tritt der Autor Richental als Ich-Erzähler auf. Nur hier ist der spätmittelalterliche Autor sowohl auf der Erzähl- wie auch auf der Handlungsebene präsent. Die textgeschichtliche Dignität der Handschrift stand im 19. Jahrhundert denn auch ganz außer Frage.

Als 1882 die erste – und bis heute unüberholte – wissenschaftliche Textausgabe der Chronik in Tübingen erschien, war es für den Editor Michael Richard Buck keine Frage, dass die Aulendorfer und nicht die Konstanzer Handschrift die Textgrundlage bilden müsse<sup>27</sup>. Varianten der Konstanzer Handschrift wurden denn auch konsequent in die Anmerkungen verwiesen. Das war deshalb sinnvoll, weil der oberschwäbische Codex eine Textversion repräsentiert, die in der Richental-Forschung als »subjektive« bzw. persönliche Version der Chronik gilt.

Die Konstanzer Handschrift dagegen bietet bereits eine veränderte bzw. »objektivierte« Version der Chronik. Der chronikalische Bericht ist gegenüber der Aulendorfer Handschrift umgearbeitet<sup>28</sup>. Er ist fast durchweg in der dritten und nicht – wie in der Aulendorfer Handschrift – in der ersten Person Singular gehalten. Persönliche Bemerkungen sind sorgfältig getilgt. Die Erzählkonzeption ist von Grund auf verändert worden. Richental spricht nicht mehr selbst. Das geht aus dem veränderten Prooem, aber auch aus dem prononcierten Psalmvorspruch der Konstanzer Handschrift hervor. Wir haben es mit einer »objektivierten« und unpersönlichen Erzählform zu tun, die als »offizielle« städtische Geschichtsdarstellung gelten darf<sup>29</sup>.

Der persönliche Erzähler der Aulendorfer Handschrift geht in einer anonymen Autoren-gemeinschaft auf, die die Stadt und ihre historiographischen Interessen vertritt. Im Prooem der Konstanzer Handschrift heißt es denn auch folgerichtig: *Als das [= die Chronik] ettlich erber lüt [ehrbare Leute] von gedachtnusse wegen zûsamen haben erfraget*<sup>30</sup>. Ganz anders die Selbstaussage des Verfassers Ulrich Richental im Prooem der älteren Aulendorfer Handschrift: *Das alles ich Uolrich Richental zesammenbracht hab, und es aigentlich von hus ze hus erfahren hab, wann ich burger und sesshaft zu Costentz was, zû dem guldin bracken, und erkannt was, das mir gaistlich und och weltlich herren saiten, wes ich sy dann ye frauget, und och der herren waupen, die sie an die hûser daselbs ze Costenz anschluogent und ich erfragen kond*<sup>31</sup>. Aus dem Vergleich der beiden Texteingänge geht hervor: Wir haben es nicht nur mit einer quantitativen, sondern auch mit einer qualitativen Veränderung des Chroniktextes zu tun, die auf eine veränderte *causa scribendi* schließen lässt. Insofern macht es durchaus Sinn, dass der Pilgerreisende Hans von Waltheim die Konstanzer Handschrift gar nicht mehr als Richental-Chronik, sondern als »eyn buch« der Stadt Konstanz wahrnimmt. Denn die Chronik galt in ihrer Konstanzer Version offenbar als ein »offizielles Geschichtsbuch« der Stadt.

In der Konstanzer Handschrift mutiert die Chronik nicht nur zu einer exklusiven historischen Selbstdarstellung der Stadt Konstanz zur Zeit des Konzils. Der Chroniktext wird auch intentional von einem völlig anderen Verfasserinteresse überformt. Man kann in diesem Zusammenhang durchaus von einer Funktionalisierung sprechen, wie sie für mittelalterliche Texte keineswegs unüblich war. Die Chronik fungierte in ihrer Konstanzer Version offenbar als Selbstgedächtnis der Stadt an eines der größten Ereignisse, das jemals in ihren Mauern stattfand. Im Gegensatz zur Aulendorfer Handschrift ist für die Konstanzer Handschrift also nicht (mehr) klar, wer die Chronik eigentlich verfasst hat. Einen persönlichen Verfasser, der namentlich genannt würde, gibt es nicht mehr. Im

Prooem des Werkes werden wohl bewusst nur noch die »erber lüt« [»ehrbare Leute«] als anonyme Autorengruppe angeführt.

Man wird mithin annehmen dürfen, dass die beiden unterschiedlichen Versionen der Chronik, die Aulendorfer und die Konstanzer Handschrift, hinsichtlich ihrer Genese ganz unterschiedliche textfunktionale Bedürfnisse befriedigten. Die beiden Haupthandschriften repräsentieren nicht nur unterschiedliche Textfassungen bzw. Textversionen, sondern verschiedene Textsorten mit völlig anderen Textintentionen. Die Unterschiede liegen nicht nur auf der reinen Textebene – obwohl sie das natürlich auch tun – als vielmehr auf der Ebene der Textpragmatik, d. h. des unterschiedlichen und offenbar variablen Textgebrauchs.

Wenn man das Prooem der Aulendorfer und der Konstanzer Handschrift vergleicht, fällt auf: Die Sprecher sind in den beiden Einleitungspartien nicht mehr dieselben. Und man muss vermuten, dass dies auch für die Adressaten bzw. die Rezipienten der Chronik gilt, die in der »objektivierten« Konstanzer Version mit einem Maß an normativer historiographischer Verbindlichkeit konfrontiert werden, das der »subjektiven« Aulendorfer Fassung durch den persönlichen Erzähler in diesem Ausmaß fehlt. Die Ersetzung der ersten durch die dritte Person Singular in der Konstanzer Handschrift spiegelt hier wohl zugleich den Weg der Chronik von einer »Privatarbeit« zu einer offiziellen städtischen Geschichtsdarstellung wider.

Inwieweit der Autor selbst an dieser »Objektivierung« seiner zunächst persönlich gehaltenen Chronik Anteil nahm, muss offen bleiben. Fest steht jedenfalls, dass die Aulendorfer Handschrift in textlogischer Hinsicht vor der Konstanzer liegen muss. Das geht vor allem aus einigen Ich-Formen hervor, die in der Konstanzer Handschrift – wohl aus Versehen – nicht eliminiert wurden, sondern stehen geblieben sind. Das ergibt eine Kollation der beiden Handschriften.

Der Kunsthistoriker Bernd Konrad hat zuletzt die Vermutung ausgesprochen, dass der Konstanzer Textzeuge »sehr wahrscheinlich im Auftrag des Rates der Stadt« hergestellt worden sei<sup>32</sup>, was nicht unwahrscheinlich ist, wenn man die Tendenz der Handschrift und ihre reiche Ausstattung betrachtet. Außerdem ist sie schon früh, wie Hans von Waltheyms Reisebericht bestätigt, »in offiziellem Konstanzer Besitz« nachweisbar<sup>33</sup>, so dass man vielleicht eine Parallele zu Conrad Justingers amtlicher Chronik der Stadt Bern ziehen darf, die, nach eingehender Prüfung durch Rat und Stadtgemeinde, »in das Stadtgewölbe zu andern Briefen und Schätzen niedergelegt wurde«<sup>34</sup>.

Dass der Konstanzer Bürger Ulrich Richental der Urheber des Werkes war, steht außer Zweifel. Der Konstanzer Chronist Gebhard Dacher hat dessen Verfasserschaft im Vorspann der Prager Handschrift (Cod. XVI A 17, 1464 = Pr) ausdrücklich betont. Der Besitzer- und Autorenvermerk fol. 4<sup>v</sup> ist denn auch ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis der Text- und Überlieferungsgeschichte der Chronik, die in eine Vor- und Nach-Dacher-Ära zerfällt: *Dis büch [gemeint ist die Prager Handschrift] ist Gebhartt Dachers von Costentz und seitt von dem concilium, so dann zû Costentz gewessen ist, als danne Ūlrich Richental, ain burger*



von Costentz, zü den selben zitten gar aigenlichen, was darinne beschehen ist, verschriben und laussen maulen hautt, und ich Gebhartt Dacher das ernüwert hab anno MCCCCLXIII jar.

Hier werden textgeschichtlich deutlich zwei Phasen unterschieden: Eine erste Phase, die auf den Verfasser, den Konstanzer Bürger Ulrich Richental, zurückgeht, und eine zweite Phase, die durch eine »Erneuerung« des Werkes gekennzeichnet ist, wie sie Dacher 1464 vorgenommen hat. Beide Phasen müssen textgeschichtlich streng auseinandergelassen werden. Eine »Erneuerung« bzw. Redaktion hat die Chronik jedoch nicht erst durch Dacher erfahren. Bereits die »objektivierende« Bearbeitung, der die Konstanzer Handschrift ihre Entstehung verdankt, ist in gewisser Hinsicht als eine »Neufassung« des Werkes anzusprechen, die sich vor allem durch den Wechsel der Erzählperspektive und den »Verlust des Autors« von der Aulendorfer Handschrift unterscheidet.

Wenn hier im Folgenden daher nicht von der Konstanzer, sondern von der Aulendorfer Handschrift die Rede sein soll, so deshalb, weil die Aulendorfer Handschrift im erhaltenen Überlieferungsgefüge der Chronik in textgeschichtlicher Hinsicht einen mindestens ebenso hohen Stellenwert wie die Konstanzer Handschrift in Anspruch nehmen darf. Seit ihrem Verkauf in die USA ist sie jedoch – nicht ganz zu Recht – etwas aus dem Blickpunkt der Forschung gerückt. Das hat nicht zuletzt auch mit dem traditionell kunsthistorischen Schwerpunkt der Richental-Forschung zu tun. Seit den Arbeiten von Rudolf Kautzsch und Lilli Fischel fokussiert sich die Forschung vornehmlich auf die Konstanzer, Wiener und ehemals St. Petersburger Handschrift (heute Prag, Cod. VII A 18). Die Aulendorfer Handschrift ist jedenfalls bis heute – von der Lichtdruckausgabe Hermann Sevins von 1881 einmal abgesehen – nicht faksimiliert worden. Dennoch bleibt sie, was eine eventuelle Textedition der Chronik anbelangt, nach wie vor die wichtigste erhaltene Richental-Handschrift, die wir besitzen.

Wenn ich das so sehr betone, dann deshalb, weil heute leicht vergessen wird, dass wir es bei der Aulendorfer Handschrift eigentlich mit einem Codex zu tun haben, der bis 1930/1935 mindestens ebenso leicht zugänglich und erreichbar war, wie es die Konstanzer Handschrift noch heute ist. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts richtete sich das text- und überlieferungsgeschichtliche Interesse verstärkt und etwas einseitig auf die Konstanzer Handschrift.

Wie reich, vielfältig und spannend die Rezeptionsgeschichte der Aulendorfer Handschrift ist, beweist ihre Textgeschichte, die von Konstanz über Aulendorf (bei Ravensburg und Weingarten) bis nach New York reicht, wo sie heute in der New York Public Library<sup>35</sup> als Handschrift Nr. 32 der »Spencer Collection of Illustrated Books« liegt. Wir dürfen die Aulendorfer Handschrift, die wohl um 1460 in Konstanz entstanden ist, daher durchaus auch als »oberschwäbische« Richental-Handschrift ansprechen, da sie vom ausgehenden 15. Jahrhundert bis 1930/1935 im Besitz der Grafen von Königsegg in Aulendorf war.

Am Beispiel dieser wichtigen Richental-Handschrift lässt sich nicht nur aufzeigen, dass die Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte der Chronik weit über Konstanz und den



engeren Bodenseeraum hinausreichte. Man kann vielmehr mit Recht behaupten, dass das Konstanzer Konzil nicht nur für Konstanz, sondern für ganz Südwestdeutschland und damit auch für Oberschwaben eine große und weitreichende Bedeutung gehabt hat.

## OBERSCHWABEN UND DIE KONZILSCHRONIK ULRICH RICHENTALS

Die Bedeutung der oberschwäbischen Region für die Text und Rezeptionsgeschichte der Chronik lässt sich nicht nur daran erkennen, dass die bis heute wichtigste Richental-Handschrift vom ausgehenden Spätmittelalter bis in das Jahr 1930/1935 in der gräflichen Bibliothek zu Aulendorf lag<sup>36</sup>, sondern dass sie auch von einem Oberschwaben erstmals wissenschaftlich beschrieben, ediert und herausgegeben wurde. Geht die erste wissenschaftliche Textausgabe, nach der man die Chronik bis heute zitiert, doch auf Michael Richard Buck zurück. Sie erschien im Jahr 1882 in Tübingen als Band 158 in der »Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart« und folgt der Aulendorfer Handschrift.

Doch die Arbeit Michael Richard Bucks an der Handschrift beginnt nicht erst 1882. Sie reicht mindestens zehn Jahre weiter zurück. Das geht aus den weit reichenden wissenschaftlichen Interessen des Editors hervor, die ihn nicht nur als regelmäßigen Besucher der gräflichen Bibliothek, sondern auch des gräflichen Archivs ausweisen<sup>37</sup>. Zwar wurde der Codex 1882 im Rahmen der Edition erstmals ausführlich editorisch bearbeitet, untersucht und codicologisch beschrieben. Aber bereits am 4. November 1870 hatte er die Handschrift im »Verein für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben« in einem 1871 publizierten Vortrag näher vorgestellt und u. a. sogar Textauszüge (Verbrennung des Hus) aus dem Codex präsentiert<sup>38</sup>. Er tat dies jedoch nicht, ohne nicht auch zugleich den bestimmten Wunsch nach einer Textedition zu äußern. Diesem Wunsch kam der »Litterarische Verein in Stuttgart« 1882 nach.

Der »Codex Aulendorfensis« befand sich damals – bis zur Erwerbung durch Charles Sessler im November 1935<sup>39</sup> – allerdings noch im Besitz des Grafen Gustav von Königsegg-Aulendorf (1813–1882). Das geht aus dem Besitzeintrag auf dem vorderen Spiegel der Handschrift und aus der alten Signatur der gräflichen Bibliothek hervor<sup>40</sup>. Michael Richard Buck dankt dem Grafen am Ende seines Chronikvorwortes denn auch ausdrücklich für die »huldvolle unterstützung durch längere überlassung des originals«<sup>41</sup>. Er konnte die Handschrift also offenbar für längere Zeit aus der gräflichen Bibliothek ausleihen und bei sich zu Hause für den Druck bearbeiten.

Nach Aulendorf dürfte die Handschrift mit der Bibliothek des um 1480 amtierenden Konstanzer Domherrn Hans von Königsegg gekommen sein<sup>42</sup>. Das Geschlecht wird im systematischen Listenteil der Chronik jedenfalls ausdrücklich unter den Konzilsteilnehmern aufgeführt und genannt<sup>43</sup>. Bei dem Codex handelt es sich um die wohl älteste

erhaltene, um 1460 entstandene Richental-Handschrift. Die ursprüngliche Textvorlage, die aller Wahrscheinlichkeit nach in den Zeitraum zwischen 1420 und 1430 zu datieren ist, ging bekanntlich verloren. In der älteren Richental-Forschung ist in diesem Zusammenhang zwar stets von einem »Original« die Rede. Es stellt sich aber die Frage, ob es bei variablen Gebrauchstexten, wie es die Chronik offenbar war, überhaupt Sinn macht, von einem »Original« im klassischen Sinne zu sprechen. Viel wahrscheinlicher ist, dass die Textsituation von allem Anfang an »offen« bzw. im Fluss war.

Vertreter der »New Philology« sprechen in diesem Zusammenhang auch von einer »sozialen Logik des Textes«, die deutlich macht, dass der Text immer auch in seinem sozialen Kontext zu sehen und zu bewerten ist. Die Aulendorfer Handschrift dürfte der ursprünglichen Entstehungssituation, was die »subjektive« Textperspektive anbelangt, aber sehr nahe kommen, ist aber nicht mit dem Ursprungstext, wenn es den überhaupt jemals gegeben hat, identisch<sup>44</sup>. Sie stellt vermutlich nur den »subjektiven« Ausgangspunkt einer ebenso langen wie komplexen Text- und Überlieferungsgeschichte dar, die schon früh durch Umarbeitungen und redaktionelle Verformungen gekennzeichnet ist.

Ein wichtiges Indiz für die relativ frühe Entstehung der Aulendorfer Handschriftenvorlage ist die »subjektive« bzw. persönliche Erzählhaltung. Der Chronist spricht von sich häufig in der ersten Person Singular und flicht in die Geschichtserzählung auch immer wieder persönlich gehaltene Bemerkungen ein, die ihn als Augenzeugen vieler Konzilsereignisse ausweisen. Michael Richard Buck hat die entsprechenden Textpartien im Vorwort zu seiner Textausgabe erstmals vollständig zusammengestellt, analysiert und ausgewertet<sup>45</sup>. Sie teilen uns auch einiges über den Verfasser Richental und seine soziale Stellung im zeitgenössischen Konstanz mit. Anders in der zweiten Haupthandschrift, dem Konstanzer Codex, der – von einigen wichtigen Ausnahmen abgesehen – in der dritten Person Singular (»objektivierte Form«) erzählt und daher, textlogisch gesehen, als von der »subjektiven Textfassung« abgeleitet gelten darf<sup>46</sup>.

Dass sich die Textgeschichte von der Aulendorfer zur Konstanzer und nicht von der Konstanzer zur Aulendorfer Handschrift entwickelt hat, wird durch Ich-Formen bestätigt, die sich in der Konstanzer Handschrift versehentlich erhalten haben, eigentlich aber eliminiert hätten werden müssen. Sie weisen darauf hin, dass in der Konstanzer Handschrift noch Reste einer »subjektiven« Textvorlage vorhanden bzw. stehengeblieben sind, die daher älter sein muss. Die Konstanzer Handschrift hat gegenüber der Aulendorfer Handschrift allerdings – vor allem im ersten Chronikteil – auch einen Überschuss an Nachrichten zu bieten. Das hat indes mit der besonderen Funktion der Konstanzer Handschrift in der Überlieferungsgeschichte zu tun und lässt auf eine redaktionelle Überarbeitung durch einen Personenkreis schließen (»erber lüt«), der an einer offiziellen Umarbeitung der Chronik zum Zwecke der historiographischen Selbstdarstellung der Stadt nach Beendigung des Konzils interessiert war.

Das Verhältnis der Codices Aulendorf und Konstanz erstmals richtig bestimmt und erkannt zu haben, ist das unbestrittene Verdienst von Michael Richard Buck. Josua (Jo-

seph) Eiselein (1791–1856), der bereits 1847 eine Textedition der Konstanzer Handschrift projektierte<sup>47</sup>, aber nicht ausführte, scheint sich diesbezüglich noch sehr unsicher gewesen zu sein<sup>48</sup>. Er vertrat, was der Konstanzer Archivar Johann Marmor zu Recht monierte, diesbezüglich ganz widersprüchliche Auffassungen. Erst Michael Richard Buck hat hier, wie der Kunsthistoriker Rudolf Kautzsch 1894 bestätigend vermerkte<sup>49</sup>, mit seiner Ausgabe klare Verhältnisse geschaffen.

Seine noch heute maßgebliche Textedition hat er 1882 denn auch gezielt auf die ältere Handschrift Aulendorf und nicht auf Konstanz gegründet. Ein Jahr zuvor war die Lichtdruckausgabe des Theologen Hermann Sevin in Karlsruhe erschienen, die die Aulendorfer Handschrift stark verkleinert wiedergab<sup>50</sup>. Als der Codex 1930 über ein Münchener Antiquariat (Karl & Faber, Mai 1930) zum Verkauf angeboten wurde und 1935 den Besitzer wechselte und in die New York Public Library (Spencer Collection MS. 32) kam<sup>51</sup>, wurde er 1936 und 1939 von Karl Küp zwar nochmals eingehend und detailliert beschrieben<sup>52</sup>, der überlieferungsgeschichtliche Zusammenhang mit Oberschwaben und der Bodenseeregion aber war nach dem Verkauf der Handschrift abgerissen und nicht mehr unmittelbar gegeben. Der teilweise schlechte Zustand der Handschrift dürfte noch heute der des ausgehenden 19. Jahrhunderts sein. Es finden sich jedenfalls – im Gegensatz zur Konstanzer Handschrift – keine Restaurationsvermerke, so dass wir davon ausgehen dürfen, dass die Handschrift heute noch in demselben Zustand ist, in dem sie Michael Richard Buck im ausgehenden 19. Jahrhundert editorisch bearbeitet und herausgegeben hat.

## MICHAEL RICHARD BUCK ALS ERSTER KRITISCHER EDITOR DER CHRONIK

Nachdem Michael Richard Buck 1882 eine erste moderne Textausgabe der Chronik vorgelegt hatte, war die ältere Editions-geschichte, die mit den Drucken des 15. und 16. Jahrhunderts begonnen hatte, zwar an ihr vorläufiges Ende gekommen. Dies hieß aber nicht, dass die moderne historische Forschung nicht gleich den Ruf nach einer kritischen Neuausgabe erhob. Dieser Ruf, der von Heinrich Finke (1928), Otto Feger (1964), Hermann Heimpel (1980) und Wilhelm Matthiessen (1985) erhoben wurde, ist insofern legitim, als nach 1882 tatsächlich neue Handschriften gefunden wurden, die von Buck in seiner Edition noch nicht berücksichtigt worden waren.

Buck hat diesen Mangel insofern korrigiert, als er die beiden (neu entdeckten) Codices der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe (St. Georgener und Ettenheimer Handschrift) ein Jahr vor seinem Tod selbst noch vorstellte und näher beschrieb<sup>53</sup>. Dennoch stellt die Erstedition von 1882 unter den damaligen Umständen eine hervorragende Leistung dar. Hinzu kommt, dass es bis heute niemandem gelungen ist, Buck in dieser Hinsicht zu »überholen«. Nach wie vor wird die Richental-Chronik nach seiner, wie immer wieder moniert wird, veralteten Ausgabe zitiert. Überhaupt verdient die Person des mo-

dernen Ersteditors der Chronik meines Erachtens mehr Aufmerksamkeit, als ihm bislang in der Richental-Forschung zuteil geworden ist, zumal die Chronik eher ein Neben- als ein Hauptprodukt seiner wissenschaftlichen Tätigkeit gewesen sein dürfte.

Die historische Gestalt des Chronikeditors ist in mehrerlei Hinsicht interessant. Denn er verbindet in seiner Person exemplarisch wissenschaftliches Interesse mit einem regional- und lokalgeschichtlichen Impetus, – eine Eigenschaft, die für seine Zeit nicht untypisch, aber auch nicht die Regel war<sup>54</sup>. Er wurde am 26. September 1832 in Ertingen bei Riedlingen geboren und ist am 15. September 1888 in Ehingen gestorben. Die Gemeinde Ertingen liegt im westlichen Teil des Landkreises Biberach, direkt an der ober-schwäbischen Barockstraße. Die nächste größere Stadt ist Saulgau bzw. Bad Saulgau. Es gibt in Ertingen heute sogar ein eigenes Michel-Buck-Museum<sup>55</sup> und in der Region einige nach Michael Richard Buck benannte Schulen. Im Stadtarchiv Ehingen finden sich neben diversen zeitgenössischen Presseveröffentlichungen unter der Signatur B 376 außerdem Akten zum Nachlass von Buck<sup>56</sup>. Dennoch hat sich bis heute niemand wissenschaftlich erschöpfend mit Michael Richard Buck beschäftigt<sup>57</sup>. Die Gemeinde Ertingen hat 1982 zwar eine von Walter Bleicher herausgegebene Biographie zusammengestellt<sup>58</sup>, sie kann wissenschaftlichen Ansprüchen aber nicht in jeder Hinsicht genügen. Zur Chronik-Edition und ihren Hintergründen teilt sie nahezu nichts mit. Seinen Lebensunterhalt verdiente Michael Richard Buck – und auch das ist wiederum interessant – als praktischer Arzt<sup>59</sup>. In seiner Freizeit war er jedoch als Volkskundler, Mundartdichter und Sprachwissenschaftler tätig, wovon viele seiner Publikationen zeugen. So hat er z. B. ein »Oberdeutsches Flurnamenbuch« herausgegeben, das in das »Deutsche Rechtswörterbuch« Eingang gefunden hat<sup>60</sup>.

Wir gehen also gewiss nicht fehl in der Annahme, wenn wir ihn, wie viele andere Archivare und Geschichtsliebhaber im »historischen« 19. Jahrhundert, zwar nicht für einen modernen Historiker, aber doch für einen historisch und vor allem sprachwissenschaftlich eminent gebildeten Menschen halten, dem es vornehmlich um die Bewahrung und Tradierung von regionalem Kultur- und Bildungsgut ging. Das zeigen seine vielen Veröffentlichungen, die vor allem dem ober-schwäbischen Nahraum gelten. Das dürfte auch der Grund für seine Beschäftigung mit dem Konstanzer Konzil und seiner Überlieferung gewesen sein. Vermutlich war es sogar eher das sprachwissenschaftlich-codologische als das historische Interesse, das ihn zu seiner Edition veranlasste. Vielleicht ging die erste Motivation zur Befassung mit dem Konzil und der Aulendorfer Handschrift sogar auf die Grafen von Königsegg-Aulendorf zurück, deren Geschlecht einst ja selbst am Konzil teilgenommen hatte und in deren Haus er offenbar ein und aus ging. In jedem Fall dürfen wir lokal- bzw. regionalgeschichtliche Gründe für seine Beschäftigung mit der Chroniküberlieferung voraussetzen.

## VON KONSTANZ ÜBER AULENDORF NACH NEW YORK

Michael Richard Buck war offenbar nicht nur die Bedeutung des Werkes für die Geschichte Oberschwabens und des Bodenseeraumes bewusst, nein, er hatte – und das war für einen angehenden Editor viel wichtiger – auch Zugang zur wichtigsten erhaltenen Richental-Handschrift, der so genannten »Aulendorfer Handschrift«. Diese war damals noch Teil der Bibliothek des Grafen Gustav von Königsegg-Aulendorf (1813–1882)<sup>61</sup>. Die Handschrift war für Michael Richard Buck also relativ leicht zugänglich, zumal ihm, wie bereits betont, der Graf offenbar nicht nur gewogen war, sondern ihm die Handschrift auch für einen längeren Zeitraum überließ<sup>62</sup>. Der konkrete Zugang zum Archiv dürfte über den gräflichen Domänendirektor in Königseggwald Franz Klocker (1866–1873) hergestellt worden sein<sup>63</sup>, mit dem Buck offenbar befreundet war. Bis zu seinem Tod 1882 hat sich Klocker mit dem gräflichen Archiv befasst und ist zugleich Archivregistrator gewesen. Das sind geradezu ideale Voraussetzungen für einen Editor des 19. Jahrhunderts, der weder auf Mikrofilme noch auf Kopien zurückgreifen konnte. Die Ausgabe von Hermann Sevin, die es nur in limitierter Auflage gab, war ihm nachweislich bekannt<sup>64</sup>.

Die Nähe zum gräflichen Haus machte es ihm jedenfalls möglich, die Handschrift, die er herausgeben wollte, gewissermaßen »zu Hause« beschreiben und bearbeiten zu können. Aufwändige und teure Handschriftenreisen, wie sie heute nötig sind, entfielen. Wir müssen heute – nach dem Verkauf der Handschrift in die USA – nach New York reisen, wenn wir die oberschwäbische Richental-Handschrift beschreiben oder konkret mit ihr arbeiten wollen. Selbstverständlich gibt es mittlerweile Mikrofilme bzw. den Lichtdruck von Hermann Sevin aus dem Jahr 1881. Aber diese Hilfsmittel können einem Herausgeber die codicologische Arbeit an der Handschrift nicht wirklich ersetzen. Er muss die Handschrift sehen. Hier hatte der Editor des ausgehenden 19. Jahrhunderts einen Vorteil gegenüber dem des beginnenden 21. Jahrhunderts. Michael Richard Buck konnte den Aulendorfer Codex noch in seiner Heimat Oberschwaben lesen.

An diesem kleinen Beispiel kann man zugleich erkennen, wie eng verwoben und verschränkt Regional- und Allgemeingeschichte unter Umständen sind. Die Rezeptions- und Wirkungsgeschichte der Chronik reicht, was ihre handschriftliche Überlieferung anbelangt, heute jedenfalls weit über Konstanz, den Bodenseeraum und Oberschwaben hinaus, was durchaus auch für die Bedeutung der Chronik spricht.

An dem zuletzt beschriebenen Weg einer wichtigen Richental-Handschrift von Konstanz über Aulendorf nach New York kann man zugleich erkennen, wie komplex, vielfältig und anstrengend, aber auch wie spannend mittelalterliche Text- und Überlieferungsgeschichte unter Umständen sein kann. Die Beschäftigung mit dem Mittelalter lässt sich jedenfalls nicht auf das Mittelalter beschränken. Denn die Nachwirkung oder Rezeption eines Textes – das sahen wir an Michael Richard Buck – reicht oft bis weit in die Gegenwart hinein. Sie ist auch selten einmal vollständig abgeschlossen, selbst wenn



das »historische« 19. Jahrhundert vielfache und wertvolle Vorarbeit bei der Erschließung und Herausgabe von mittelalterlichen Texten geleistet hat.

Das gilt in besonderer Weise für die wissenschaftlich-editorische Erschließung der Richental-Überlieferung. Sie ist zwar im 19. Jahrhundert in Angriff genommen und im 20. Jahrhundert durch vielfache Faksimilierungen einzelner Handschriften weitergeführt worden, aber bis heute fehlt eine wissenschaftliche Textedition, die die Ausgabe von Michael Richard Buck von 1882 angemessen ersetzen und zugleich wissenschaftliche Ansprüche befriedigen könnte. Dabei müsste eine solche Edition vielleicht gar nicht so aufwändig sein, wie man zunächst denken würde. Für eine breitere Kenntnisnahme der Chronik würde zunächst eine kleine Reclam-Edition nach dem erzählenden (nicht systematischen) Teil der Aulendorfer Handschrift mit knapper historischer Einleitung durchaus genügen. Das Werk Ulrich Richentals würde damit der Öffentlichkeit wieder allgemein bekannt und zugänglich gemacht werden.

Alles Weitere ist von der wissenschaftlichen Textkritik zu erwarten, die sich in jüngster Zeit zwar intensiv mit Ulrich Richental und seiner Überlieferung beschäftigt<sup>65</sup>, aber noch nicht zu allgemein akzeptierten und konsensfähigen Ergebnissen geführt hat. Das liegt nicht zuletzt auch daran, dass moderne wissenschaftliche Editionen sehr kosten- und vor allem zeitintensiv sind. Von einem Einzelnen sind sie in absehbarer Zeit kaum noch zu bewältigen.

In diesem Zusammenhang könnte vielleicht auch die 1996 in Bad Schussenried aus der Taufe gehobene »Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur« eine begleitende, fördernde und unterstützende Rolle spielen. Wenn sie ihre Hauptaufgabe tatsächlich darin sieht, Oberschwaben als herausragenden Geschichts-, Kultur- und Bildungsraum zu präsentieren, dann müsste ihr Interesse nicht nur der oberschwäbischen Richental-Überlieferung, insbesondere der Aulendorfer Handschrift, sondern auch dem Ersteditor der Richental-Chronik, Michael Richard Buck, gelten. Beide spielen in der Text- und Rezeptionsgeschichte der Chronik eine herausragende Rolle, die bislang nicht in dem Maße gewürdigt worden ist, wie dies eigentlich notwendig wäre.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die Region Oberschwaben spielt in der Text- und Rezeptionsgeschichte der Richental-Chronik eine in zweifacher Hinsicht wichtige Rolle: Sie stellt 1.) nicht nur eine wichtige oder vielleicht: die wichtigste Handschrift, die bis 1930/1935 in Aulendorf lag und bis 1935 im Besitz der Grafen von Königsegg-Aulendorf war. Ihr entstammt 2.) auch der erste kritische Editor der Handschrift, der diese 1882 mit Hilfe des »Litterarischen Vereins in Stuttgart« in Tübingen herausbrachte. Sein Werk blieb bis heute unersetzt.

Das wären zwei gute Gründe, sich auch in Oberschwaben näher mit dem Konstanzer Konzil, seiner Überlieferung, Text- und Editionsgeschichte zu befassen. Das heißt: Auch wenn die Handschrift, der ich diese Arbeit gewidmet habe, heute in New York liegt, so reichen ihre historischen Wurzeln überlieferungsgeschichtlich doch in die Ursprungsregionen des Konstanzer Konzils zurück. Dass dazu auch Oberschwaben gehört, geht

aus der Tatsache hervor, dass eine Handschrift ursprünglich im Benediktinerkloster Weingarten lag, eine Bildungsstätte, die eine bis ins Mittelalter zurückreichende lange handschriftliche Tradition hat<sup>66</sup>.

Dies noch einmal in aller Deutlichkeit hervorgehoben zu haben, ist Hauptanliegen dieser Arbeit gewesen, die durch eine Einladung an die Pädagogische Hochschule Weingarten veranlasst war. Sie macht zugleich deutlich, dass Regionalgeschichte nie nur Regionalgeschichte, sondern immer auch Teil eines größeren historischen Ganzen ist. Das Konstanzer Konzil und seine Überlieferung stehen in einem solchen übergreifenden Zusammenhang, der nicht nur von den Zeitgenossen als »weltgeschichtlich« empfunden wurde, sondern sich auch in der handschriftlichen Verbreitung der Chronik niederschlägt. Dieser größere historische Zusammenhang wird nicht zuletzt durch eine Konzilshandschrift bezeugt, deren Textgeschichte nachweislich vom »alten« Europa bis in die »neue« Welt reicht.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Thomas Martin Buck, Pädagogische Hochschule Freiburg,

Kunzenweg 21, D-79117 Freiburg/Breisgau, Thomas.Martin.Buck@ph-freiburg.de

## ANMERKUNGEN

1 Die vorliegende Arbeit geht auf einen Vortrag mit dem Titel »Historisches Lernen im Geschichtsunterricht. Zur »Alterität« und »Kontinuität« spätmittelalterlicher »Geschichtsliteratur« im Bodenseeraum« zurück, den ich am 8. Februar 2006 an der Pädagogischen Hochschule Weingarten auf Einladung von Herrn Professor Dr. Jakob Ossner mit Studierenden im »Fruchtkasten« gehalten habe. Die hier vorliegende Textfassung ist für die Drucklegung verändert und erweitert worden.

2 »Kostbarkeiten der Buchmalerei aus Konstanz. Vom Konzil bis zur Reformation. Rosgartenmuseum Konstanz 27. Februar bis 17. April 2005«, mit entsprechendem Begleitprogramm und Vorträgen von Bernd Konrad, Helga Tenschert und Thomas Martin Buck. Im Prospekt heißt es: »Es kann als Sensation gelten, dass in der Konstanzer Ausstellung erstmals alle in Europa vorhandenen Exemplare [der so genannten Richental-Chronik] zusammenkommen und von den Besuchern in ihrer unterschiedlichen Gestaltung verglichen werden können«. Siehe auch die Wochenzeitung »Das Parlament« Nr. 12 vom 21. März 2005 S. 18 den Artikel zur Ausstellung von Eva Grundl.

3 Es handelt sich um die Handschrift Konstanz, Rosgartenmuseum, Inv. Hs. 1, foll. 1<sup>r</sup>-150<sup>r</sup>, um 1465 = K.

4 Handschrift Konstanz = K, fol. 2<sup>r</sup>.

5 Vgl. zu diesem ganzen Komplex BUCK, Thomas Martin: Fiktion und Realität. Zu den Textinserten der Richental-Chronik, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 149 (2001) S. 61-96, hier S. 83 ff., hier S. 61 auch eine knappe Gesamtübersicht zu dem handschriftlichen Bezeugungsprofil des Textes. Zu dem Chronisten Gebhard Dacher vgl. HILLENBRAND, Eugen: Art. Dacher, Gebhard, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, Bd. 2, Berlin - New York 1980, Sp. 31 f.

6 Zum Konzil und seiner Geschichte jetzt umfassend BRANDMÜLLER, Walter: Das Konzil von Konstanz 1414-1418 (Konziliengeschichte: Reihe A, Darstellungen), Bde. 1 und 2, Paderborn - München - Wien - Zürich 1991 und 1997.

7 MERTENS, Dieter: Art. Richental, Ulrich, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, Bd. 8, Berlin - New York 1992, Sp. 55-60, hier Sp. 55. Siehe auch MATTHIESSEN, Wilhelm: Ulrich Richentals Chronik des Konstanzer Konzils. Studien zur Behandlung eines universalen Großereignisses durch



die bürgerliche Chronistik, in: *Annuario Historiae Conciliorum* 17 (1985) S. 71–191, 323–455.

8 Vgl. BUCK, Thomas Martin: Zu den historiographischen Prinzipien Ulrich Richental's, in: *Schrr VG Bodensee* 117 (1999) S. 11–32. In leicht veränderter Form auf Einladung von Frau Elisabeth von Gleichenstein vorgetragen am 8. April 2005 im Konstanzer Rosgartenmuseum im Rahmen der oben genannten Ausstellung.

9 Zu den Illustrationen vgl. BUCK, Thomas Martin: Figuren, Bilder, Illustrationen. Zur piktoralen Literalität der Richental-Chronik, in: *Scientia veritatis. Festschrift für Hubert Mordek zum 65. Geburtstag*, hg. von Oliver Münsch und Thomas Zotz, Ostfildern 2004, S. 411–443 mit einem vergleichenden Bilderverzeichnis auf S. 437–443 sowie DERS.: Text, Bild, Geschichte. Papst Johannes XXIII. wird auf dem Arlberg umgeworfen, in: *Annuario Historiae Conciliorum* 30 (1998) S. 37–110 mit sämtlichen Papststurz Bildern.

10 MERTENS (wie Anm. 7) Sp. 55.

11 Anton Sorg, Augsburg 1483, Heinrich Steyner, Augsburg 1536, Siegmund Feyerabend, Frankfurt a. M. 1575.

12 Vgl. BUCK, Thomas Martin: Die Richental-Handschrift P I 2 des Stadtarchivs Lindau, in: *Montfort. Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs* 52 (2000) Heft 4, S. 325–328. Siehe dazu auch DERS.: Die Lindauer Richental-Handschrift P I 2, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 64 (2001) S. 169–174.

13 Vgl. BUCK, Thomas Martin: Die ehemals St. Petersburger Richental-Handschrift (heute: Prag, Cod. VII A 18). Text und Ikonographie, in: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 56 (2000) S. 593–602.

14 Vollständig lautet die Stelle fol. 2<sup>v</sup>: *In omnem terram exiit sonus eorum, et in fines orbis terre verba eorum. Scribitur psalmo decimo octavo, et hec verba proprie apponuntur apostolis, qui et ewangelium predicaverunt in universo mundo. Eciam digne potest apponi civitati Constanciensis in Almania, provincie Maguntinensis; quasi diceret civitas Constanciensis de se ipsa cum mansueto propheta David: In omnem terram exiit nomen Constancie, et divulgatum est nomen eius in universa terra.*

15 Vgl. BUCK, Thomas Martin: Zur Geschichte der Richental-Edition, in: *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte* 59 (2000) S. 433–448.

16 Hierzu KONRAD, Bernd: Die Buchmalerei in Konstanz, am westlichen und am nördlichen Bodensee

von 1400 bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, in: *Buchmalerei im Bodenseeraum. 13. bis 16. Jahrhundert*. Herausgegeben im Auftrag des Bodenseekreises von Eva MOSER, Friedrichshafen 1997, S. 109–154, 259–331. Siehe auch *Handschriftencensus* (<http://www.handschriftencensus.de>), Klaus Klein, Oktober 2006.

17 Auf fol. 2<sup>r</sup> oben der Handschrift Konstanz findet sich der Eintrag: *Eigenthum der Stadt Constanz*. Er stammt von einer Hand des 19. Jahrhunderts und dürfte auf den Konstanzer Archivar Johann Marmor zurückgehen.

18 Vgl. WELTI, Friedrich Emil: Hans von Waldheims Reisen durch die Schweiz im Jahre 1474, in: *Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern* 25 (1920) S. 89–154; WERMINGHOFF, Albert: Das oberbadische Land im Pilgerbuch des Hans von Waltheim aus den Jahren 1474/75, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F.* 37 (1922) S. 71–83, hier S. 77 f.; PARAVICINI, Werner: Hans von Waltheim, pélerin et voyageur, in: *Provence Historique* 61 (1991) S. 433–464, hier S. 465 f. sowie *Europäische Reiseberichte des späten Mittelalters. Eine analytische Bibliographie*, hg. von Werner Paravicini. Teil 1: *Deutsche Reiseberichte*, bearb. von Christian Halm, Frankfurt a. M. 1994, S. 171–174 Nr. 73.

19 Für WERMINGHOFF (wie Anm. 18) S. 78 Anm. 1 handelte es sich um die Konstanzer Handschrift.

20 Vgl. BUCK, Thomas Martin: Der Codex Salemitanus. Rekonstruktion einer verlorenen Richental-Handschrift, in: DERS. (Hg.), *Quellen, Kritik, Interpretation. Festgabe zum 60. Geburtstag von Hubert MORDEK*, Frankfurt a. M. u. a. 1999, S. 247–278, hier zu Johann Ulrich Pregitzer S. 264–269.

21 Vgl. FEGER, Otto: Die Hochschulen am Konstanzer Konzil nach der Chronik des Ulrich Richental, in: *Konstanzer Blätter für Hochschulfragen*. 5. Jahrgang. II. Heft. 3. November 1964, S. 73–86, hier S. 76.

22 Siehe zur Geschichte des Rosgartenmuseums auch Hecht, Josef: Zur Geschichte des Konstanzer Sammlungswesens im 19. Jahrhundert, in: *Oberrheinische Kunst* 9 (1940) S. 176–190, hier S. 181 f. und *Handbuch der Handschriftenbestände in der Bundesrepublik Deutschland*, hg. vom Deutschen Bibliotheksinstitut, Teil 1. Bearbeitet von Tilo BRANDIS und Ingo NÖTHER, Berlin 1992, S. 291.

23 Eine zweite Auflage der von German Wolf veranstalteten photographischen Reproduktion erschien 1906. Alle Verweise vgl. BUCK, Th. M. (wie Anm. 15) S. 437 f. mit Anm. 16 und 18.

- 24 Eine weitere, nur teilweise kolorierte Reprint-Ausgabe mit Geleitwort, Bildbeschreibung und Textübertragung in unsere Sprache erschien 1965 (2., ergänzte Aufl. 1984) in Konstanz von Michael MÜLLER.
- 25 Die Richental-Chronik. Das Konstanzer Konzil von 1414 bis 1418. Städtische Museen Konstanz. Rosgartenmuseum. Stadt Konstanz 2002.
- 26 Für die freundliche Überlassung einer solchen CD-ROM-Ausgabe habe ich dem Rosgartenmuseum Konstanz und Frau von Gleichenstein zu danken.
- 27 Ulrichs von Richental Chronik des Constanzer Concils 1414 bis 1418, hg. von Michael Richard BUCK (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart, Bd. CLVIII), Tübingen 1882 (Nachdrucke Hildesheim 1962, 1971 und 2004). Ein Faksimile der Augsburger Druckausgabe von 1536, die als Anhang den Text der Aulendorfer Handschrift nach M. R. Buck bietet, erschien 1936 in Potsdam.
- 28 Vgl. hierzu den Vortrag, den ich am 12. Juni 1999 auf Einladung von Herrn Prof. Dr. Helmut Maurer im Konstanzer Stadtarchiv im Rahmen des »Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte« mit dem Thema »Zur Überlieferungslage der Richental-Chronik. Ein textkritischer Vergleich der Aulendorfer und Konstanzer Handschrift« gehalten habe. Hierzu das Protokoll über die Arbeitssitzung am 12. Juni 1999 im Konstanzer Stadtarchiv Nr. 370.
- 29 Bei der vergleichenden Beurteilung der Konstanzer Handschrift mit der restlichen Überlieferung ist ferner die Tatsache zu berücksichtigen, dass es sich bei dem Codex in gewisser Hinsicht um eine Sammelhandschrift handelt, die die Richental-Chronik mit Schriftstücken zum Basler Konzil vereint. Die Handschrift, und das unterscheidet sie etwa von der Aulendorfer Handschrift, besteht aus zwei Teilen, wobei der erste dem Konstanzer, der zweite dem Basler Konzil gewidmet ist. Die Notiz, die sich am Ende des fol. 160<sup>ra</sup> einsetzenden zweiten Handschriftenteiles findet, ist auf diesen zu beziehen. Sie lautet fol. 225<sup>va</sup>: *Deo laus 1465. Johannem Rastettern* und stammt von der fol. 160<sup>ra</sup> anhebenden Hand. Damit ist der terminus ante quem der Handschriftengenesse bezeichnet.
- 30 Handschrift Konstanz = K, fol. 1r. Hierzu bereits Ulrichs von Richental Chronik des Constanzer Concils (wie Anm. 27) S. 5.
- 31 Handschrift Aulendorf = A, pag. 1. Siehe auch Ulrichs von Richental Chronik des Constanzer Concils (wie Anm. 27) S. 13.
- 32 KONRAD (wie Anm. 16) S. 120.
- 33 Ebd. S. 120.
- 34 STUDER, Gottlieb: Die Berner-Chronik des Conrad Justinger. Nebst vier Beilagen, hg. von Gottlieb STUDER, Bern 1871, S. 1.
- 35 New York. The New York Public Library, Spencer Collection of Illustrated Books (Print Room, Room 308), Nr. 32, um 1460 = A. Lichtdruckausgabe von H. Sevin (1881). Übersetzung ins Neuhochdeutsche von O. H. Brandt (1913) und L. R. Loomis ins Englische (1961). Zu allen weiteren Fragen siehe meine noch unpublizierte Habilitationsschrift »Textkritische Untersuchungen zur Konzilschronik Ulrich Richentals. Auf dem Wege zu einer Neuedition« (Freiburg 2001).
- 36 Neben der Aulendorfer Handschrift sind zwei weitere Richental-Handschriften oberschwäbischer Provenienz. Das gilt z. B. für die Wiener Handschrift (Cod. 3044), die früher im Besitz des Klosters Ochsenhausen war, aber auch für die Stuttgarter Handschrift (HB V 22), die aus dem Kloster Weingarten stammt und heute in der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart liegt.
- 37 Vgl. Dr. Michel Buck 1832–1888. Eine Biographie, zusammengestellt von Walter BLEICHER, Ertingen 1982, S. 41. Siehe auch BUCK, Michael Richard: Das freie Handwerk der Kessler in Oberschwaben. Mitteilungen aus den Kessleracten des gräflich Königseggischen Archives zu Aulendorf [Vortrag], in: Verhandlungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben. Neue Reihe 4. Heft (1872) S. 9–19.
- 38 BUCK, Michael Richard: Über Ulrich Richental's Chronik des Konstanzer Konzil's, in: Verhandlungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben, unter dem Protektorate Sr. Majestät des Königs Karl von Württemberg. Neue Reihe. Drittes Heft (1871) S. 1–4.
- 39 Hierzu DE RICCI, Seymour: Census of Medieval and Renaissance Manuscripts in the United States and Canada II, New York 1937, S. 1342 Nr. 32. Siehe auch Bulletin of the New York Public Library (= BNYPL) 40 (1936) S. 197 [Report of the Director]. Nach Auskunft von Johannes Graf Königsegg erfolgte der Verkauf der Handschrift zusammen mit dem größten Teil des Inventars, der Bibliothek und des gesamten Schlosses in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts. Aus dem Internet-Angebot der NYPL in New York ist zu entnehmen, dass die Handschrift damals für 17 000 \$ den Besitzer wechselte.
- 40 Die Signatur der gräflichen Bibliothek zu Aulendorf findet sich auf dem Rücken des Codex: XI 3. Ich

habe die Handschrift für meine Habilitationsschrift zweimal selbst in New York im November 1998 sowie im Juni 2000 in der New York Public Library gesehen und eingehend beschrieben. Für ihre Hilfe sei an dieser Stelle nochmals Margaret Glover herzlich gedankt.

41 Ulrichs von Richental Chronik des Constanzer Concils (wie Anm. 27) S. 12.

42 Hierzu BERGER, Wilhelm: Johannes Hus und König Sigmund, Augsburg 1871, S. 218 Anm. 5 von S. 217; Ulrichs von Richental Chronik des Constanzer Concils (wie Anm. 27) S. 8 f. und FISCHEL, Lilli: Die Bilderfolge der Richental-Chronik, besonders der Konstanzer Handschrift, in: FEGER, Otto: Ulrich Richental. Das Konzil zu Konstanz MCDXIV–MCDXVIII, Bd. 2: Kommentar und Text, bearb. von Otto Feger, Starnberg–Konstanz 1964, S. 37–55, hier S. 45.

43 Vgl. Ulrichs von Richental Chronik des Constanzer Concils (wie Anm. 27) S. 197–199. Hierzu BECK, Paul: Gerichtsverfahren und Verwaltung in den reichsgräflichen Herrschaften Königsegg und Aulendorf, in: Alemannia 24 (1897) S. 238–252; BOXLER, Horst: Die Herren von Entringen und die Frühgeschichte der Grafen zu Königsegg, Ulm 1993, S. 130 und 213 sowie Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte, Bd. 2, hg. von Meinrad SCHAAB u. a., Stuttgart 1995, S. 434.

44 Die Konstanzer Handschrift verfügt über ichtzentrierte Textpartien, die zwar auf eine subjektive Chronik-Version zurückgehen, aber nicht mit der Aulendorfer Handschrift identisch sind. Dieser Befund wird durch die Kollation der Wolfenbütteler Handschrift bestätigt.

45 Ulrichs von Richental Chronik des Constanzer Concils (wie Anm. 27) S. 5–8.

46 So bereits FISCHEL (wie Anm. 42) S. 52.

47 EISELEIN, Josua: Begründeter Aufweis des Plazes bei der Stadt Constanz, auf welchem Johannes Hus und Hieronymus von Prag in den Jahren 1415 und 1416 verbrannt worden. Auß alten Urkunden und Handschriften des Stadtarchives zu Constanz erhoben und verfasst. Dem würdigen Herren Bürgermeister Karl Hüetlin zu Constanz, welcher bei dieser Untersuchung mit Rath und That freundlich an die Hand gieng; dem Herren Gemeinderath August Schmid zum Gründenberg und Herren Doctor Johann Marmor, welche beide nach Kräften alles Gemeinnütze fördern, weihet diese Blätter als öffentliches Zeichen der Hochachtung ihr Verfasser, Anhang mit gedrucktem Prospectus zur (projektierten) Herausgabe der

Richental-Chronik, Konstanz 1847. Dazu BERGER (wie Anm. 42) S. 210–213.

48 In der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart liegt heute eine 150 Blatt starke Papierhandschrift von Josua Eiselein. Die Handschrift stammt aus der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek (Cod. Don. 613). Die Handschrift bietet eine zum Zwecke des Druckes gefertigte Handschriftenabschrift. Sie sollte wohl als Grundlage der projektierten Edition dienen. Siehe auch BUCK, Th. M. (wie Anm. 15) S. 435 f.

49 KAUTZSCH, Rudolf: Die Handschriften von Ulrich Richental's Chronik des Konstanzer Konzils, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins N. F. 9 (1894) S. 443–496, hier S. 453.

50 Es handelte sich um etwa 40 Exemplare. Nach DE RICCI, Seymour: Census of Medieval and Renaissance Manuscripts in the United States and Canada II, New York 1937, S. 1342 Nr. 32 im Jahr 1906 in Konstanz neu aufgelegt.

51 Zur [William August] Spencer Collection: The New York Public Library. Astor, Lenox and Tilden Foundations. The Spencer Collection of Illustrated Books, New York 1928, S. vii–xi sowie DE RICCI, Seymour: Medieval Manuscripts in The New York Public Library, in: Bulletin of The New York Public Library 34 (1930) S. 297–322, zur Spencer Collection S. 317–322.

52 KÜP, Karl: Ulrich von Richental's Chronicle of the Council of Constance, in: Bulletin of The New York Public Library 40 (1936) S. 303–320 sowie DERS.:

The Illustrations for Ulrich von Richental's Chronicle of the Council of Constance in manuscripts and books, in: The Papers of The Bibliographical Society of America 33 (1939) S. 1–16. Siehe auch Walters Art Gallery, Illuminated Books of the Middle Ages and Renaissance, Baltimore 1949, S. 54 Nr. 147. Siehe jetzt auch den eine Ausstellung vom 21. 10. 2005 bis 12. 2. 2006 in der NYPL dokumentierenden Katalog von Jonathan J. G. Alexander, James H. Marrow und Lucy Freeman Sandler: The splendor of the word. Medieval and Renaissance illuminated manuscripts at The New York Public Library, New York 2005, S. 382–386, Nr. 89; GRAF, Klaus, Oberschwäbische Adelsbibliotheken. Zeugnisse der geistigen Welt ihrer Besitzer, in: Adel im Wandel. Oberschwaben von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, hg. von Mark Hengerer und Elmar L. Kuhn, Bd. 2, Ostfildern 2006, S. 751–762, hier S. 755 f. und Handschriftencensus (<http://www.handschriftencensus.de>), Klaus Klein, November 2006.

- 53 BUCK, Michael Richard: Zwei neue Richental'sche Codices, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Neue Folge 2 (1887) S. 111–117.
- 54 Seine für die Geschichte Baden-Württembergs (vor allem Schwabens und Oberschwabens) einschlägigen historischen Publikationen sind verzeichnet bei HEYD, Wilhelm: Bibliographie der Württembergischen Geschichte, Bd. 1, Stuttgart 1895, Nrn. 401, 1811, 1896–1898, 3073, 3077, 3078, 3121, 3122, 3131, 3619, 3620–3622, 3624, 3625, 3630, 3637, 3642, 3643, 3654, 3662 und 3748.
- 55 Im Kaplaneihaus an der Dürmentinger Straße 33 mit Dokumenten zu Leben und Werk von Michael Richard Buck.
- 56 Manuskripte von M. R. Buck finden sich auch im Deutschen Literaturarchiv Marbach, im Gemeindearchiv Ertingen und in der Universitätsbibliothek Tübingen.
- 57 Siehe aber zu den Dialektdichtungen jetzt MOJEM, Helmuth und WOLF, Monika (Hg.): Michel Buck, Bagenga'. Sämtliche Dialektdichtungen. Herausgegeben und kommentiert von Helmut Mojem und Monika Wolf, Ertingen 2005, hier S. 253 auch kurz zur Chronikedition.
- 58 Vgl. auch Dr. Michel Buck (wie Anm. 37) S. 7 Daten zu seinem Leben und S. 149 f. das wesentliche Schrifttum über Buck. Einen knappen Lebensabriss bietet auch MOJEM (wie Anm. 57) S. 251–260.
- 59 Das gilt auch für den noch nicht hauptamtlichen Konstanzer Archivar Johann Marmor, der im Hauptberuf ebenfalls Arzt war.
- 60 BUCK, Michael Richard: Oberdeutsches Flurnamenbuch, ein alphabetisch geordneter Handweiser für Freunde deutscher Sprach- und Kulturgeschichte, namentlich auch für gebildete Forst- und Landwirthe, Stuttgart 1880.
- 61 Heute ist in der ehemaligen Bibliothek der Grafen von Königsegg-Aulendorf das Schlossmuseum Aulendorf untergebracht.
- 62 Er scheint überhaupt regelmäßigen Zugang zum Aulendorfer Archiv der Grafen von Königsegg-Aulendorf gehabt zu haben, wie aus diversen Publikationen (z. B. Anm. 37 bezüglich der Kessler in Oberschwaben) hervorgeht.
- 63 Diesen Hinweis auf den gräflichen Domänen-direktor Franz Klocker verdanke ich einer freundlichen Mitteilung des Grafen Johannes Königsegg.
- 64 Vgl. Ulrichs von Richental Chronik des Constanzer Concils (wie Anm. 27) S. 9.
- 65 Vgl. meine mit Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) im Rahmen eines Habilitationsstipendiums an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg erstellte Habilitationsschrift mit dem Titel »Textkritische Untersuchungen zur Konzilschronik Ulrich Richentals. Auf dem Wege zu einer Neuedition«, die 2001 fertig gestellt wurde. Der Großteil meiner Ergebnisse ist allerdings bereits in Aufsatzform in einschlägigen Periodika publiziert und damit der Allgemeinheit zugänglich gemacht worden. Siehe auch die kunsthistorische Dissertation von Gisela Wacker »Ulrich Richentals Chronik des Konstanzer Konzils und ihre Funktionalisierung im 15. und 16. Jahrhundert« (erstellt bei Konrad Hoffmann in Tübingen), die jedoch nur als Internetpublikation zugänglich ist und, soweit ich weiß, bisher weder in Buchform publiziert noch rezensiert wurde.
- 66 Die heute in Stuttgart liegende Handschrift HB V 22 stammt z. B. aus dem Benediktinerkloster Weingarten.



Manfred Tschaikner

## HEXENVERFOLGUNGEN IM BREGENZERWALD UM DIE MITTE DES 16. JAHRHUNDERTS

In Vorarlberg fanden bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts – also zu einer Zeit, die im deutschsprachigen Raum als ausgesprochen verfolgungsarm gilt – umfangreiche Hexenverfolgungen statt. Nach einem Tiefstand zu Beginn des Jahrhunderts hatten diese zwar allgemein seit etwa 1530 wieder leicht zugenommen,<sup>2</sup> dennoch lässt sich bislang um 1550 im weiten Umkreis keine ähnlich intensive Prozessserie wie in Vorarlberg feststellen.<sup>3</sup> Der Schwerpunkt der Verfolgungen lag damals im Bregenzerwald. Hier sollen sich ganze Hexen-Gesellschaften gebildet haben.

In der Literatur finden sich erste Hinweise darauf in einer Arbeit Hermann Sanders aus dem Jahr 1893 über Vorarlberg zur Zeit des Bauernkriegs.<sup>4</sup> Das Schicksal der dort kurz erwähnten Anna Mätzlerin führt auch Meinrad Tiefenthaler in seinem Aufsatz über »Hexen und Hexenwahn in Vorarlberg« aus dem Jahr 1962 an.<sup>5</sup> Mit den erhaltenen Unterlagen zu den Gerichtsverfahren gegen zwei weitere Frauen setzte sich Karl Heinz Burmeister 1979 in einem Aufsatz im Andelsbucher Gemeindeblatt auseinander.<sup>6</sup> Mein 1992 erschienenes Buch über die Hexenverfolgungen in Vorarlberg enthält eine erste – nunmehr überarbeitete – Übersichtsdarstellung der Hexenverfolgungen im Bregenzerwald.<sup>7</sup> Drei Jahre später veröffentlichte Werner Vogt im Bregenzerwald-Heft Abschriften von Urgichten der beiden Lingenauer Angeklagten von 1550/51, bei denen aber die schwer lesbaren Passagen ausgelassen wurden.<sup>8</sup> 1998 erschien mein Artikel über Landammann Erhart in der Zeitschrift »Montfort«;<sup>9</sup> im Frühjahr 2004 veröffentlichte ich die erste Fassung der vorliegenden Ausführungen in dem gemeinsam mit Hermann Denz herausgegebenen Begleitbuch zu einer Ausstellung im Hittisauer Frauenmuseum.<sup>10</sup>

Da einige wichtige Prozessunterlagen damals als verloren galten, stützten sich diese Darlegungen teilweise auf Quellenabschriften des Bildhauers und Heimatforschers Alois Reich (1865–1948),<sup>11</sup> der um die Mitte des 20. Jahrhunderts ein Manuskript mit dem Titel »Kritische Abhandlungen zur Geschichte des Bregenzerwaldes« verfasst hatte.<sup>12</sup> Überraschenderweise konnten jedoch die entsprechenden Originaldokumente vor kurzem wieder aufgefunden werden.<sup>13</sup> Die Tatsache, dass Reich bei seinen Abschriften



der Gerichtsunterlagen aus der Mitte des 16. Jahrhundert einiges nicht oder nicht richtig zu entziffern vermochte,<sup>14</sup> machte es erforderlich, dass die Ausführungen zu den Hexenverfolgungen im Bregenzerwald in überarbeiteter Form publiziert werden.<sup>15</sup>

## »DER TEUFEL UND DIE WÖLFE ...« – DIE PROZESSE DES JAHRES 1546

Der Hintere Bregenzerwald bildete im Unterschied zum vorderen Talbereich, der zur Herrschaft Bregenz zählte, ein relativ selbständiges Gericht innerhalb der Herrschaft Feldkirch. Die Ammänner und Räte, die aus der einheimischen Bevölkerung gewählt wurden, verfügten nicht nur über die gesamte hohe Gerichtsbarkeit, sondern auch über das Begnadigungsrecht.

Kurz vor der Mitte des 16. Jahrhunderts fanden im Gericht Bregenzerwald die ersten nachweisbaren Hexenprozesse statt. Erhalten sind davon nur mehr die Urgichten (Endgeständnisse) zweier Frauen aus dem Jahr 1546. Dass beide im Anschluss an die Gerichtsverfahren auch hingerichtet wurden, geht aus Vermerken auf der Rückseite der Aufzeichnungen hervor. Dort heißt es, dass es sich bei den Unterlagen um *zwayer unholden urgecht* handelte, *wie sie nach kayserlichem rechten verbrenndt sind*. Ob davor schon Prozesse gegen vermeintliche Hexen geführt worden waren und ob unmittelbar nach der Hinrichtung der beiden Frauen weitere stattfanden, ist nicht mehr festzustellen.

Eine der Angeklagten von 1546 hieß Anna Sutterin.<sup>16</sup> Sie stammte *uß dem Moß*, also aus den heute Andelsbucher Weilern Großmoos oder Kleinmoos. Bei der zweiten Angeklagten, Greta Förnlerin, ist in den Unterlagen kein Herkunftsort verzeichnet. Man erfährt nur, dass ihr erstes Opfer ein Kind aus Bezau gewesen sein soll und dass sie in Andelsbuch zur Stubet ging. Auch über Schichtzugehörigkeit und Familienstand der beiden Frauen schweigen die Quellen. Zu welchen Geständnissen wurden sie gezwungen?

Anna Sutterin bekannte am Freitag, dem 9. April 1546, unter der Folter, dass sie von der Köcherin im Moos vor fünf Jahren das *unholden werch* gelehrt worden sei. Sie hätten einander in der Folge bei strafbarem Schadenzauber geholfen, indem sie anderen Leuten Hagelwetter und Reif erzeugten. Über die Frau, welche die Sutterin als ihre Lehrmeisterin belastete, ist nichts Weiteres bekannt.

Bei den ersten Darlegungen der Sutterin ist im Zusammenhang mit den Zaubereien noch keine Rede von der Mitwirkung des Teufels. Erst als sie Angaben zu den Zusammenkünften der Hexen machen musste, erklärte die Angeklagte, wenn sich diese jeweils an Freitagen oder Donnerstagen in der Nacht zu Bersbuch träfen, komme *ain gespennst zu inen*, und *der theuffel möchti sie und prutit sy*. Der Teufel »braute« sie, pflege also Geschlechtsverkehr mit ihnen. Da das Verhörpersonal darüber mehr erfahren wollte, gab die Sutterin



zu Protokoll, er liege bei ihnen *wie sonst ain man, und theter auch, wie sonst ain man ain wieb thut*. Nach dem Geschlechtsverkehr mit ihr lege sich der Teufel auch zur Köcherin und zur Hirschauerin, dabei *thetti er inen auch, wie er ir thetti*. Vermutlich auf die Frage, ob die beiden genannten Frauen nicht – wie es der theologischen Vorstellung entsprach – über eigene Teufel verfügten, erklärte die Sutterin, *sy seche aber numen [= nur] i theüffel*. Des Weiteren gestand die Angeklagte, dass auch ein gewisser Stefan Förnler zu ihnen komme und Käse sowie Brot, jedoch keinen Wein bringe. Ob er durch diese Angaben in Schwierigkeiten gebracht worden war, lässt sich nicht mehr feststellen, da auch zu seiner Person keine weiteren Angaben erhalten sind. Anders als bei späteren Hexenprozessen erscheinen die Zusammenkünfte der Hexen in den Aussagen der Sutterin somit noch als einfache Treffen verschiedener Personen ohne besonderen Aufwand und ohne besonderes Gepränge. Außer den drei bereits erwähnten Hexen soll daran nur ein einziger Teufel teilgenommen haben. Statt dass dieser mit vorbereiteten Mahlzeiten und anderen Genüssen aufwartete, habe der Bruder einer zweiten Angeklagten – der im Folgenden vorgestellten Greta Förnlerin – für Verpflegung gesorgt. Die Hexentreffen unterschieden sich also mit Ausnahme der sexuellen Ausschweifungen nicht wesentlich von gewöhnlichen Abendunterhaltungen.

Laut theologisch-juristischer Hexendoktrin übten die Hexen Schadenzauber im Auftrag des Teufels aus. So erklärte die Sutterin nun auch, die Köcherin, die Hirschauerin und sie hätten dem Heinrich Mohr ein schwarzes Ross mit *unholden werch* getötet. Dazu gebe ihnen der Teufel *den gewalt, und werind alle viri in der nacht form stal und thottind das ross*. Die drei Hexen hätten also das Pferd in Gegenwart des Teufels vor dem Stall getötet. Darüber hinaus gestand die Sutterin keinen weiteren Schadenzauber. Der magisch verursachte Schaden fiel somit im Vergleich zu späteren Prozessen auffallend gering aus.

Gefragt, wie oft die Hexen zusammenkämen, gab die Angeklagte zu Protokoll, sie träfen sich alle Monate nächtens bei Bersbuch. Wenn die Frauen bereits vor dem Teufel dort seien, komme er bald danach. Mitunter träfen sie ihn aber schon dort an. Auch diese Aussage erinnert viel eher an gewöhnliche Nachbarschaftstreffen als an Hexensabbate. Die Wahl des Ortes erscheint ebenfalls wenig außergewöhnlich. Noch traf man sich nicht auf einer numinosen Bergspitze oder an einem anderen abgelegenen Ort.

Zu ihren Zusammenkünften sollen sich die Hexen auf zweierlei Weise begeben haben: Manchmal seien sie auf Wölfen, mitunter aber auf Stecken nach Bersbuch geritten. Zur Beschaffenheit der Wölfe meinte die Angeklagte, sie wisse nicht, *ob es der theüffel oder sonst ain gespenst werj, aber sy feürind [= führen] guot mit inen dahin*. Diese Aussage verdeutlicht neuerlich die noch geringe Verankerung des Teufels in den frühen Hexenvorstellungen: Die Sutterin vermochte den Teufel und Gespenster – also jenseitige Wesen oder Spukgestalten – nicht klar voneinander abzugrenzen.<sup>17</sup> Für das Gericht war es jedoch klar, dass es sich um Ersteren handelte.

Gegen Schluss der Verhöre wollte man noch wissen, wie denn die Teufel reagierten, wenn Stefan Förnler mit den Lebensmitteln komme. Die Sutterin erklärte, diese seien dann nirgends mehr zu sehen, sondern blickten nur von irgendwoher zu. Mit dieser eigenartigen Schüchternheit der Teufel könnte die Angeklagte versucht haben, Förnler zu entlasten: Die Umstände ließen ihn ja nicht erkennen, dass er sich auf einem diabolischen Hexentreffen befand.

Zu dieser schwach ausgeprägten Stellung der Teufel passt die in späteren Prozessen ebenfalls nicht mehr erwähnte Hauptmännin der Hexen. Dort spielten zwar soziale Abstufungen unter den Hexen mitunter eine große Rolle; als ihr unbestrittener Anführer und Herr erscheint jedoch immer der mächtige oberste Teufel selbst. Die Hexenhauptmännin wird in den Geständnissen der Angeklagten erst ganz am Schluss angeführt, als die Sutterin erklärte, die Köcherin habe in der Nacht Schmalz mit nach Bersbuch gebracht. Wann sie das bringe, wisse die Angeklagte nicht, die Köcherin sei aber *die hoptmenin under inen*.

Die Aussagen der zweiten Angeklagten des Jahres 1546 – sie hieß Greta Förnlerin<sup>18</sup> – unterscheiden sich ziemlich stark von jenen der Sutterin. Die Gründe dafür lassen sich nicht mehr feststellen. Ging das Verhörpersonal bei ihr von vorneherein anders zu Werk? Greta Förnlerin wurde jedenfalls drei Tage nach der Sutterin – am Montag, den 12. April 1546 – zu einer Urgicht gezwungen. Ein Verhör am vorangehenden Samstag war noch erfolglos geblieben, obwohl man die Förnlerin dabei *gewogen*, also am Folterseil aufgezogen hatte. Nun allerdings musste sie dazu erklären, der Teufel habe sie *endthoben*, *das es ihr nit wee thati*. Ihre Widerstandskraft galt somit als zusätzlicher Beleg für den Teufelsbund.

Beim Verhör am Montag musste die Angeklagte zunächst gestehen, dass sie *Katrin*, das Kind Hanns Egenders zu Bezau, *mit des theuffels hilff und durch ainen bösen lufft versert und verderpt* habe. Sie sollte das Kind also krank gemacht haben, ohne dass entsprechende körperliche Berührungen eine Rolle spielten. Solche »Künste« galten dem Gericht von vorneherein als Teufelswerk. Deshalb musste die Angeklagte auch gleich im Anschluss daran bekennen, dass die Teufel – wohlgemerkt in der Mehrzahl – damals *bey ir gewesen* seien.

Im Anschluss daran bemühte sich die Förnlerin, ihre Verbindungen zu den Teufeln möglichst gering erscheinen zu lassen. So erklärte sie, *aber es sey jez khain theuffel mer beyer* (= bei ihr). Sie habe sich zwar dem bösen Geist ergeben, diesen Fehler aber gebeichtet und nun auch an der Marter gebüßt. Außerdem sei sie den Pakt mit dem Teufel erst kurz vor der Schädigung des Kindes eingegangen. Auf die Frage, wer sie das *unholden werch* gelehrt habe, gab die Angeklagte zu Protokoll, das könne einem nur der Teufel und niemand anderer beibringen.

Als Nächstes kam ein Vorfall zur Sprache, der sich im Sommer 1545 ereignet hatte. Die Förnlerin erklärte dazu, sie habe sich damals zusammen mit Engel Fetzin, den Töch-

tern Paulis von Heidegg – einer Parzelle in Egg (heute zum Teil bei Andelsbuch) – und deren Schwägerin bei der Zechin aufgehalten. Während sie unter einem Kirschbaum lag, habe ihr diese eine Kirsche in den hals than, darab ir ganz wee wurdj. Die Art der darauffolgenden Erstickungserscheinungen dürfte zwar zu ihrem schlechten Ruf beigetragen haben, interessierte das Gericht aber nicht weiter. Man wollte von ihr vielmehr Details über den Teufel erfahren.

Dazu erklärte sie, obwohl er sie das Unholdenwerk gelehrt habe, wisse sie nicht, ob er aim wieh oder man glich seche. Auf alle Fälle sei er nit heüpsch. Mitunter sei er auch stark um ihre Wände gresslet und poltert. Im Anschluss an diese Ausführungen musste die Förnlerin ihre Erlernung des Unholdenwerks weiter zurück datieren. Sie sollte nunmehr vor sechs oder sieben Jahren erfolgt sein. Wie in den Geständnissen der Sutterin fehlt die Vorstellung eines rituellen Teufelsbunds, etwa in Form eines Handschlags, der Übergabe eines Unterpfands oder gar einer formellen Verschreibung mit dem eigenen Blut. Auch von der später bei jedem Teufelspakt erfolgten Verleugnung Gottes, seiner Mutter und aller Heiligen ist noch nicht die Rede. Es heißt nur, die Angeklagte habe das Unholdenwerk gelernt und sich an den bösen gaist ergeben.

Schließlich äußerte sich die Förnlerin aber doch näher zum Aussehen ihres Teufels: Im vergangenen Jahr sei ein Wolf zu ihr auf Keylias Caspars Acker gekommen und welt nit fliechen. Da er eigentlich ir theüffel gewesen sei, habe sie sich mit ihm an den Haimgarten zer stubachten, also zu einer Abendunterhaltung im Andelsbucher Weiler Heimgarten, begeben. Die Hexentreffen erscheinen dabei neuerlich als gewöhnliche Zusammenkünfte. Nähere Angaben über den weiteren Verlauf der Ereignisse fehlen im Geständnis der Förnlerin ebenso wie Details zum Geschlechtsverkehr mit dem Bösen.

Stattdessen musste sie andere religiöse und sexuelle Verfehlungen bekennen. So habe sie Gallus Hansen am Karfreitag ain geti schnidten [= Götteschnitte<sup>19</sup>] uß dem pusen geben sowie ain sulz am hailgen tag. Außerdem sei sie in den Osterfeiertagen bei ihm uff dem hew gewesen, habe also mit ihm Geschlechtsverkehr gepflogen. Das habe sie getan, damit er erlahmt sei.

Die Angeklagte gab ihren Widerstand nun endgültig auf und erklärte, das sy gnug zum thod getan und numen zefil, dass sie also nur allzu viel angestellt und damit den Tod verdient habe. Dennoch musste sie noch weitere Untaten zu Protokoll geben.

So erklärte sie, auch Jos Lechlin versehrt zu haben. Zudem habe sie oft mit dem bösen Geist Geschlechtsverkehr gehabt. Auch ihr Bruder Stefan Förnler sei bei ihr gelegen. Als Nächstes legte sie dar, warum sie bei der Folterung am Samstag zu keinem Geständnis gebracht werden konnte. Abschließend bestätigte Greta Förnlerin die von der Sutterin gestandenen Bersbucher Zusammenkünfte und präziserte den Ort insofern, als sie erklärte, die Hexen träfen sich dort stets beim Trog, einem auch später als unheimlich geltenden Ort am Abhang unterhalb des Dorfes. Da khemj dann der theüffel und hetind ainen thannz mit ain ander under ainem pom. Davon war bei der Sutterin noch nicht die Rede gewesen. Dennoch entsteht auch bei der Förnlerin der Eindruck, dass die Teufel noch ein

Hexentreffen und nicht die Hexen einen teuflischen Sabbat besuchten. Ganz am Schluss gab die Angeklagte zu Protokoll, wie sich die Hexen zu ihren Zusammenkünften begeben haben sollen: *Item sie rittind allag [= jedes Mal] uff welffen und stecken gein Bers Buch zum throg.* Auch die Förnlerin schwankte also bei ihren Angaben zum Hexenflug zwischen den teuflischen Wölfen und einem entsprechenden Instrument.

Die beiden dargelegten Bregenzerwälder Urgichten bilden die ältesten Prozessunterlagen dieser Art, die in Vorarlberg erhalten sind. Sie lassen in etlichen wichtigen Bereichen erkennen, wie sich das theologisch-juristische Hexenmuster erst allmählich gegenüber älteren volkstümlichen Vorstellungen durchsetzte. Zu den urtümlichen Denkmustern zählte vor allem die Vorstellung des Teufels in Form von Wölfen und auch der Ritt der Hexen darauf, wie er von den Holzschnitten in Ulrich Molitoris' Buch »De laniis et phitonis mulieribus tractatus pulcherrimus« (Straßburg 1489) her bekannt ist. Nach den Forschungen Elmar Loreys enthalten die Bregenzerwälder Dokumente die letzten Beispiele dafür, bevor sich andere Fluginstrumente durchsetzten.<sup>20</sup> Nur in Kärntner Wolfsbannerprozessen der zweiten Hälfte des 17. und des beginnenden 18. Jahrhunderts sind später noch Wolfsritte bezeugt.<sup>21</sup> Über eine Art von wolfsbannerischen Fähigkeiten sollen übrigens auch weiter unten vorgestellte Angeklagte von 1550/51 verfügt haben. Von Schadenzauber ist in diesem Zusammenhang allerdings nicht die Rede.

### »DIE BÖSESTE WEIT UND BREIT ...« – DIE PROZESSE DES JAHRES 1549

Wie bei den Bregenzerwälder Hexenprozessen des Jahres 1546 ist auch bei jenen, die drei Jahre später stattfanden, nicht bekannt, wie sie zustande kamen, verliefen und beendet wurden. Von ihnen liegen anscheinend überhaupt nur deshalb Nachrichten vor, weil eine der Angeklagten ein besonders tragisches Schicksal erlitt.

Bei ihr handelte es sich um Anna Mätzlerin aus Bizau, die von *mengklichem feür ain unholden und hexen gescholten* wurde. Auf Grund *ir bezichtigung und treffenlich leüندن* [Leumund] und *shedlichen arckwonns* ließen sie Landammann und Rat des Hinteren Bregenzerwaldes in der Nacht vom 29. auf 30. Oktober 1549 gefangennehmen und unmittelbar darauf um Mitternacht noch durch den Landschreiber Kaspar Feurstein, durch Paul Willi, Hans Egender, Heinz Meusbürger und Jos Greber verhören. Sie waren als Vertreter jedes Viertels mit *volmechtigem gewalt zu der pienlichen frag* – also mit der Befugnis, die Folter einzusetzen – ausgestattet. Die inhaftierte Frau nahm dabei zu folgenden fünf Vorwürfen Stellung.

Der Mätzlerin wurde vorgeworfen, sie habe einem gewissen *Leütti Staiger* die Milch *genommen*, also zauberisch entwendet. Ohne Anwendung der Tortur gab die Frau dazu an, nachdem Steiger sein Milchgeschirr mit Nesselwurz ausgebrüht und erklärt habe, es

hätte ihn eine Hexe heimgesucht, sei er von ihr gefragt worden, was er mit den *nesslen* ausrichte. Steiger habe darauf gemeint, er habe diese zum Feuer gesetzt und ihr, der Hexe, die Kleidung verbrüht. Später sei sie in *der Zeil* auf ihn zugetreten und habe ihn mit dem Wunsch bedrängt, ob es nicht möglich wäre, dass niemand davon erführe. Als man sie schließlich an der Folter aufzog, bestätigte die Mätzlerin, *sy hab es than, aber sy und Leütti habend es in [ihnen, einander] spazwies [scherzeshalber] than*, sie hätten es also nicht ernst gemeint.

Des Weiteren wollte man von der Angeklagten wissen, was sie um *des Schmid's wiels wend zeschaffin hab gehapt*, als sie zu *Bartt Muchsels Ehefrau* habe gehen wollen. Die Mätzlerin erklärte, sie sei durch *des Schmid's wiels hoff ganngen* und dann zu *Bart's Ehefrau* gekommen. Zu der habe sie gesagt, sie habe *des Schmid's wieb* fragen wollen, ob sie ihr eine Magd leihe. Daraufhin habe *Bartten wieb den sichtig gehapt*; sie war daraufhin also krank geworden.

Der dritte Vorwurf betraf ebenfalls eine auffällige Erkrankung, in diesem Fall der Angeklagten selbst. Das Gericht befragte sie, warum sie Schmerzen gelitten habe, als *das freünd wieb [= fremde Weib] uber Rin her komen sey zu des Schmid's buben, den sy versertt sölj haben*. Die Mätzlerin war also gerade dann krank geworden, als man eine fremde Frau – wohl eine überregional bekannte Heilerin und Hexenbannerin – über den Rhein (aus der Schweiz) herüber zur Behandlung des Schmieds Knaben geholt hatte, den sie krank gemacht haben sollte. Die *Uberien* (Schweizerin) hatte dabei angekündigt: *die den buben versertt hatt, die muß iii tag im bett ligen, oder ich wil sie herbringen*. Die Mätzlerin konnte dazu nichts anderes sagen, als zu bestätigen, *ir seye dick wee*. Die dabei verwendete Zeitstufe deutet darauf hin, dass der Vorfall nicht lange Zeit zurücklag.

Die vierte Frage des Verhörs bezog sich auf *Schlamans maïttlen* (Schlamans Mädchen). Dazu gab die Angeklagte zu Protokoll, sie sei von dem Mädchen in der Kirche und oben in den *Heumösern*<sup>22</sup> hart getreten worden. Da habe die Mätzlerin zu ihr gesagt: *du bist ain unzeüchtige maïttel, du weust [= wirst] wol als krum als ich, du soltest ain alz mensch nitt thretten!* Anscheinend blieb diese Schelte bei Schlamans Tochter nicht ohne körperliche Folgen, so dass der Vorfall zu einer weiteren Belastung für die Mätzlerin geriet.

Am Schluss wollte man von der Mätzlerin noch erfahren, warum im *werck* Feuer entstanden sei. Sie entgegnete, *sy heb es nit than, hab than, wer wellj*. Die Magd sei damals aber zum *Greber* gegangen.

Das Geständnis der Mätzlerin enthielt also keinen ausdrücklichen Bezug auf Hexerei oder den Teufel, geschweige denn auf Hexensabbate oder Ähnliches. Obwohl sie gefoltert worden war, verteidigte sich die Angeklagte gegenüber allen Vorwürfen so gut wie möglich. Die Kraft der bereits leidenden Frau dürfte sich dabei jedoch bald erschöpft haben. Als man am Morgen des 31. Oktobers die Verhöre fortzusetzen gedachte und deshalb den *Waibel* zusammen mit Hans Steiger zu *ir uff die kamer sandte*, um die Gefangene herunterzutragen, weigerte sich diese und verlangte, dass man ihr den *Schreiber* herauf



schicke. Diesen bat sie dann, man solj sy nit mehr wegen, sy sey ain armí seünderin und heb vil wider gott than, auch allag hessig [gehässig] gewesen, und hab den thod wol verschult, und solj man sie ab dem weg thun. Sie fürchtete sich also vor einer neuerlichen Folterung an der Waage (Seilauzug) und wollte sich lieber schuldig bekennen, damit sie ohne weitere Qualen hingerichtet würde.

Das Gericht ging darauf jedoch nicht ein. Es wollte die Verhöre noch nicht abschließen: Daran man nit hat kennen ersettiget sein, diewiel sy dy sach umging wie ain kaz ain haifß muß. Man glaubte also, von der Angeklagten einiges Weitere erfahren zu können. Unterstützt wurden die Gerichtsleute in dieser Hoffnung ausdrücklich von einem der beiden eingesetzten Scharfrichter, der erklärte, sy wer ain gewissy unhold, also sicher eine Hexe. Er habe schon mehr als siebzig Unholde verbrannt und hab nie bey kainer sovil unholden zeichen funden. Er sei überzeugt, das sy die böst sey, die wiett und praitt sey. Sie stecky aber so voller theüffel, das man sy on [= ohne] gotts hillff u. khunstn [= Künste] nit von ir bringen meüß, müßj auch gutte wil haben. Dass die Mätzlerin voller Teufel stecke, erkenne man daran, dass sie, je höher man sie aufziehe, desto threffenlicher und stärker redete. Sie äußerte dann keine Bitten und hätte am liebsten gelegnet, was sie davor bekannt hatte. Ist auch augenschienlich gewesen, vermerkte der Schreiber dazu. Die belastenden Aussagen des Scharfrichters bestätigten die Gerichtsmitglieder in ihrer Absicht, den Prozess gegen die Mätzlerin fortzuführen.

Laut abschließendem Bericht des Schreibers war man sicher, dass der böse Geist mit der Hilfe und den Waffen Gottes schließlich von ir thriben worden wäre. Wir wolltind uff den rechtten grund und warhait komen sein, heißt es. Hinter dieser ehrbaren Formulierung verbirgt sich unendliches Grauen für die Angeklagte. Die Suche nach dem vermeintlichen »rechten Grund« und der »Wahrheit« hätte für die kranke alte Frau ein schweres Martyrium dargestellt, dem sie sich – da man sie nicht, wie von ihr selbst gewünscht, auf Grund eines summarischen Geständnisses hinrichten wollte – nach einigen weiteren Qualen schließlich durch Selbstmord entzog.

Aber auch dieser Schritt fand in den gerichtlichen Aufzeichnungen eine andere Deutung: Ihrer Art und allen unholden zeichen nach – vermerkte der Gerichtsschreiber – könne man es sich nicht anders vorstellen, als dass der böse Geist den gerechten weeg undergangen habe, indem er sie zu im gefürt und also erwurgt, wie er mer than hatt. Schließlich sei der Teufel ja aller list vol ist und ain vind [= Feind] der grechtikait und ain laugner der warhait, der ungeren sicht, das das übel gestrafft werde. Statt dessen sei es seine listige Art, uß ainem seünder thaussendt zemachen.

Das schwere Ende der Angeklagten wurde somit als Niederlage im Kampf gegen den Teufel dargestellt, dem es wieder einmal gelungen sei, eine seiner Anhängerinnen vor der gerechten Strafe zu bewahren, indem er sie vorzeitig zu ihm holte. Diese Auffassung bestätigten auch die beiden Nachrichten, indem sie erklärten, der schwarze Ring, den die Tote um den Hals aufgewiesen habe, stelle es außer Frage, dass sie vom bösen Geist erwürgt worden sei. Außerdem – gaben sie zu Protokoll – habe sich die Mätzlerin

vier Tage und drei Nächte lang nicht *geregen* (rühren) wollen. Wenn sie nicht vom Teufel erwürgt worden wäre, hätte man ihrer Meinung nach wohl ein *fels vaß* gefunden. Damit war vielleicht in derbem Sinn ein »fehles Fass«<sup>23</sup> – ein unbrauchbares, ausgeronnenes Gefäß – gemeint. Aus diesen Angaben kann man schließen, dass sich die Angeklagte am 2. November das Leben nahm.

Die Mätzlerin war nicht das einzige Opfer der Hexenverfolgungen des Jahres 1549. Aus den erhaltenen Unterlagen geht hervor, dass das Gericht gleichzeitig gegen mindestens noch eine weitere als Hexe verdächtige Frau vorging. Ihr Name war *Lina Lenng*. Da *sy des unholden und hexen wercks bezichtiget* war, wurde sie mehrmals *pinlich uff dem karen uff zogen*, also der Streckfolter auf einem leiterähnlichen Gerät unterzogen. Von ihren Aussagen sind nur jene mit Bezug auf die Mätzlerin erhalten; alle anderen Unterlagen zu ihrem Fall liegen nicht mehr vor. Es lässt sich also nicht mehr feststellen, wie der Prozess gegen sie ausging.

Am Dienstag nach dem Allerheiligentag, am 5. November 1549, erklärte die *Lenng*, es sei einmal ein *schin* [= Schein] zu *inen komen*, so dass es im Turm *ain glast* [= heller Glanz<sup>24</sup>] *geben und ain hellj*. Außerdem habe die Mätzlerin einmal gefragt: *Systu ain schwarz ding uffin* zum thurnnloch *uffin, es gefelt mir nichts, systus auch?* Am Mittwochmorgen gab die Zeugin unter der Folter des Weiteren zu Protokoll, dass die Mitgefangene zu ihr gesagt habe: *Dienj nachpeürina werdend fro, wann du haim kumbst und dich vast greüzen* [= freundlich grüßen], *aber mann thar* [= darf] *mich wol verbrennen*. Ihrer eigenen Einschätzung nach stand die Mätzlerin – anders als *Lina Lenng* – am Rand der Gesellschaft und fehlte wohl kaum jemandem. Die hier dargelegten gerichtlichen Aufzeichnungen wurden abschließend von Hans Meusburger, Hans Egender, Thomas Fink, dem Schreiber Jos Löchlin, dem Waibel Hans Zünd, This Feldkircher und Hans Steiger bestätigt.

Im Zusammenhang mit dem Gerichtsverfahren gegen die Mätzlerin verdient die Bemerkung eines der beteiligten Scharfrichter Beachtung, er habe bereits an die 70 Hexen hingerichtet. Selbst wenn diese Zahl übertrieben war, enthält sie vielleicht doch einen Hinweis auf umfangreichere Hexenverfolgungen im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts, die bislang unbekannt geblieben sind.

Über die Identität der beiden eingesetzten Scharfrichter kann ebenfalls nur spekuliert werden. Einer von ihnen dürfte aus Bregenz gewesen sein. Möglicherweise handelte es sich bei ihm um den im Rahmen eines anderen Prozesses im Jahr 1539 dokumentierten Michael Wendenschimpf.<sup>25</sup> Vermutlich zog man schon damals – wie in späteren Gerichtsverfahren – einen zweiten Folterfachmann aus dem benachbarten süddeutschen Raum, vornehmlich aus Lindau, Buchhorn oder Tettngang, bei.



»WIE DIE VÖGEL GESCHNÄBELT SIND,  
SO SINGEN SIE ...« – DER KONFLIKT ZWISCHEN  
BREGENZ UND LINDAU 1551

Den nächsten Hinweis auf Hexenverfolgungen im Bregenzerwald enthalten Akten zu einem Konflikt zwischen Lindau und Bregenz aus dem Jahr 1551. Seit den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts standen die protestantische Reichsstadt Lindau und die habsburgisch-katholische Stadt Bregenz einander in einem gespannten Verhältnis gegenüber.<sup>26</sup> Anfang 1551 entzündete sich ein Streit im Zusammenhang mit dem Hexentreiben im vorderen Bregenzerwald, genauer gesagt in Lingenau. Da das dortige Gericht auf Grund seiner Parteinahme zugunsten der aufständischen Allgäuer im Bauernkrieg 1525 seine Selbständigkeit verloren hatte, wurden auch die Prozesse in Sachen Hexerei in Bregenz geführt.

So ergab es sich, dass sich die herrschaftlichen Beamten und die Vertreter der Stadtbehörde eine Woche nach der Hinrichtung von zwei vermeintlichen Hexenpersonen am 6. Februar 1551 veranlasst sahen, schriftlich beim Rat der Stadt Lindau dagegen zu protestieren, dass sich einige Prädikanten dort unterstanden, öffentlich von der Kanzel zu verkünden, am Freitag nach dem St. Agatha-Tag sei bei den Urgichten der zwei als Hexen hingerichteten Personen und im darauffolgenden Urteil durch den Bregenzer Stadtschreiber mehr verlesen worden, als die beiden Delinquenten gestanden hätten. Diese Unterstellung würden nun nicht nur die Prediger, sondern auch andere Lindauer Bürger verbreiten. Dabei habe man in Bregenz selbstverständlich nur das verlesen, was von den *two arm personen bei der befragung* bekannt worden sei. Außerdem hätten diese *ir urgicht und bekenntnuß mit dem tod deß fewers vermuß erganngrer urttel on ainich widersprechen besteett*.<sup>27</sup>

Bei diesem Streit ging es vor allem darum, dass die zwei Hingerichteten gestanden haben sollten, ihre Teufel, *genannt Hemerlin unnd Hainz*, hätten ihnen angezeigt, dass der zwinglische und lutherische Glaube ihnen *unnd andern iren mitteuffeln ain sonnders wolgevallen seye*, denn sie *all bey solchem newen glauben paß [= besser] handtlen unnd wandtlen mugen [= können] dann [= als] bey dem altenn waren cristenlichen glauben*. Außerdem hätten die Verurteilten zu Protokoll gegeben, *daß der allt glaub unnd die cristenlich kyrch unnd derselben ordnungen unnd sazungen inen den teuffeln unnd irem gspennsst gannz widerwerttig seyen*. Die Bregenzer betonten, solche Aussagen seien nicht nur durch die zwei in Bregenz verbrannten *heghhssen unnd unholden*, sondern auch durch *annder derselben heghhssen und unholden gesellschaftten*, die man schon früher im *hindern Bregenzer wald mit dem brandd nach dem kaysserlichn rechten hingerichtet habe*, gestanden und bei den Urteilsverkündigungen auch öffentlich verlesen worden. Das könnten Landammann und Rat im Hinterbregenzerwald zweifellos bestätigen. Am Schluss ihres Schreibens nach Lindau bemerkten die Bregenzer noch: *Dann, so unuß ewer predicannt wie wir bericht worden, kain anndere faßnacht küechlin auff der cannel schenncken hat wellen, dann unuß also mit ungrundt der warhait anzutaschen, so hiet er ime seine erdichte ungegrunde schwachwort woll selbs behalten, aber wye dise unnd derglei-*

chen fōgel geschneblet sein, also singen sy ain gesanng. Solch erdichtt gesanng kann unns obgottwill alß eerlichen redlichen leutten bey aller erberkhait kaynen schaden noch nachtail bringen. Dennoch verlangte man, dass die Lindauer Behörde die Angelegenheit klärte. Der Konflikt zog sich nun einige Monate hin. Ende April forderte die Bregenzer Seite sogar, dass sie an den Untersuchungen beteiligt werde.

Der Hauptbetroffene war Mathias Roth, ein 1540 von Luther ordinierter Prediger, der seit 1545 in Lindau wirkte.<sup>28</sup> Er verteidigte sich in einem Brief an Bürgermeister und Rat der Stadt Lindau damit, dass er am Sonntag Quinquagesima (siebter Sonntag vor Ostern, 8. Februar 1551) gepredigt habe, *das das gezeuknus des glaubens sonst nirgend anderst wa her, als aus gottes wortt müße geholt und genommen werden. Er habe damals wie bei seinem Glaubensunterricht aus gottes wortt bezeüget, das von des glaubens sachen falsche und erdichte wunderzaichen, die todten, auch vil weniger unholden, mögen ainig zeucknus geben, darum das sölchs in gottes wortt fürkhomen und verbotten ist. Zu dieser Aussage sei er dadurch geursacht worden, das die unholden zu Bregenz und anderstwa bekant und verjehen haben sölten, als wer ihr teüfflich wesen allererst durch unsern glauben gesterckt und gefürdert worden. Durch seine Predigt habe er keineswegs Unfrieden mit den Nachbarn stiften wollen. Dazu sei es nur gekommen, weil einige seine mainung und [sein] fürnemmen in dißer sach und handel nit allain nit verstanden, sondern auch auffß ergest ausgeleget und gedeütet haben.*

Die Stadt Lindau gab sich in der Folge gegenüber den Bregenzer Wünschen weiterhin konzilient und regelte die Angelegenheit auf diplomatische Art und Weise. Für den Prediger dürfte die Angelegenheit eine Lehre gebildet haben. So liest man in der Stadtgeschichte über sein weiteres Wirken: »Roth war zuerst sehr scharf aufgetreten, dann war er vorsichtiger geworden und hatte gelernt, »die Zunge in den rechten Backen zu tun.«<sup>29</sup>

Der durch die Bregenzerwälder Hexengeständnisse entstandene Konflikt zwischen Bregenz und Lindau fand auch Eingang in eine Chronik der St. Gallener Stiftsbibliothek. Dort heißt es zusammenfassend: »1551 dem 8. februar hat M. Mathias Roth denen von Bregenz ein predig von den hexen oder unholden zum guten jahr geschenckt, dessen die von Bregentz gar übel zufriden und schickten eine pottschaft her, die das recht über ihn anruffen solte, ist aber durch ain rath alls fast man gemacht, gestillet worden.«<sup>30</sup>

Die Erwähnung von *heghkssen* und *unholden gesellschafften*, die man im Hinterbregenzerwald mit dem brandd hingerichtet hatte, deutet neuerlich darauf hin, dass von den Hexenverfolgungen im Bregenzerwald vor 1550 weit mehr Personen betroffen waren als jene zwei Frauen, deren Urgichten aus dem Jahr 1546 vorliegen, und jene beiden Angeklagten, die im Zusammenhang mit dem Selbstmord der Mätzlerin 1549 dokumentiert sind.

## »DER TANZ MIT DEN HANFSTÄNGELN ...« – DIE PROZESSE GEGEN ZWEI LINGENAUER 1550/51

Wer waren die beiden Personen, die zu Beginn des Jahres 1551 in Bregenz hingerichtet wurden? Unter den Akten des Bregenzer Stadtarchivs findet sich nur ein auf den 2. Januar 1551 datiertes Geständnisprotokoll einer gewissen Burghards Anna aus Lingenau mit etlichen Korrekturen und einer Randbemerkung.<sup>31</sup> Bei den Bregenzerwälder Gerichtsaufzeichnungen ist – zusammen mit dem gleichzeitig vermerkten Geständnis Christa (= Christian) Häslers<sup>32</sup> – eine Abschrift davon ohne die Korrekturen überliefert. Dafür, dass es sich bei den beiden um die im Bregenzer Schreiben an den Lindauer Stadtrat erwähnten *zwo arm personen* handelte, spricht, dass nicht von »zwei armen Weibern« die Rede ist. Ein Gegenargument bildet jedoch der ungewöhnlich große zeitliche Abstand von über einem Monat zwischen der Abfassung der Urgichten und den Hinrichtungen am 6. Februar. Da die Geständnisse von Burghards Anna und Christa Häsler auch keine Hinweise auf die umstrittenen konfessionellen Vorlieben des Teufels enthalten, ist eher davon auszugehen, dass im Januar/Februar 1551 gegen zwei weitere Personen aus dem vorderen Bregenzerwald in der Stadt Bregenz prozessiert wurde.<sup>33</sup>

Die Urgicht Christa Häslers ist auf den 31. Dezember 1550 (mitwoch zu außgenndem L. jarß) datiert. Der Angeklagte erklärte darin zunächst, wie er zum Hexenwerk gekommen sei: *Eß hab sich begeben, dass vor etwa zehn oder mehr Jahren seine Schwester Anna Häslerin zu ihm gekommen sei und ihn gefragt habe, ob er ir folgen well. Hab er geantwurt ja, waß sy khönde? Hab sy gesagt, sy wellen daz hezgenwerch treiben. Hab er gesagt, er kund daz nit. Hab sy ime geantwurt, sy kündes. Darein hab er verwilgt. Darauff verer [ferner] gesagt, alleß, des sy thue, daz gefall im wol. Daraufhin habe ihn seine Schwester dazu aufgefordert, den Leuten das Vieh zu töten; so hätten sie gleich Crista Kündigen vier Stück verdorben. Bürken (Burghards) Peter aber, dem Bruder von Burghards Anna, habe er kein Tier umgebracht, das hätten vielmehr seine Schwester Anna Häslerin und Peter selbst getan. Christas Schwester habe auch Hans Heideggers Kind gelähmt, als es bei Hans Mennel im Zwing, einer Parzelle im Norden von Krumbach, diene. Des Weiteren habe er gesehen, dass Burghards Anna zusammen mit ihnen auf dem Rücken von Wölfen auf die Winterstaude – einen Berg östlich von Bezau – geritten sei; mehr wisse er nicht, denn seine Schwester habe immer gesagt, er sölte sich der sachen nichz annemen. Burghards Anna habe übrigens auch geholfen, ihrem Bruder Peter das Vieh zu töten.*

Als Nächstes kam ein Vorfall auf der *Newen Wolffurz Alpp*, der heutigen Neualp südöstlich des Feuerstätter Kopfes bei Sibratsgfäll<sup>34</sup>, zur Sprache. Häsler gab zu Protokoll, Burghards Anna habe einen Wolf in die *schupffen* pracht, und zwar an *gemßenenß heffti* – also an gemsenhornähnlichen Haken<sup>35</sup>. Dort habe das Tier dann aus dem *schlecktrog* geschleckt. Da soll Vitt Bartlome gerufen haben: »Eß ist ain wolff da!«, worauf er – Häsler – erwiderte: »Ich wil in wol hinweg bringen«. So habe er das Tier in des Teufels Namen geheißten *hinweg gonn*,

was auch geschehen sei. Der Wolf habe dann dort bis zum Sonnenuntergang (in *sunwenden*) bleiben müssen, *biß mann in wytter bruchte*. Die gefürchteten Wölfe erscheinen in Häslers Geständnissen somit als gehorsame Reittiere, die nicht – wie bei den Prozessen von 1546 – den Teufel verkörperten, sondern in dessen Namen gebannt werden konnten.

Anschließend war es für das Verhörpersonal an der Zeit, Häsler auch einen Teufelsbund gestehen zu lassen. So erklärte dieser, auf dem Feld beim Bruderhof – einem Gehöft im Westen der Lingenauer Hochebene<sup>36</sup> – sei einmal ein Teufel namens Hämmerli zu ihm und seiner Schwester gekommen. Er, der aussah wie *ain schwarzer mann* mit Geißklauen an Füßen und Händen, habe vom Angeklagten verlangt, des Teufels Eigen zu sein sowie Gott, die Muttergottes und alle Heiligen zu verleugnen. Damit wurde der Teufelsbund zum ersten Mal mit diesen Forderungen verbunden. Nach der entsprechenden Einwilligung im Beisein seiner Schwester habe Hämmerli erklärt, Häsler müsse nun tun, was er ihn heiße, nämlich Leute lähmen, Vieh töten, Hagel machen und thun, *waß den leüten schedlich seig*.

Auf diese Angaben folgten weitere Geständnisse von Schadenzauber. Dabei gab Häsler zunächst an, seine Schwester Anna Häslerin und Burghards Anna hätten zusammen mit ihm in Lingenau den Hagel erzeugt, der vor Jahren zu Basern (in Hittisau bei der Hauptstraße an der Grenze zu Lingenau<sup>37</sup>) aufgegangen sei, sich dann nach Hittisau und wieder heraus bis Rentersbühl<sup>38</sup> gezogen habe. Häsler habe damals zwar unmittelbar nach der Erzeugung des Unwetters die beiden Frauen verlassen und sich auf eine Alp begeben müssen. Sie hätten ihm aber dennoch mitgeteilt, dass sie den Hagel führten, wie und wohin sie wollten. Sie könnten ihn auch erzeugen, wie und wann es ihnen beliebte. Mit Kreuzgängen, Glockenläuten und Beten vermöge man sich aber gut vor Hagel zu schützen. Die beiden Frauen hätten im nächsten Sommer auch den Hagel *auff dem Burst* – einer Alpe auf Hittisauer Gemeindegebiet im Balderschwanger Tal – erzeugt. Dieser habe seinen Ausgang beim Biberstein (auf der Schattenseite des Tals<sup>39</sup>) genommen und sich über den Burst bis Lackach (richtig Lappach) erstreckt. Damals sei Christa auch mit *gefahren*.

Der Frage, wie denn Hagel erzeugt werde, wich der Angeklagte aus, indem er zu Protokoll gab, wenn *die baide wiber* einen solchen machen wollten, hätten sie ihm durch Hämmerli ausrichten lassen, er solle kommen. Dieser Aufforderung habe er Folge leisten müssen, ob er wollte oder nicht. Bei seiner Ankunft allerdings sei der Hagel immer schon fertig gewesen, so dass er nicht wisse, wie man ihn zubereite. Vieh werde jedenfalls getötet, indem man den Sattel von den Wölfen nehme, auf ein Rind lege und sage: »Stirb in des Teufels Namen!« Bevor auf die Wölfe zurückgekommen wird, sei noch erwähnt, dass Christa Häsler auch gestand, Burghards Anna habe als Strafe dafür, dass sie gewisse vom Teufel angeordnete Schädigungen nicht zuwege gebracht habe, ihre eigenes Kind – und zwar die größte Tochter – selbst lähmen müssen. Zusammenfassend erklärte Häsler in der Hoffnung, sich dadurch vom Hexenwesen distanzieren zu können: *Die baide weiber haben daz gannz lannd wellen verderben, aber er hab nith darein wollen bewilligen*.

Von ganz besonderem Interesse erscheinen Häslers Angaben zu den Hexentreffen auf der Winterstaude. Er wollte mit Ausnahme der Winterszeit *alle wochen am sambstag zu nacht auf diese Bergspitze gefaren sein*. Zum letzten Mal sei er dort gewesen, als man im Herbst in die Vorsässe zog, also das Vieh von den Alpen abtrieb. Vor den Treffen habe seine Schwester stets die bereits gesattelten Wölfe auf die *Sevsegkh* (Seviegg bei der Lingenauer Hochbrücke<sup>40</sup>) gebracht. Dort seien seine Schwester und er zusammengekommen, hätten sich auf die Wölfe gesetzt und seien auf die Winterstaude – oder wohin sie sonst wollten – *geritten oder gefaren*. Nach ihrer Ankunft hätten sie die Tiere *loffen* gelassen. Und als sie *wider hinweg wellen, hab sein schwesster die wolff wider herbringen kinden; syen sy wider, wohin sy wellen, gritten*.

Bei den Zusammenkünften auf der Winterstaude habe er niemand anderen gekannt als seine Schwester und Burghards Anna, obwohl noch zahlreiche weitere *weiber* daran teilgenommen hätten, und zwar aus dem Gebiet *hinder der Beznegg unnd vom Sonnentag*, also aus dem hintersten Bregenzerwald und dem Großen Walsertal. Wer sie waren, wollte Häsler nicht erfahren haben, denn seine Schwester habe ihm verboten nachzufragen. Nach seinen Darstellungen nahmen an den Treffen also außer ihm nur Frauen teil, die Häsler als Weiber, aber nicht als Hexen bezeichnete. Es fällt auf, dass die Begriffe »Unhold« oder »Hexe« in den Geständnissen Christa Häslers und von Burghards Anna überhaupt fehlen. Nur einmal ist in Häslers Unterlagen von »Hexenwerk« die Rede. Der Ausdruck wurde vermutlich aber nicht von ihm, sondern vom Verhörpersonal gewählt.

Christa Häsler gab zu Protokoll, die Teilnehmer an den Zusammenkünften auf der Winterstaude hätten Gesottenes und Gebratenes verspeist sowie Wein aus dem Keller des Mehrerauer Propsts zu Lingenau getrunken. Auf entsprechende Nachfrage erklärte der Angeklagte, die Speise, *so der teuffl auff Wintterstuden kochte*, sei nicht so gut wie *andere kochete speiß, aber der wein hette sein natürlichen geschmackh* – schließlich stammte er ja aus dem Keller der Geistlichkeit. Bei späteren Hexenprozessen wäre es nicht mehr vorstellbar gewesen, dass der Teufel in den Geständnissen als Koch aufscheint, der seine Gäste versorgt.

Aber als noch weit außergewöhnlicher können folgende Angaben Christa Häslers gelten: Er erklärte nämlich auch, bei den Zusammenkünften habe man mit *hanffstengln* getanzt. *Seye vil gefecht unnd schlahenß da gewest. So ainer wund wurd, sagten sy alß hail. Nachgends were niemand nichz. So eß auß wer, sessten sy wider auff, die wolff fueren darfon*. Häsler gab also zu Protokoll, man tanze mit Hanfstängeln. Außerdem fänden oft Gefechte und Schlägereien statt. Wenn sich dabei aber jemand verwunde, würden alle Verletzungen wieder geheilt, und zwar durch »Besagen« im Sinn von »segnen«, »besprechend« oder »magisch heilen«. <sup>41</sup> Rituelle Kämpfe kannte die gelehrte Hexendoktrin nicht. Sie stellten auch keinen strafbaren Tatbestand dar und sind mit Sicherheit nicht zu jenen Angaben zu rechnen, die vom Verhörpersonal erpresst wurden. Mit Aussagen dieser Art versuchte der Angeklagte wohl vielmehr von den ihm unterstellten Vorwürfen abzulenken. Das Gericht interessierten solche Geschichten jedenfalls nicht weiter. Uns aber eröffnen sie neue Einblicke



in jene Vorstellungswelten der Bevölkerung, die diese um die Mitte des 16. Jahrhunderts mit dem Hexenwesen in Verbindung brachte. Auf diesen Aspekt wird im Anschluss an die chronologische Darlegung der Ereignisse noch näher eingegangen.

Bei der zweiten Person aus Lingenau, die Anfang 1551 in Bregenz hingerichtet wurde, handelte es sich um die bereits mehrfach erwähnte Burghards Anna. Sie war noch vor den Weihnachtsfeiertagen des Jahres 1550 gefangen genommen worden.<sup>42</sup> Wie erwähnt liegen von ihr ein Geständnisprotokoll vom 2. Januar mit später durchgestrichenen Passagen und eine Abschrift davon – aber noch ohne die Korrekturen – vor.

Bei den Verhören gestand Anna, dass der Teufel<sup>43</sup> zu ihr bereits in jungen Jahren gekommen sei, als sie zu Schlipffhalden bei Balderschwang bei der Heuarbeit mitwirkte. Damals habe er von ihr verlangt, sie solle Gott, die Gottesmutter und alle Heiligen verleugnen. *Das hab sy nit gar wellen thuen.*<sup>44</sup> Damit weist Annas Geständnis zwar – wie jenes Christa Häslers – die Verleugnung Gottes, seiner Mutter und der Heiligen als Bestandteil des Teufelspakts auf; es wird allerdings nicht klar, ob sie die verlangten Verleugnungen überhaupt jemals zugestanden hatte. Da sie später aber an den bereits erwähnten Zusammenkünften auf der Winterstaude teilgenommen haben wollte, erscheinen diese ein weiteres Mal noch nicht als exklusive Treffen von Teufelsbündlern, sondern eben einer Gruppe, die ursprünglich nicht über ihr Verhältnis zum Teufel definiert wurde. Dazu passt, dass auch sie sich zu den Zusammenkünften nicht auf Fluggeräten, die sie vom Teufel erhalten oder mit dessen Salben eingerieben hatte, sondern auf dem Rücken von Wölfen begeben habe. Vom Geschehen auf der Winterstaude erfahren wir bei Burghards Anna nur, dass die Anwesenden gegessen und getrunken hätten, und zwar Wein aus den Kellern des Lingenauer Propst und anderer Leute. Wie bei Christa Häslers war auch in ihren Geständnissen von unkeuschen Handlungen, geschweige denn von einer kultischen Verehrung des Teufels keine Rede. Die Treffen erschienen noch als einfache gesellige Zusammenkünfte an einem ungewöhnlichen Ort. Hatte auch Burghards Anna etwas von rituellen Kämpfen erzählt? Wir wissen es nicht, denn in ihrem Geständnis ist nichts Dergleichen verzeichnet.

Bezog sich Burghards Anna auf die Teilnehmer an den Zusammenkünften auf der Winterstaude, sprach sie stets nur von *der gesellschaft*; es heißt dann, diese und jene Person sei auch in der »Gesellschaft«<sup>45</sup>. Ihren Angaben zufolge gehörten dazu Christa Häslers und seine Schwester Anna Häslers. Deren ursprünglich ebenfalls als Mitglied angeführte Tochter, *die jung schmelg* genannt, entlastete Burghards Anna später wieder. Dafür erklärte sie, der Gesellschaft habe auch eine bereits verstorbene Frau namens Anna, die *hinder der Beznegg* ansässig war, angehört. Zuletzt gab Burghards Anna noch eine Frau namens Grett als Mitglied zu Protokoll. Ihren Familiennamen kannte sie nicht; sie wusste aber, dass sie *von Alberschwendj hinauß auff Torenburen zu* – also am Haselstauder Berg – wohnte und über *aignen win* (Wein) verfügte. Bei ihr handelte es sich wohl um jene »Margareth von Alberschwende«, deren überaus grausame Folterung durch das Dornbirner Gericht schließlich

indirekt zum Abbruch der Hexenverfolgungsserie um die Mitte des 16. Jahrhunderts in den österreichischen Herrschaften vor dem Arlberg führte. Möglicherweise war sie auf Grund der Denunziation von Burghards Anna verhaftet und verhört worden.<sup>46</sup>

Auf die obligaten Fragen nach verübtem Schadenzauber antwortete die Angeklagte zunächst, sie habe einmal Jos Vallmüllers Tochter Maria zu lähmen versucht. Da diese aber gesegnet gewesen sei, *hab sy daz an irem kind volbracht*. Wie aus dem Geständnis Christa Häslers hervorgeht, bezog sich diese Aussage auf Annas eigenes Kind. Diesen Punkt stellte die Angeklagte jedoch später wiederum in Abrede. Zusammen mit der *schmelg* – nach der widerrufenen Bezeichnung der Tochter war damit wohl deren Mutter Anna Häslerin gemeint – wollte Burghards Anna überdies Wittwensohns Nesen (Agnes) und ein weiteres Kind gelähmt haben. Auf Grund der Formulierung lässt sich nicht entscheiden, ob damit das Kind des Bruders der »Schmelg«, Nesens Bruders oder des Bruders der Angeklagten gemeint war. Dem angeführten Widerruf entsprechend fand eine weitere Angabe, dass Anna Häslers Tochter Jos Schwärzler gelähmt habe, dann aber zusammen mit ihm nach Opfenbach (südlich von Wangen im Allgäu) gegangen sei, gebüßt habe und davon gekommen sein soll, keinen Eingang in das Endgeständnis. Burghards Anna gab auch zu Protokoll, sie habe des Scheidbachs Stier getötet, indem sie ihn mit einem Stecklein in des Teufels Namen schlug. Darauf sei er gleich verendet. Darüber hinaus habe Anna zusammen mit der *alt schmelg* – womit wiederum Anna Häslerin gemeint war – Kälber Veit Blessers getötet und Christa Kundigen, der davor selbst als Opfer angeführt worden war, geholfen, vier Rinder zugrunde zu richten. Auch ihrem eigenen Vater wollte sie ein Kalb getötet haben. Des Weiteren erklärte die Angeklagte, wenn sie – die Mitglieder der Gesellschaft – einen Hagel machen wollten, nähmen sie aus einem Beinhaus Totenknochen, *balmuet*<sup>47</sup> sowie Wasser und segneten es in des Teufels Namen.

Abschließend musste Anna gestehen, dass am Heiligen Abend der Teufel bei ihr im Turm – also in ihrem Bregenzer Gefängnis – gewesen sei und *ir zugesprochen* habe, sie solle nichts mehr gestehen, er wolle für sie leiden. Damals habe er mit ihr auch *zuschaffen gehapt*, *hab ain kalten schwanz*. Hier begegnen wir zum ersten Mal der theologisch begründeten Vorstellung vom kalten – weil unnatürlichen – Körper des Teufels, der in den früheren Bregenzerwälder Geständnissen noch fehlte. Dort wurde vielmehr ausdrücklich erwähnt, dass sich der Teufel geschlechtlich verhalte wie andere Männer, ohne dass körperliche Besonderheiten hervorgehoben wurden.

Unter den namentlich angeführten Mitgliedern der »Gesellschaft« bleibt bislang nur das Schicksal der Anna Häslerin offen. Obwohl sie durch ihren Bruder Christa Häslers und durch Burghards Anna schwer belastet wurde, findet sich in den Bregenzer Unterlagen kein Hinweis auf ihre Verhaftung. Dies erklärt sich dadurch, dass die Frau nicht in Lingenau, sondern in Krumbach ansässig war, das gerichtlich zum Hinteren Bregenzerwald gehörte. In einer dort gefertigten Zusammenstellung der Opfer von Hexenpro-



zessen steht Anna Häslerin aus Krumbach denn auch an erster Stelle. Die gerichtlichen Hexenverfolgungen hatten allem Anschein nach über ihre Person zu Beginn des Jahres 1551 von Lingenau auf den Hinteren Bregenzerwald übergegriffen.

## »VERBRENNUNG DER UNHOLDEN« – DIE BREGENZERWÄLDER HEXENPROZESSE DES JAHRES 1551

Der Umstand, dass eine auf Bregenzerwälder Gebiet ansässige Lingenauerin vor Gericht stand – und vermutlich auch dass der Lingenauer Ammann Hans Günzinger genannt Waghals<sup>48</sup> auf Grund der vorangegangenen Prozesse bereits über entsprechende Erfahrungen verfügte –, dürfte den Grund dafür gebildet haben, dass dieser Vertreter des Nachbargerichts an Bregenzerwälder Hexenprozessen teilnahm und für entsprechende Dienste, wie zum Beispiel Siegelungen, bezahlt wurde. Welche Rolle die Lingenauer Gerichtsverfahren und Ammann Waghals bei den Hexenverfolgungen im Hinteren Bregenzerwald spielten, lässt sich nicht mehr feststellen, denn von den Hexenprozessen, die dort 1551 geführt wurden, liegen nur mehr zwei Abrechnungen vor. Die erste ist auf »Dienstag nach dem Palmtag« datiert, enthält aber keine Jahresangabe. Eine zweite Aufzeichnung stammt vom Dienstag vor Pfingsten des Jahres 1551. Die beiden Dokumente ermöglichen folgende Rekonstruktion der Hexenprozesse:

Das erste Dokument trägt die Überschrift *Dise suma ist ueber die siben unhelda und den man verbrenndt hette gangen*. Die Namen der acht erwähnten Hingerichteten sind dabei jedoch nicht angeführt. Die zweite Rechnung beginnt mit den Worten: *Dise suma ist ueber die v unhelda ganngen nemblich ...* Darauf folgen zwölf Namen, wobei nicht klar hervorgeht, wer zu den fünf verbrannten Unholden zählte. Auf der siebten Seite dieses Dokuments wiederum findet sich eine weitere Namensliste, und zwar *der uebel thetter, so gricht und gefanngen sind gewesen, und ettlich hat man lassen gen*. Von sämtlichen »Übeltätern« – also wohlgemerkt sowohl von den Erben der hingerichteten als auch von den freigelassenen, die in der Aufzeichnung nicht auseinander gehalten sind – zog das Gericht bestimmte Geldbeträge ein. Die Freigesprochenen waren demnach zwar nicht als »Unholde« verurteilt, aber auch nicht als schuldlos erkannt worden.

Zumindest eine Angeklagte – eine gewisse *Aren Gretten* – hatte man nachgewiesenermaßen völlig unschuldig in die Prozesse verstrickt. Weil ihr die verurteilte Anna Hammererin *unrecht then hat und [sie dadurch] an die wag pracht* hatte, mussten deren Erben außer der gewöhnlichen Summe von 50 Pfund Gerichtskosten noch etwas über acht Pfund zusätzlich bezahlen. Arens Grete war also auf Grund unzutreffender Bezichtigungen am Seilauzug gefoltert und schließlich wieder freigelassen worden.

Auf der Rückseite der zweiten erhaltenen Rechnung findet sich eine dritte Namensliste. Erst sie ermöglicht eine genauere Zuordnung der einzelnen Personen zu verschie-

denen Prozessen. Die ersten acht angeführten Namen von sieben Frauen und einem Mann scheinen in der zweiten Rechnung nicht auf. Bei ihnen handelte es sich wohl um die Personen, die im Zuge des vorangehenden Gerichtsverfahrens hingerichtet worden waren. Darauf folgen – beginnend mit der Ehefrau Ammann Erharts – fünf Namen aus der ersten Liste der zweiten Rechnung, also wohl jene der Todesopfer des zweiten Prozesses. Zwischen diesen fünf Namen scheint jedoch eine weitere Frau auf, die in den Rechnungen sonst nirgends erwähnt ist. Möglicherweise wurde sie deshalb zu den Opfern der Hexenprozesse gezählt, weil sie im Zuge des zweiten Gerichtsverfahrens verstorben war. Die beim zweiten Prozess freigesprochenen »Übeltäter« sind in dieser Liste nicht angeführt.

Laut Namenslisten wurden somit 1551 in einem ersten Gerichtsverfahren sieben Frauen und ein Mann hingerichtet, und zwar

- Anna Häslerin aus Krumbach,
- Guott Bickhin aus Bezau,
- Katrein Zengin aus Bezau,
- Barbel Erhartin aus Au,
- Agta Haingartherin aus Mellau,
- Urschla Höglerin aus Reuthe,
- Stasia Greberin aus Ellenbogen und
- Martin Fink von Hausen us dem Mülbach, den man als möder [!], dieb und kätzer und unhold hinrichtete.

Die Todesopfer des zweiten Prozesses waren

- Dorothea Mayerin, die Ehefrau Ammann Kaspar Erharts aus Bizau und vermutlich die Mutter der davor hingerichteten Barbel Erhartin aus Au,
- Els Bilgerin, des Treusels Ehefrau aus Krumbach,
- Anna Hammererin, die Erlenwirtin vom Schwarzenberg,
- Hans am Tobel, genannt L(a)ukas, vom Schwarzenberg, und
- Anna Willin aus Au.

Die wahrscheinlich im Zuge dieses Gerichtsverfahrens verstorbene Frau hieß Anna Stäcklerin und stammte aus Bezau.

Folgende »Übeltäter« beziehungsweise deren Erben wurden zur Erstattung von Gerichtskosten verurteilt:

- Hans am Tobel           60 lb
- Anna Hammererin   58 lb 18 ß 3 d
- Dorothea Mayerin   53 lb 8 ß 8 d
- Klaus Greussing     50 lb
- Anna Willin           30 lb
- Ger Meusburgerin   30 lb

– Anna Geserin	30 lb
– Els Greussingin	20 lb
– Anna Stirin	16 lb
– Jakob	2 Gulden (= 4 lb) 3 ß 5 d

Von den Hingerichteten hatten diese Gelder somit nur die Erben des Hans am Tobel, der Anna Hammererin, der Dorothea Mayerin und der Anna Willin – nicht jedoch der Els Bilgerin – zu entrichten. Als Minderbelastete können Klaus Greussing, Ger Meusburgerin, Anna Geserin, Els Greussingin, Anna Stirin und möglicherweise auch ein gewisser Knabe Jakob, *des Thomänlins bub*, gelten. Sein Eintrag steht in der Rechnung allerdings ohne direkten Zusammenhang mit den Aufzeichnungen zu den übrigen »Übeltätern«. Es ist deshalb nicht klar, ob es sich bei ihm um jenen Jakob Feuerstein handelte, der in der Liste auf der Titelseite angeführt wird. Falls dies nicht der Fall ist, zahlten von den dort aufgelisteten Personen nur Jakob Feuerstein und Greta Finkin aus Bersbuch keine Gerichtskosten, was vermutlich wie bei Els Bilgerin mit deren schlechten Vermögenslage zu erklären ist.

Zusätzlich zu diesen Geldern verhängte das Gericht sogenannte »Frevel«-Strafen. Auch davon blieben die hingerichtete Bilgerin, die »Übeltäterin« Greta Finkin sowie – unter der soeben angeführten Bedingung, dass er nicht mit dem aufgelisteten Jakob identisch war – Jakob Feuerstein verschont. Folgende Personen wurden zu »Frevel«-Strafen verurteilt:

– Dorothea Mayerin	50 lb
– Hans am Tobel	40 lb
– Klaus Greussing	40 lb
– Anna Hammererin	30 lb
– Ger Meusburgerin	30 lb
– Anna Stirin	16 lb
– Anna Willin	15 lb
– Jakob	3 Gulden = 6 lb
– Els Greussingin	5 lb

Von den zum Ersatz von Gerichtskosten verurteilten Personen fehlte somit nur Anna Geserin. Warum sie als nachgewiesene »Übeltäterin« keine »Frevel«-Strafe zu bezahlen hatte, bleibt unklar.

Die Kosten des ersten Prozesses beliefen sich insgesamt auf fast genau 300 Pfund Pfennig. Der Henker oder Nachrichter erhielt davon 35 Gulden, also 70 Pfund Pfennig. Für das zweite Gerichtsverfahren fielen Ausgaben in der Höhe von etwas mehr als 350 Pfund Pfennig an. Der Nachrichter bekam damals 40 Gulden, also 80 Pfund Pfennig. Die Aufwendungen für den Henker beliefen sich also auf etwa ein Fünftel bis ein Viertel der Ausgaben für einen Hexenprozess.

Weitere Einzelheiten zu den Gerichtsverfahren gehen aus den Rechnungen nicht hervor. Man erfährt nur noch, dass in deren Verlauf ein Bote nach Mittelberg gesandt wurde. Vermutlich hatte er von dort Informationen zu bestimmten Vorgängen oder Personen einzuholen. Des Weiteren ist in den Unterlagen vermerkt, dass Knechte bezahlt wurden, die im Suberschen thobel und im Geschlieff gewachtet hend, die also die Verkehrswege über die Achbrücke östlich von Lingenau und von Egg nach Müselbach kontrollierten. Der konkrete Grund dafür ist nicht angeführt. In beiden Rechnungen scheint auch ein gewisser Hans Sutter von Bregenz auf. In der ersten ist auf der Titelseite gleich an zweiter Stelle nach den Einnahmen des Nachrichters angeführt, dass er vom Gericht sechs Pfund und acht Pfennig erhielt. Die zweite Rechnung vermerkt seinen Einnahmeposten von 18 Schilling und vier Pfennig unmittelbar vor dem Waibel und drei Stellen vor dem Nachrichter. Wer war Hans Sutter? Welche Rolle spielte er bei den Prozessen? Auf diese und zahlreiche weitere Fragen geben die wenigen erhaltenen Quellen zu den Hexenprozessen um die Mitte des 16. Jahrhunderts keine Antwort. Nur noch eine Urkunde – die Urfehde des Ammanns Kaspar Erhart – ermöglicht uns einen weiteren Blick auf die Ereignisse des Jahres 1551.

### »VATER UND EHEMANN VON HEXEN« – AMMANN KASPAR ERHART UND DAS HEXENWESEN 1551/52

Eine der bekanntesten Personen im Umfeld der Vorarlberger Hexenverfolgungen stellte zweifellos der Bregenzewälder Ammann Kaspar Erhart aus Bizau dar.<sup>49</sup> Über ihn verfasste der Heimatdichter Franz Xaver Wölflle in den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts ein Theaterstück und sorgte damit für eine entsprechende Verbreitung seines Schicksals.<sup>50</sup> Obwohl Erhart, der bei den Hexenprozessen sowohl eine Tochter als auch seine Ehefrau verlor, selbst nicht wegen dieses Verbrechens angeklagt wurde, erhellt die archivalische Überlieferung zu seinem Fall<sup>51</sup> manche Hintergründe der Verfolgungen.

Zum Zeitpunkt der Gerichtsverfahren gegen seine Familienangehörigen war Erhart bereits ein wohlhabender und einflussreicher Mann, der sich im Zuge seiner bereits mehrere Jahrzehnte umfassenden Laufbahn aber auch zahlreiche und bedeutende Feinde geschaffen hatte. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts entfachte er dadurch schwere gesellschaftliche Konflikte, dass er das kirchliche Feiertagsgebot nicht ernst nahm und samt seinen Leuten an Sonntagen heute und werkte. Sein Vorbild verleitete *annder schlecht leüt* ebenfalls dazu, so zu arbeiten. Sie erklärten, wenn es Erhart *nichz schad* und er so handeln dürfe, *thurffen sie es auch thun*. Schließlich wurden diese Leute aber zusammen mit ihrem Vorbild, das an den Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung gerüttelt hatte, von der Obrigkeit abgestraft. Der begüterte Ammann Erhart jedoch vermochte im Unterschied zu den meisten gewöhnlichen Bauern das Sonntagsgebot auch sozusagen legal zu um-

gehen. Er zog, wenn in Bizau ein Feiertag gehalten wurde, auf sein zweites Gut in Reuthe-Hof, arbeitete eben dort und machte so *uss dem feyrtag ainen werchtag*. In Reuthe wurde Erhart vorgeworfen, dass er seine Nachbarn dadurch übervorteilte, dass er seine eigenen Güter mit Dünger überzog und das Vieh dann einfach auf die ungedüngten Gemeinweiden trieb. Er verfolgte seinen persönlichen Nutzen also nicht immer nur auf redliche Art. Zu allem Überfluss agierte er in der Bevölkerung auch noch mit einigem Erfolg gegen das Gebot von Landammann und Rat, dass man *von der schweren bösen thure [= Teuerung] wegen [...] die ruchen bösen geütter pawen und eren sollty, damit der arm man ettwa dester baß kornn erzeugen möchti unnd man ain anndern helfen sölli*. Da die Intensivierung des Getreideanbaus auf unrentablen Gütern eine Maßnahme darstellte, mit der Ammann und Rat ausdrücklich zugunsten der ärmeren Bevölkerungsschicht auf die agrarischen Krisen im Gefolge der immer deutlicher spürbaren Klimaveränderungen des 16. Jahrhunderts reagierte, dürfte Erharts Engagement in weiten Kreisen große Erbitterung hervorgerufen haben. Dieser wirtschafts- und gesellschaftspolitische Konflikt verweist auf tiefere soziale Zerwürfnisse, die sicher auch für die Hexenverfolgungen von Bedeutung waren. Allem Anschein nach standen sich – vereinfacht gesagt – zwei Gruppen gegenüber. Die erste suchte in der Wahrung der Traditionen Sicherheit und wirtschaftliches Auskommen auch für wenig bemittelte Landesbewohner; die zweite hingegen setzte zur Krisenbekämpfung auf zukunftsweisende ökonomische Neuerungen – im vorliegenden Fall hauptsächlich auf verstärkte Gras- und Viehwirtschaft sowie auf die Lockerung starrer religiös-sozialer Ordnungen.

Kaspar Erhart hatte in seiner Laufbahn immer schon eine relativ klare politische Linie verfolgt. Dazu zählte etwa die ablehnende Haltung, die der Hintere Bregenzerwald unter seiner Ammannschaft gegenüber der Bewegung der aufständischen Bauern um 1525 einnahm. Den Unmut großer Teile der Bevölkerung zog sich Ammann Erhart aber vor allem durch die rücksichtslose Einziehung einer Kopfsteuer zu, die 1542 zur Finanzierung der Türkenkriege beschlossen worden war. Dass er vier Jahre später zusammen mit dem Landschreiber Kaspar Feuerstein für seine treuen Dienste der Herrschaft gegenüber vom Kaiser mit einem Hofkleid belohnt wurde, dürfte sein Ansehen bei den Gegnern nicht gehoben haben.<sup>52</sup>

Als Hauptgegenspieler Ammann Erharts kann wohl der ebenfalls aus Bizau stammende Kaspar Feuerstein gelten. Er darf nicht mit dem langjährigen gleichnamigen Landschreiber verwechselt werden, der an sämtlichen Hexenprozessen mitgewirkt und – wie erwähnt – zusammen mit Erhart für seine obrigkeitstreue Tätigkeit 1546 ein Hofkleid erhalten hatte. Der Bizauer Kaspar Feuerstein löste spätestens Anfang 1550 seinen Dorfgenossen Kaspar Erhart als Ammann ab und wirkte dann mehrere Amtsperioden bis 1556 in dieser Funktion.<sup>53</sup> Wie alle Alt-Ammänner blieb auch Erhart nach 1550 – also zur Zeit, als seine Tochter und Ehefrau hingerichtet wurden – Mitglied des Rates.

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob die Gerichtsverfahren gegen Hexen Instrumente in einem »Parteienkampf« bildeten. Um darauf eine befriedigende Antwort zu finden, müsste zuvorderst geklärt werden, unter welchen Ammännern die Prozesse vor 1551 stattfanden. Jene im April 1546 wurden höchstwahrscheinlich unter Ammann Martin zum Stock geführt, dessen Vorgänger und Nachfolger im Amt Kaspar Erhart war. Zum Stock hatte sich vor allem durch eine Vielzahl von neuen Geboten und Verboten hervorgetan – unter anderem auch durch ein Verbot der seiner Meinung nach sittlich bedenklichen »Spinnstubaten«, den unterhaltlichen nächtlichen Zusammenkünften von Nachbarn.<sup>54</sup> Unter welchem Ammann die Prozesse im Herbst 1549 stattfanden, ist unklar. Die Verhöre der einzigen Angeklagten, von der entsprechende Unterlagen erhalten sind, nämlich der Mätzlerin aus Bizau, leitete Landschreiber Kaspar Feuerstein. Da beide in Frage kommenden Ammänner – Kaspar Erhart und Kaspar Feuerstein – aus der Heimatgemeinde der Frau stammten, lässt sich nicht mehr feststellen, welchen von ihnen der Landschreiber dabei vertrat. Es ist also nicht auszuschließen, dass auch während Erharts Ammannschaft Hexenprozesse geführt wurden. Da er vermutlich im Frühjahr 1548 in diese Funktion gewählt wurde und die Amtsperioden gewöhnlich zwei Jahre währten, erscheint es sogar als wahrscheinlich, dass die Gerichtsverfahren vom Herbst 1549 unter seiner Ägide stattfanden.

Die Bregenzerwälder Hexenprozesse können somit schon aus diesem Grund nicht ohne Weiteres als Instrument einer bestimmten Gruppierung im Kampf um die Durchsetzung der eigenen Interessen betrachtet werden. Auch grundsätzlich darf eine Instrumentalisierung der Hexenverfolgungen nicht einfach unterstellt werden. Der Großteil der frühneuzeitlichen Menschen glaubte an die reale Existenz von Hexen und deren Übeltaten. Dass ihnen diese Vorstellungen dazu dienten, andere Menschen für ihr Unglück verantwortlich zu machen, bildete eben die Hauptattraktivität und den Kern des Hexenwesens, der keineswegs bloß vorgeschoben werden musste. Die Bezeichnungen stellten zumeist zwar Instrumente zur Durchsetzung eigener Interessen dar, aber nicht im Sinne eines Mittels zum Zweck oder einer Instrumentalisierung.<sup>55</sup>

Zurück zu den Vorwürfen gegen Ammann Kaspar Erhart: Im Zusammenhang mit dem Hexenwesen kreierte man ihm an, dass seine Ehefrau Dorothea Mayerin vor Gericht ausgesagt hatte, ihr Mann habe ihr nach der Hinrichtung der Tochter Barbel empfohlen, ins Zürcher Gebiet zu fliehen. Dort gebe es keine Hexenverfolgungen. Wenn sie eine Hexe sei (*kuni sie das hägs werckh*), wolle er ihr genug Geld *ir leben lanng* nachschicken. Das Gerichtsmitglied Erhart soll also beabsichtigt haben, eine Hexe vor ihrem gerechten Schicksal zu bewahren. Unabhängig davon, ob die Aussage der Ehefrau unter der Folter erpresst worden war oder nicht, dokumentiert sie übrigens, dass man im Hinteren Bregenzerwald über die entsprechenden Verhältnisse im Zürcher Raum informiert war: Hexenverfolgungen begannen dort in größerem Maßstab tatsächlich erst um 1570.<sup>56</sup>



Dorothea Mayerin hatte unter der Tortur des Weiteren gestehen müssen, dass sie den Leuten auf zauberische Weise Milch entwendet und ihrem Mann viel Käse und Schmalz daraus zubereitet habe. Der magische Diebstahl von Milch und Rahm stellte einen der verbreitetsten Vorwürfe gegen vermeintliche Hexenpersonen dar. Wenn Erhart vor der Gefangennahme<sup>57</sup> seiner Ehefrau zudem in *allen wierzhäuser* öffentlich geprahlt hatte, sie könne aus der gleichen Menge Rahm ein oder zwei Pfund mehr Schmalz rühren als andere, förderte er ihre Verdächtigung maßgeblich. Ein entsprechender Vorwurf des Schadenzaubers reichte zwar nicht aus, um jemanden als Hexe hinrichten zu lassen, war aber vor dem Hintergrund des archaischen Summenkonstanzdenkens keineswegs so harmlos, wie es aus heutiger Sicht scheinen mag.<sup>58</sup> Im Rahmen der Vorstellung, dass alle Güter – materielle wie Besitz und Gesundheit, aber auch ideelle wie die Ehre – nur in einem bestimmten Ausmaß zur Verfügung standen, musste eine auffallende Zunahme auf einer Seite zu Lasten einer anderen gehen. Der außergewöhnlichen Steigerung von Reichtum und Macht kam in diesem System ein anderer Stellenwert zu als beim modernen marktwirtschaftlichen Denken, das von einer linearen Erweiterung des allgemeinen Wohlstands ausgeht.<sup>59</sup> Die Aussagen Erharts in »allen Wirtshäusern« erscheinen übrigens noch brisanter, wenn man bedenkt, dass auch seine Tochter der Hexerei bezichtigt und schließlich als Hexe rechtmäßig hingerichtet wurde. Nach landläufiger Meinung lernten Töchter das Hexenwerk vornehmlich von ihren Müttern.

Im Zusammenhang mit dem Vorwurf des Schadenzaubers wurde Kaspar Erhart auch negativ angerechnet, dass er nach dem Prozess gegen seine Ehefrau das, was sie den Nachbarn auf zauberische Art sollte gestohlen haben, nicht zurückerstattete. Er galt somit als Nutznießer des Hexenwerks, der keine Anstalten traf, den entstandenen Schaden wieder gutzumachen. In dieser Situation erinnerte man sich auch daran, dass Erhart bereits *sein leben lann den leütten übel nachgerett unnd sie verschmecht* habe. Auch diesen – wohl stark politisch motivierten – Vorwurf musste er in seiner Urfehde vom 28. Januar 1552 bestätigen. Gesiegelt wurde diese übrigens außer vom Bregenzerwälder Ammann Kaspar Feuerstein auch durch den Lingenauer Ammann Hans Günstinger genannt Waghals, der wie erwähnt bei den Hexenprozessen des Frühjahrs 1551 mitgewirkt hatte.

Warum aber war Erhart verhaftet worden? Laut den Darlegungen in der Urfehde hatten ihn Ammann und Räte wegen der angeführten Verfehlungen im Verlauf des Jahres 1551 aus dem Bregenzerwälder Ratsgremium entlassen. Als Vorkehrung für einen solchen Fall vereidigte der Feldkircher Vogt dessen Mitglieder alljährlich nach ihrer Wahl auf folgende Bestimmung: *Wann ainer ettwas thetti, das man in feyren liessen und haim schickti [= vom Amt verabschiedete], so sol er nit fragen, warum das beschechen seye, sonnder still dar zu schwigen*. Erhart hingegen fand sich mit seiner Entlassung keineswegs ab. Er bemühte sich vielmehr sofort darum, wiederum Rat und Ammann zu werden, und drohte sogar, sich für die Entlassung zu rächen. Deshalb ließ man ihn schließlich im Jänner 1552 verhaften und ins Gefängnis bringen. Auf einen Versuch, ihn der Hexerei anzuklagen, oder

auch nur auf die Notwendigkeit, entsprechenden rechtsrelevanten Anschuldigungen vorzubeugen, bestehen keinerlei Hinweise. Dafür hätte das Frühjahr 1551 den richtigen Zeitpunkt gebildet.<sup>60</sup>

Während Erhart also etlich tag im vennkhnus verbrachte, setzen sich für ihn einflussreiche landesfürstliche und städtische Amtsträger sowie seine Verwandtschaft und andere ehrbare Leute ein. Am 28. Januar 1552 entließ man ihn schließlich nach Unterfertigung einer Urfehde und Stellung von Bürgen ohne Bestrafung aus der Haft. Die erstrebte Rückkehr in die Politik wurde durch diese Ereignisse nur verzögert: 1556 wählten die Bregenzerwälder Kaspar Erhart abermals zu ihrem Ammann.

### »SEI VIEL GEFECHT UND SCHLAGENS DA GEWEST« – SCHAMANISTISCHE VORSTELLUNGEN IM BREGENZERWALD

Einen besonderen Aspekt der Bregenzerwälder Hexenverfolgungen um die Mitte des 16. Jahrhunderts bildeten die Angaben, wonach die Teilnehmer an den Zusammenkünften auf der Winterstaude mit Hanfstängeln tanzten und sich rituelle Gefechte lieferten. Dabei werde zwar hart gekämpft, aber anschließend jeder Verletzte wieder magisch geheilt. Nach der Veranstaltung reite man auf Wölfen heim. Die Mitglieder dieser Gruppe nannten sich allem Anschein nach nur »die Gesellschaft«; von ihren Gegnern wurde sie abwertend als »Hexen-Gesellschaft« bezeichnet.

Ähnlichen Vorstellungen begegnen wir bereits um 1450 bei einer gewissen Els von Meersburg. Vor dem Luzerner Gericht angeklagt, erklärte sie, bei einem Treffen im Baumgarten des elsässischen Klosters Thann hätten einmal mehrere Personen an einem Donnerstag in den Fronfasten mit Hanfstängeln »gestochen und turniert«. Etliche von ihnen seien bei der An- und Abreise auf Tieren geritten, von denen Els nicht sagen konnte, ob es sich dabei um Hunde oder Wölfe handelte.<sup>61</sup> Weitere Parallelen zu den oben angeführten Geständnissen finden sich vor allem in der bekannten Studie Carlo Ginzburgs über die so genannten Benandanti (übersetzt »Wohlfahrende«) in Friaul. Diese gelten als Träger von Resten eines archaischen Fruchtbarkeitskults, deren Vertreter in ekstatischen Kämpfen gegen die schädlichen Hexen als »Verteidiger der Ernten und der Fruchtbarkeit der Felder« auftraten. Ginzburg stellte fest, dass entsprechende Glaubensvorstellungen in einem Gebiet verbreitet waren, »das vom Elsaß über Hessen bis nach Bayern und in die Schweiz«, aber auch in den europäischen Osten reichte.<sup>62</sup> Er selbst führt als Beispiel eine Frau aus Vorarlberg an, von der er meinte: »[...] sicher wäre, wenn sie jenseits der Alpen in Friaul gelebt hätte, behauptet worden, sie sei Benandantin.« Sie wird in seinem Buch als »Wyprat Musin« aus »Burseberg in Tirol« vorgestellt, der »am 27. Dezember 1525 wegen abergläubischer Handlung der Prozeß gemacht« worden sei.<sup>63</sup> In Wirklichkeit stammte die Frau aus Bürserberg in Vorarlberg. Sie hieß Wyprat Wustin, und ihr

wurde nie der Prozess gemacht. Da sie mit ihren Aussagen die damals aufständischen Bauern unterstützte, ließ die Innsbrucker Regierung über sie Erhebungen durchführen, die nur mit einer strengen Verwarnung endeten.<sup>64</sup> Ginzburg meinte zusammenfassend: »Jedenfalls bestätigen ihre Geständnisse die tiefgreifende Verbindung, die zwischen diesen Benandanti, die wir ›Toten‹-Benandanti nennen könnten, und den Glaubensformen, die sich auf das ›Wütende Heer‹ beziehen, bestand.«<sup>65</sup>

Mit dieser im Vorarlberger Raum weit verbreiteten Vorstellung befasst sich Wolfgang Behringer eingehend in seinem Buch über Chonrad Stöckhlin, einen Hirten aus Oberstdorf im Allgäu, der ein »Mitglied« der Nachtschar oder des Nachtvolks gewesen sein soll. Behringer zieht dabei eine klare Trennungslinie zwischen »den dämonischen Eigenschaften des Wütenden Heeres« und dem feenhaften Charakter des Nachtvolks. Während für dieses himmlische Musik kennzeichnend war, begleitete Ersteres schrecklicher Lärm. »Überdies stiftete das ›Wuotas‹ keinen Nutzen, sondern erzeugte gravierende Schäden.«<sup>66</sup> Ungeachtet dieser Unterscheidungen galt Stöckhlin für Ginzburg als jene Person, welche »die exaktesten Parallelen zu den friaulischen Quellen aufweist«.<sup>67</sup> Neuerlich stoßen wir somit in unmittelbarer Nachbarschaft zum Bregenzerwald auf die thematisierte Glaubenswelt. Von deren starken Verbreitung im Bodenseeraum zeugen des Weiteren zum Beispiel die Geständnisse der Barbara Bruggbacherin aus Waldkirch, gegen die 1615 in St. Gallen ein Zaubereiprozess geführt wurde. Dabei gab sie ähnliche Angaben wie die Wustin von der Reise ins Jenseits und entsprechenden Hilfen, die ihr daraus zuteil wurden, zu Protokoll.<sup>68</sup>

Bei einem Vergleich der Bregenzerwälder »Gesellschaft« mit den Benandanti fällt auf, dass sich Erstere nicht nur zu bestimmten besonderen Terminen wie den vier Quatembern zu den Treffen begab. Ebenso wenig wie eine solche zeitliche Einschränkung kennen die Vorarlberger Quellen die Vorstellung, dass daran allein Personen teilnehmen konnten, die durch besondere Umstände der Geburt auserwählt waren. So sollten sämtliche Benandanti in einer unversehrten Fruchtblase zur Welt gekommen sein. Der Auffassung von der Vererbbarkeit des Hexenwesens innerhalb bestimmter Familien, die bei den späteren Hexenverfolgungen in Vorarlberg und Liechtenstein nachweislich eine bedeutende Rolle spielte, könnte allerdings eine ähnliche Auswahlfunktion zugekommen sein. Auch der von den Benandanti stets betonte sozial nützliche und gottgefällige Charakter ihrer Mission fehlt in den Vorarlberger Geständnissen. Bei den dort erwähnten Treffen standen sich nicht zwei grundsätzlich gegnerische Gruppen gegenüber; so wurde zum Beispiel nicht gegen Hexen gestritten, um die Gesellschaft vor deren Schädigungen zu schützen. Wie etwa auch die den Benandanti verwandten slowenischen Kresniks kämpften die Mitglieder der Bregenzerwälder »Gesellschaft« vielmehr gegeneinander.<sup>69</sup> Die Vorstellungen in Christa Häslers Geständnis weisen demnach einen archaischeren Charakter auf als die meisten friaulischen Benandanti der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die ihre Tätigkeit bereits vor dem Hintergrund des Hexenwesens positiv definierten.<sup>70</sup> Sie wollten mit Fenchelzweigen einen Kampf ge-

gen die mit Hirsestengeln bewaffneten Feinde der Fruchtbarkeit geführt haben. Je nachdem, welche Seite siegte, sollte im kommenden Jahr Überfluss oder Not herrschen.<sup>71</sup> Bei den ungarischen Táltos lässt sich nachweisen, dass eine solche Begründung der Kämpfe eine zeitlich spätere Beigabe bildete, die ursprünglich fehlte.<sup>72</sup>

Ihrem streitbaren Charakter entsprechend, erschienen die Benandanti, die Táltos und die Bregenzerwälder »Gesellschaft« als militärisch organisierte Geheimgruppen mit Hauptleuten an der Spitze.<sup>73</sup> Sowohl die 1546 protokollierte Hexenhauptmännin als auch Häslers Angabe, dass an den Treffen auf der Winterstauden außer ihm nur Frauen teilgenommen hätten, erinnern an das schon bei Burkhard von Worms (um 1020) erwähnte Weiberheer, das im Gefolge Dianas oder Holdas nächtens durch die Lüfte fuhr, Menschen tötete, ihr Fleisch verzehrte und sie anschließend wieder zum Leben erweckte oder sich bis in die Wolken – im vorliegenden Fall auf einen hohen Berg – erhob, dort miteinander kämpfte und sich bis aufs Blut verwundete. Die darauffolgende notwendige Heilung wird bei Burkhard von Worms nicht erwähnt.<sup>74</sup> Die Wiederbelebung von getöteten und verspeisten Lebewesen findet sich bei den Vorarlberger Hexenprozessen noch bei Kühen und Ochsen. Ein ähnlicher Vorgang wie auf der Winterstauden wird in einer Sage vom Blocksberg im Harz überliefert, wo es heißt: »Die Hexen tanzten lustig und fochten mit großen Schwertern unter dem beständigen Ruf: ich schlag' eine Wund, die heilt in einer Stund.«<sup>75</sup> Die weite Verbreitung der Vorstellung vom Kampf, der ohne Verletzung blieb, belegen noch im 18. Jahrhundert die Geständnisse von Hexen zweier Dörfer im ungarischen Komitat Szatmár. Sie sollen gegeneinander gefochten und dabei gesagt haben: »Ich schlage dich, aber ich tue dir nicht weh.«<sup>76</sup> Auch die rumänischen Strigoi schickten ihre Seelen in bestimmten Nächten zur Versammlung der Hexen, wo sie mit allerlei Gerät gegeneinander stritten. »Sie kämpfen während der ganzen Nacht, aber am Ende weinen sie und versöhnen sich wieder untereinander.«<sup>77</sup> In diesem Zusammenhang sind nicht zuletzt die mit Fruchtbarkeitsvorstellungen verbundenen rituellen Kämpfe der graubündnerischen »Punchiadurs« und der Tiroler »Perchten« anzuführen.<sup>78</sup>

Christa Häslers erklärte zwar, dass bei den Zusammenkünften auf der Winterstauden mit Hanfstängeln getanzt würde. Es liegt jedoch nahe, darin (auch) die Waffen der rituellen Kämpfe zu sehen. Der langstielige Hanf (*Cannabis sativa*) hätte sich dafür nicht nur auf Grund seiner Form angeboten. Seit urdenklichen Zeiten fand er Verwendung im Totenbrauchtum. Bei den Germanen war der Hanf wie andere Faserpflanzen »der großen Schicksalsgöttin, der »Spinnerin«, der Freya oder Holle, geweiht.«<sup>79</sup> In manchen Gegenden galt er später als Schutz gegen den Teufel.<sup>80</sup> Angebaut wurde die Hanfpflanze in der frühen Neuzeit vor allem, weil sie einen wichtigen Grundstoff für die Garnproduktion und für die Herstellung von Seilen lieferte.<sup>81</sup> In der Volksmedizin bekämpfte man damit Fieber und benutzte Hanftinkturen als Schlafmittel.<sup>82</sup> Für die heute hauptsächlich mit dem Begriff »Cannabis« verbundene Nutzung des Gewächses als Rauschmittel besteht in den erhaltenen Unterlagen kein Anhaltspunkt. Allerdings wollte Christa Häslers mit

seiner Schwester stets vom Seviegg, einem abgelegenen Ort, dessen Name sich von der im Volksbrauch vielfältig eingesetzten Giftpflanze Sefi oder Sadebaum<sup>83</sup> ableiten soll,<sup>84</sup> zu den Treffen auf der Winterstaude geflogen sein.

Es besteht kein Hinweis darauf, dass die Mitglieder der Bregenzerwälder »Gesellschaft« wie die Benandanti an den Zusammenkünften nur in Trance teilgenommen hätten, während ihr Körper regungslos im Starrkrampf im Bett lag. Offen bleiben muss auch, ob sich dahinter – ähnlich den slowenischen »Springern«, die sich tatsächlich »in den späten Abendstunden zur Zeit des Neumondes auf hohen Bergen, in Wäldern oder in den Tälern zwischen Gebüsch bei brennenden Lichtern oder auch beim blassen Scheine phosphoreszierenden Holzes« trafen und exstatische Tänze durchführten<sup>85</sup> – eine Gruppe mit abweichender »selbstbestimmter religiöser Erfahrung« verbarg.<sup>86</sup> Jedenfalls handelte es sich bei den entsprechenden Angaben sicher um kein Produkt der Folteranwendung im Rahmen des Gerichtsverfahrens.

Die hier besprochenen frühen Angaben aus dem Bregenzerwald bestätigten die Auffassung Wolfgang Behringers, dass im Vorarlberger Hexenwesen besonders intensiv volkstümliche Denkmuster weiterlebten,<sup>87</sup> die ähnlich jenen in Friaul, im südslawischen und im ungarischen Raum von schamanistisch geprägten Vorstellungen durchdrungen waren.<sup>88</sup> Das zweischichtige Motiv von den schweren Gefechten mit der anschließenden Heilung der Verletzten lässt aber den postulierten strikten Gegensatz zwischen dem feenhaften Wesen des Nachtvolks und der »Nachtfahrt« der Wilden Jagd in einem neuen Licht erscheinen. Es veranschaulicht die ambivalente Sichtweise der frühneuzeitlichen Menschen, die Heil und Gefahr stets in enger Verbindung sahen.<sup>89</sup>

## ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK

Die Hexenprozesse im Bregenzerwald um die Mitte des 16. Jahrhunderts bildeten im weiten Umkreis die frühesten bislang belegten Massenverfolgungen. Ihnen fielen in den Jahren zwischen 1546 und 1551 nachweislich mindestens zwanzig Personen zum Opfer. Angesichts der Quellenlage ist aber von etwa dreißig oder mehr Hinrichtungen auszugehen. Darüber hinaus wurden zahlreiche weitere Personen auf Grund von Hexereiverdächtigungen vor Gericht gestellt, aber nicht zum Tod verurteilt. Siebzehn der zwanzig dokumentierten Todesopfer – also 85 Prozent – waren weiblichen Geschlechts. Der Anteil der Frauen lag somit ungefähr im Durchschnitt der gesamten vorarlbergischen Hexenverfolgungen, aber deutlich unter jenem des 16. Jahrhunderts.<sup>90</sup> Auf Grund der niedrigen Zahlen und der schlechten Überlieferungslage lassen sich diese Werte aber kaum sinnvoll interpretieren. Die Konzentration der gelehrten Hexendoktrin auf das weibliche Geschlecht ist bekannt; auf Parallelen in der volkstümlichen Vorstellungswelt wurde bereits bei den Geständnissen Christa Häslers hingewiesen.



Den Hintergrund für die Verfolgungen bildeten wirtschaftliche Schwierigkeiten im Gefolge der einsetzenden Klimaverschlechterung um die Mitte des 16. Jahrhunderts<sup>97</sup> sowie damit verbundene soziale, politische und religiöse Spannungen.<sup>92</sup> Dass sich die Gerichtsverfahren dabei zu Prozessserien entwickelten, hing einerseits damit zusammen, dass sich im Bregenzerwald – wie in anderen österreichischen Regionen<sup>93</sup> – die theologisch-juristische Hexendoktrin mit ihren fünf Bestandteilen des Teufelsbundes, der Teufelsbuhlschaft, des Hexenfluges, der Teilnahme an Hexensabbaten und des Schandzaubers durchzusetzen begann. Besonders die Vorstellungen von den Hexentänzen, die stets von mehreren Personen besucht worden sein sollen, bedingten zumeist eine Fortsetzung und Ausweitung der Prozesse. Andererseits konnten die Gerichtsbehörden bei der Verfolgung von gemeinschaftsschädigenden Personen aber auch an volkstümliche Vorformen des Hexensabbats anknüpfen. Parallel zum gelehrten Hexenmuster war im Bregenzerwald die Vorstellung von einer »Gesellschaft« verbreitet, deren Mitglieder sich nicht nur im Alltag magisch betätigen, sondern sich auch zu rituellen Kämpfen und anschließender Heilung der Verwundeten zusammenfinden sollten. Diese mit schamanistischen Elementen durchsetzten volkstümlichen Auffassungen passten sich im Lauf der Zeit dem gelehrten Hexenbild so stark an, dass sie kaum mehr davon zu unterscheiden waren. So wurde aus der magischen »Gesellschaft« schließlich eine »Hexen-Gesellschaft«. Ein ähnlicher Assimilationsprozess erfolgte etwa bei den Vorstellungen von »Bosheit« oder den »bösen Leuten«. So heißt es zum Beispiel noch bei der 1454 in Luzern verbrannten Ehefrau des Bürgi Hindremstein, dass sie »mit der bosheit vnd dem übel der hexerey« behaftet sei.<sup>94</sup> Ersteres bezog sich ursprünglich auf magisch tätige Personen, denen man unabhängig von der gelehrten Hexendoktrin Schandzauber vorwarf. Etliche Zeit später – in manchen Regionen aber erst im 17. Jahrhundert<sup>95</sup> – wurden die Begiffe zu Synonymen für »Hexerei« bzw. »Hexenleute«.<sup>96</sup>

Bei den dargestellten Hexenprozessen handelte es sich nicht nur um die ersten nachweisbaren, sondern gleichzeitig auch um die letzten, die im Vorderen und im Hinteren Bregenzerwald geführt wurden. Im Sommer 1616 fand in Bregenz allerdings noch einmal ein Gerichtsverfahren statt, bei dem unter Einsatz der Folter Hexereivorwürfen nachgegangen wurde, die Margretha Wirtin, die 65- oder 66-jährige Ehefrau Ulrich Wucherers zu Büchelreutin (heute Buchholz<sup>97</sup>) im Gericht Alberschwende, gegenüber der etwa 39 Jahre alten Elsa Wirtin, Ehefrau des Hans Fröwis zu Alberschwende, erhoben hatte. Diese Frau wurde auch von zahlreichen weiteren Personen der Hexerei verdächtigt.<sup>98</sup> Während der Ausgang dieses Prozesses nicht überliefert ist, kostete ein anderer im schweizerischen Rheintal 1640 einer Katharina Wölfli aus Bizau das Leben.<sup>99</sup> Sie dürfte das letzte Opfer der Hexenprozesse aus dem Bregenzerwald gewesen sein.<sup>100</sup> Darüber hinaus scheint dieser nicht nur in etlichen Geständnissen bei Prozessen in anderen Regionen auf – unter anderem in jenem des wohl bekanntesten Tiroler Hexenmeisters, des so genannten Lauterfressers aus Tschötsch bei Brixen<sup>101</sup> –, sondern bildete über die folgenden Jahrhunderte hindurch einen Landstrich, in dem das frühe Ende der He-



xenprozesse keineswegs die Bedeutung der Hexenvorstellung für die Bewältigung eines mitunter harten Alltags gemindert hätte.

*Anschrift des Verfassers:*

Dr. Manfred Tschaikner, Vorarlberger Landesarchiv, Kirchstr. 28, A-6900 Bregenz,  
Manfred.Tschaikner@vorarlberg.at

## ANMERKUNGEN

1 BEHRINGER, Wolfgang: Hexen – Glaube, Verfolgung, Vermarktung. München 1998, S. 35; ders.: »Erhob sich das ganze Land zu ihrer Ausrottung...«. Hexenprozesse und Hexenverfolgungen in Europa, in: Hexenwelten. Magie und Imagination vom 16.–20. Jahrhundert Hg. v. Richard van Dülmen, Frankfurt a. M. 1987, S. 131–169, hier S. 140; VOLTMER, Rita: Die großen Hexenverfolgungen in den Territorien zwischen Reich und Frankreich (16. und 17. Jahrhundert) – Abläufe, Ursachen, Hintergründe. In: Incubi – Succubi. Hexen und ihre Henker bis heute. Ein historisches Lesebuch zur Ausstellung. Hg. v. ders. u. Franz Irsigler. Luxemburg 2000, S. 71–82, hier S. 74; UNVERHAU, Dagmar: Die abendländische Hexe. Beispiele ihrer Verfolgung, in: Hexen und Zauberer. Die große Verfolgung - ein europäisches Phänomen. Hg. v. Helfried Valentinitz, Graz/Wien 1987, S. 237–264, hier S. 254.

2 BLAUERT, Andreas: Die Erforschung der Anfänge der europäischen Hexenverfolgungen, in: Ketzer, Zauberer, Hexen. Die Anfänge der europäischen Hexenverfolgungen. Hg. v. dems., Frankfurt a. M. 1990, S. 11–42, hier S. 14; ders., Hexenverfolgung in einer spätmittelalterlichen Gemeinde. Das Beispiel Kriens/Luzern um 1500, in: Geschichte und Gesellschaft 16 (1990), S. 8–25, hier S. 12.

3 ZIMMERMANN, Wolfgang: Teufels Glaube und Hexenverfolgungen in Konstanz 1546–1548. In: Schr VG Bodensee 106 (1988), S. 29–57; SCHOISSWOHL, Veronika: Die Prozesse gegen drei Hexenmeister in Südtirol im 17. Jahrhundert. Diss. phil. Innsbruck 1971 [masch.], o. S. (Teil 3: Verzeichnis der Hexenprozesse).

4 SANDER, Hermann: Vorarlberg zur Zeit des deutschen Bauernkrieges. In: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. Ergänzungsbd. 4. 1893, S. 75.

5 TIEFENTHALER, Meinrad: Hexen und Hexenwahn in Vorarlberg. In: Schr VG Bodensee 80 (1962), S. 29–39, hier S. 35. Der Fall Mätzler ist hier jedoch falsch datiert.

6 BURMEISTER, Karl Heinz: Hexenverfolgungen in Andelsbuch im Jahre 1546. In: Andelsbuch informiert 12 (1979), S. 15–16.

7 TSCHAIKNER, Manfred: »Damit das Böse ausgerottet werde...« Hexenverfolgungen in Vorarlberg im 16. und 17. Jahrhundert. Bregenz 1992 (= Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 11), S. 49–54.

8 VOGT, Werner: Hexenberichte... In: Bregenzerwald-Heft 14 (1995), S. 127–128.

9 TSCHAIKNER, Manfred: Landammann Kaspar Erhart und die Bregenzerwälder Hexenverfolgungen um die Mitte des 16. Jahrhunderts. In: Montfort 50 (1998), S. 87–90.

10 TSCHAIKNER, Manfred: »... haben das ganz Land wellen verderben« – die Ausrottung der Bregenzerwälder Hexen-Gesellschaften um die Mitte des 16. Jahrhunderts. In: DENZ, Hermann; TSCHAIKNER, Manfred: Alltagsmagie, Hexenglaube und Naturheilkunde im Bregenzer Wald. Ein Begleitbuch zur Ausstellung »Göttin – Hexe – Heilerin. Zu einer Kulturgeschichte weiblicher Magie«. Frauenmuseum Hittisau (Juni – Oktober 2004). Innsbruck 2004 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft Sonderheft 117), S. 151–190.

11 Zu seiner Biografie vgl. das Begleitheft zur Ausstellung Bizauer Künstler. Hg. v. Vorarlberger Landesmuseum. Bregenz 1995, S. 17, 38–39 u. 47; Katalog zur Ausstellung Kunst in Vorarlberg 1900–1950. Gemälde, Graphiken, Plastiken, Architekturpläne. Hg. v. Vorarlberger Landesmuseum. Bregenz 1976, S. 160.

12 Im Privatbesitz von Dipl. Ing. Dr. Rainer Reich, Bregenz, dem ich für die Überlassung der Unterlagen danke.

- 13 Sie lagen zerstreut unter themenfremden Archivalien eines großen Bestandes im Vorarlberger Landesarchiv und wurden daraufhin unter der Signatur »Stand und Gericht Bregenzerwald, Sch. 31, Nr. 68« zusammengeführt.
- 14 Vorarlberger Landesarchiv, Sammlung Reich Alois, Sch. 1, Archivalienabschriften Tl. 1, S. 241–245.
- 15 Als auffallendste Änderung sei darauf hingewiesen, dass bei den extatischen Gefechten auf der Winterstaude keine Schlachtrösser zum Einsatz kamen. Auch etliche Ortsangaben waren zu korrigieren. Für wertvolle Unterstützung dabei bedanke ich mich bei Herrn Werner Vogt, Hard.
- 16 Früher wurde irrtümlich »Gutterin« als ihr Name angeführt.
- 17 Vgl. dazu SCHILD, Wolfgang: Die Geschichte der Gerichtsbarkeit. Vom Gottesurteil bis zum Beginn der modernen Rechtsprechung. Hamburg 1997, S. 65: »Für die Germanen waren zumindest manche Missetäter erfüllt von negativ-dämonischer Kraft, vielleicht selbst Dämonen in Menschengestalt, die es zu vertreiben und/oder zu töten galt. Und damit waren sie vergleichbar dem Wolf, der im finsternen Wald, der Stätte der Dämonen, lebte, meist des Nachts, zur Zeit der Dämonen, kam, häufig auf Schlachtfeldern, Begräbnisplätzen und Hinrichtungsstätten zu finden war und daher mit den Toten und ihren dämonischen Kräften in Verbindung stand. [...] Jedenfalls war der Wolf nicht – wie für uns heute – ein Tier, sondern selbst ein dämonisches Wesen wie der Missetäter auch.« Später wurde der Täter nur mehr mit dem Wolf verglichen. »In der Vorstellung des Werwolfs, d. h. Mann-Wolfes, fand dieser Aberglauben seinen bis heute erregenden Ausdruck.« Das Christentum brachte »den Wolfsgedanken mit dem Teufel als »Erzwolf« in Verbindung«. Siehe den Holzschnitt von Lukas Cranach aus dem Jahr 1512.
- 18 Früher wurde irrtümlich »Förmlerin« als ihr Name angeführt. Im Original weist er stets Doppel-n auf.
- 19 Feines Backwerk, wie es als Patengeschenk verwendet wurde: Vorarlbergisches Wörterbuch mit Einschluß des Fürstentums Liechtenstein. Hg. v. d. Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Bearb. v. Leo Jutz. Bd. 1. Wien 1960, Sp. 1221–1222; Schwäbisches Wörterbuch. Bearb. v. Hermann Fischer. Bd. 3. Tübingen 1911, S. 764.
- 20 LOREY, Elmar M.: Wie der Werwolf unter die Hexen kam. Zur Genese des Werwolfprozesses. [www.elmar-lorey.de/werwolf/genese.htm](http://www.elmar-lorey.de/werwolf/genese.htm) (Dezember 2003), S. 8.
- 21 SWATEK, Manuel: Die Wolfsbanner – Der Vorarlberger Hexenprozeß von 1705/06. In: Carinthia. Zeitschrift für geschichtliche Landeskunde von Kärnten 193 (2003), S. 315–343, hier S. 323 u. 327.
- 22 Vorarlberger Flurnamenbuch, Bd. 1/8 Hinter-Bregenzerwald. Hg. v. Vorarlberger Landesmuseum. Bregenz 1984, S. 128.
- 23 GRIMM, Jacob u. Wilhelm, Deutsches Wörterbuch. Bd. 3. München 1984, Sp. 1421.
- 24 Vorarlbergisches Wörterbuch, Bd. 1, (wie Anm. 19), Sp. 1194.
- 25 TSCHAIKNER, Manfred: Anna Kugelmännin – um 1550 in Bludenz gerichtete Mörderin und Zauberin aus Schwaben. In: Bludener Geschichtsblätter 71 (2004), S. 52–57; ders.: Die erste bekannte Hinrichtung einer Zauberin in Vorarlberg und der erste namentlich überlieferte Scharfrichter (1539). In: Bludener Geschichtsblätter 86 (2007), S. 36–39.
- 26 BILGERI, Benedikt: Geschichte Vorarlbergs. Bd. 3. Ständemacht, Gemeiner Mann – Emser und Habsburger. Wien-Köln-Graz 1977, S. 84–91; Schöch, Johannes: Die religiösen Neuerungen des 16. Jahrhunderts in Vorarlberg bis 1540. In: Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs. Jg. 9 (1912), S. 21–37, 81–107, 177–194 u. 259–280, hier S. 188–190 u. 274–276.
- 27 Stadtarchiv Lindau, Reichsstädtische Akten 12.1.IV.
- 28 Geschichte der Stadt Lindau im Bodensee. Hg. v. Karl Wolfart. Bd. 1. Lindau 1909, S. 315.
- 29 Ebenda, S. 394; vgl. auch S. 370.
- 30 Zitiert nach BILGERI (wie Anm. 26), S. 492, Anm. 17.
- 31 Stadtarchiv Bregenz, Akt 202, fol. 409a+b. In meinen früheren Arbeiten wurde sie irrtümlicherweise als »Anna genant Berckh(?) aus Aw« angeführt und zu den Bregenzer Opfern gezählt.
- 32 Sein Familienname und jener seiner Schwester wird von Alois Reich, nachdem er ihn bei der ersten Eintragung richtig gelesen hat, in seinen weiteren Aufzeichnungen stets unzutreffend als »Fessler(in)« wiedergegeben.
- 33 Dass Christa Häslers Teufel wie jener eines der beiden oben erwähnten Delinquenten »Hämmerli« geheißten haben soll, spricht nicht dagegen.
- 34 Vorarlberger Flurnamenbuch, Bd. 1/7 Vorder-Bregenzerwald. Hg. v. Vorarlberger Landesmuseum. Bregenz 1987, S. 118.
- 35 Vgl. GRIMM, Jacob u. Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Bd. 5. München 1984, Sp. 3287, Nr. 4;

- Vorarlbergisches Wörterbuch, Bd. 1 (wie Anm. 19), Sp. 1290.
- 36 Ebenda, S. 91.
- 37 Vorarlberger Flurnamenbuch, Bd. 1/7 (wie Anm. 34), S. 98.
- 38 Ebenda, S. 95.
- 39 Ebenda, S. 99.
- 40 Ebenda, S. 96.
- 41 Vorarlbergisches Wörterbuch, Bd. 2 (wie Anm. 19), Sp. 1126–1127.
- 42 Die im Folgenden angeführte Reihung der Aussagen entspricht jener des Endgeständnisses, die das Gericht am 2. Januar als Urgicht zusammenstellte. Nach dem (1) Teufelsbund verzeichnete man die Angaben zur (2) Hexenversammlung, zur (3) Mitglieder der Hexengesellschaft, zu den (4) ausgeübten Schadenzaubern, zur (5) Art der Erzeugung eines Wetterzaubers und schließlich zum (6) Besuch des Teufels im Turm. Das Geständnisprotokoll wies folgende Reihung der einzelnen Abschnitte beziehungsweise ihrer Bestandteile auf: 4–3a–1a–6–5–1b–3b–1c–2–3c.
- 43 In der Bregenzerwälder Fassung der Geständnisse wird als sein Name »Heinz« angeführt.
- 44 Die Angaben, dass Anna auf Schlipfhalde auch gehuret und dass der Teufel Heinz geheißn habe, wurden übrigens in der später verfassten Urgicht ausgelassen.
- 45 Zum Begriff »Gesellschaft« in diesem Zusammenhang vgl. BEHRINGER, Wolfgang: Chonrad Stoeckhlin und die Nachtschar. Eine Geschichte aus der frühen Neuzeit. München 1994, S. 53–78. Im Gegensatz dazu wurde der Ausdruck auch auf eine Bezeichnung des Hexensabbats eingeengt verwendet: SCHATZMANN, Niklaus: Verdorrnde Bäume und Brote wie Kuhfladen. Hexenprozesse in der Leventina 1431–1459 und die Anfänge der Hexenverfolgung auf der Alpensüdseite. Zürich 2003, S. 223 u. 227.
- 46 TSCHAIKNER, Manfred: Dornbirn in der Frühen Neuzeit (1550–1771). In: Geschichte der Stadt Dornbirn. Von den Anfängen bis zum Loskauf. Hg. v. Werner Matt u. Hanno Platzgummer. Dornbirn 2002 (= Geschichte der Stadt Dornbirn Bd. 1), S. 73–251, hier S. 196.
- 47 Wohl am Palmsonntag geweihte Zweige: Grimm, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Bd. 13. München 1984, Sp. 1413 (»palmast«).
- 48 Zu seiner Person vgl. die Urkunden Nr. 748 (16. November 1550) und Nr. 7532 (15. Dezember 1567) im Vorarlberger Landesarchiv.
- 49 Vgl. MEUSBURGER, Wilhelm: Die Landammänner des Hinteren Bregenzerwaldes. Ein Beitrag zur Geschichte des Bregenzerwaldes. Diss. phil. Innsbruck 1981 (masch.), S. 106–111; NIEDERSTÄTTER, Alois: Vorarlberger Urfehdebrieve bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Eine Quellensammlung zur Rechts- und Sozialgeschichte des Landes. Dornbirn 1985 (= Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs 6, der ganzen Reihe 13), S. 136 f.; Dokumente zur Bizauer Geschichte. Hg. u. erl. v. Alois Niederstätter. Bizau 1997, S. 27.
- 50 Landammann Kaspar Erhart. Zustände und Ereignisse im hintern Bregenzerwald um die Mitte des 16. Jahrhunderts (Nach dem Bauernkrieg). Dramatisch dargestellt von Franz Xaver Wölfl. Masch. Man. o. J.
- 51 Vorarlberger Landesarchiv, Stand und Gericht Bregenzerwald, Urk. 3889.
- 52 MEUSBURGER (wie Anm. 49), S. 107–108.
- 53 Ebenda, S. 110–111, 115–118 u. 307–308.
- 54 Vgl. ebenda, S. 112–114 u. 306.
- 55 Vgl. TSCHAIKNER, Manfred: Nutzung oder Instrumentalisierung? Hexenverfolgung und Herrschaftspraxis in Vorarlberg, Liechtenstein und der Stadt St. Gallen. In: Hexenverfolgung und Herrschaftspraxis. Hg. v. Rita Voltmer. Trier 2005 (= Trierer Hexenprozesse. Quellen und Darstellungen 7), S. 95–111; SCHWERHOFF, Gerd: Hexerei, Geschlecht und Regionalgeschichte. Überlegungen zur Erklärung des scheinbar Selbstverständlichen, in: Hexenverfolgung und Regionalgeschichte. Die Grafschaft Lippe im Vergleich, hg. v. Gisela Wilbertz/Gerd Schwerhoff/Jürgen Scheffler. Bielefeld 1994 (= Studien zur Regionalgeschichte 4; Beiträge zur Geschichte der Stadt Lemgo 4), S. 325–353, hier S. 349.
- 56 BADER, Guido: Die Hexenprozesse in der Schweiz. Diss. jur. Zürich 1945, S. 76.
- 57 Die entsprechende Textstelle lautet: *Unnd ee [!] man mein weib verprennt hatt.*
- 58 Vgl. MEUSBURGER (wie Anm. 49), S. 109.
- 59 WALZ, Rainer: Hexenglaube und magische Kommunikation im Dorf der frühen Neuzeit. Die Verfolgungen in der Grafschaft Lippe. Paderborn 1993 (= Forschungen zur Regionalgeschichte 9), S. 53 f.
- 60 Ich korrigiere die früher von mir vertretene Auffassung außer aus den angeführten chronologischen Gründen vor allem deshalb, weil ein vermeintlich von Erhart provoziertes Gerichtsverfahren nicht nur zur weiteren Bestätigung der Vorwürfe durch ihn selbst geführt hätte, sondern diesbezüglich auch keinerlei

Entlastung bewirken konnte. Die Aufzeichnung der bekannten Anschuldigungen, die keine gerichtliche Verfolgung bewirkt hatten, schützte ihn nicht vor möglichen neuen Belastungen.

61 HOFFMANN-KRAYER, Eduard: Luzerner Akten zum Hexen- und Zauberesen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 3 (1899), S. 22–40, 81–122, 189–224 u. 291–329, hier S. 27 f.

62 GINZBURG, Carlo: Die Benandanti. Feldkulte und Hexenwesen im 16. und 17. Jahrhundert. Hamburg 1993, S. 78; ders.: Spurensuche. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis. München 1988, S. 70.

63 GINZBURG, Benandanti (wie Anm. 62), S. 75 f.; so auch bei RICHTER, Sabine: Werwölfe und Zaubertänze. Vorchristliche Glaubensvorstellungen in Hexenprozessen der frühen Neuzeit. Frankfurt a. M. u. a. 2004 (= Europäische Hochschulschriften Reihe 22 Soziologie Bd. 392), S. 131.

64 ZINGERLE, Ignaz Vinzenz: Frau Saelde. In: Germania. Vierteljahresschrift für deutsche Alterthumskunde 2 (1857), S. 436–438; ders.: Barbara Pachlerin, die Sarntalener Hexe, und Mathias Perger, der Lauterfresser. Zwei Hexenprozesse. Innsbruck 1858, S. 16 f.; WASCHNITIUS, Viktor: Perht, Holda und verwandte Gestalten. Ein Beitrag zur deutschen Religionsgeschichte. In: Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-Historische Klasse. Bd. 174, Abh. 2. Wien 1913, S. 1–184, hier S. 86; TSCHAIKNER, Manfred: Magie und Hexerei im südlichen Vorarlberg zu Beginn der Neuzeit. Konstanz 1997, S. 25–36.

65 GINZBURG, Benandanti (wie Anm. 62), S. 75 f.

66 BEHRINGER, Stoeckhlin (wie Anm. 45), 79 u. 87.

67 GINZBURG, Benandanti (wie Anm. 62), S. 77.

68 TSCHAIKNER, Manfred: Die Zauberei- und Hexenprozesse der Stadt St. Gallen. Konstanz 2003, S. 73–77.

69 KLANICZAY, Gábor: Heilige, Hexen, Vampire. Vom Nutzen des Übernatürlichen. Berlin 1991, S. 33.

70 TUCSAY, Christa: Magie und Magier im Mittelalter. 2. Aufl. München 2003, S. 288.

71 GINZBURG, Benandanti (wie Anm. 62), S. 21 u. 25.

72 KLANICZAY (wie Anm. 69), S. 39–41 u. 48.

73 GINZBURG, Benandanti (wie Anm. 62), S. 25–27, 34–35 u. 97; KLANICZAY (wie Anm. 69), S. 39.

74 HANSEN, Joseph: Zaubervahn, Inquisition und Hexenprozess im Mittelalter und die Entstehung der großen Hexenverfolgung. Frankfurt a. M. 1998, S. 93 f.

75 LAISTNER, Ludwig: Das Rätsel der Sphinx. Grundzüge der Mythengeschichte. Bd. 2. Berlin 1889, S. 420.

76 KLANICZAY (wie Anm. 69), S. 46.

77 ELIADE, Mircea: Das Okkulte und die moderne Welt. Zeitströmungen in der Sicht der Religionsgeschichte. Salzburg 1978, S. 84.

78 GINZBURG, Carlo: Hexensabbat. Entzifferung einer nächtlichen Geschichte. Berlin 1990, S. 194 f.

79 MÜLLER-EBELING, Claudia/RÄTSCHE, Christian/STORL, Wolf-Dieter: Hexenmedizin. Die Wiederentdeckung einer verbotenen Heilkunst – schamanische Traditionen in Europa. Aarau 1998, S. 89 f.

80 MARZELL, Heinrich: Hanf. In: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. 3. Berlin-New York 1987, Sp. 1435–1438, hier Sp. 1438.

81 Vgl. z. B. LEUPRECHT, Alfons: Der Hanfbau zu Bludenz in alter Zeit. In: Beiträge zur Stadtgeschichte im »Anzeiger für die Bezirke Bludenz und Montafon« (1885–1946). Hg. v. Dietmar Pecoraro. Bludenz 1994 (= Bludener Geschichtsblätter 18/19), S. 30–34.

82 WEHR, Christian: Lexikon des Aberglaubens. München 1992, S. 104.

83 Vgl. dazu MARZELL, Heinrich: Sadebaum. In: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. 7. Berlin-New York 1987, Sp. 867–870.

84 Vorarlberger Flurnamenbuch, Bd. 1/7 (wie Anm. 34), S. 96.

85 BYLOFF, Fritz: Hexenglaube und Hexenverfolgung in den österreichischen Alpenländern. Berlin-Leipzig 1934 (= Quellen zur deutschen Volkskunde 6), S. 16.

86 GRAF, Klaus: Carlo Ginzburgs Buch »Hexensabbat« – eine Herausforderung an die Methodendiskussion in der Geschichtswissenschaft (1994). In: <http://www.histsem.uni-freiburg.de/mertens/graf/ginzburg.htm> (Oktober 2006), S. 5.

87 BEHRINGER, Stoeckhlin (wie Anm. 45), S. 142–150.

88 GINZBURG, Benandanti (wie Anm. 62), S. 53 f.; KLANICZAY (wie Anm. 69), S. 42–45 u. 47; DINZELBACHER, Peter: Heilige oder Hexen? Schicksale auffälliger Frauen. Düsseldorf 2001, S. 138–140.

89 BEHRINGER, Stoeckhlin (wie Anm. 45), S. 79 u. 144.

90 TSCHAIKNER. »Damit das Böse ausgerottet werde ...« (wie Anm. 7), S. 214 f.

91 ABEL, Wilhelm: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Deutschland. 2. Aufl. Göttingen 1977, S. 25 u. 36; DIPPER, Christof: Deutsche Geschichte 1648–1789. Frankfurt a. M. 1991, S. 11.







Daniel L. Vischer

## SCHIFFMÜHLEN AUF DEM ALPEN- UND HOCHRHEIN

Die Schiffmühlen gehören mit den Brücken- und Ufermühlen zu den Flussmühlen. Die Schiffmühlen sind im weiteren Bodenseeraum wenig bekannt, weshalb sie im Blick auf den Alpen- und Hochrhein für die Zeitspanne vom 15. bis 19. Jahrhundert vorgestellt werden. Es gab auf dem Alpenrhein etwa 20 Vertreter und auf dem Hochrhein 8 – möglicherweise noch mehr. Grundsätzlich kann man sich verschiedene Typen vorstellen, doch gelangten auf den erwähnten Flussstrecken nur zweischiffige Anlagen mit einem oder zwei Wasserrädern zum Einsatz. Ihre Zahl war gegenüber jener der Landmühlen sehr bescheiden, was auf bestimmte Nachteile zurückzuführen ist. Die letzten Schiffmühlen gingen um 1900 ein.

### UFERMÜHLEN, BRÜCKENMÜHLEN, SCHIFFMÜHLEN

Um die Wasserkraft eines Flusses zu nutzen, setzte man früher Ufermühlen, Brückenmühlen und Schiffmühlen ein. Sie waren mit horizontalachsigen Wasserrädern ausgerüstet, deren unterste Schaufeln in die Flusströmung tauchten und von dieser bewegt wurden. Weil die Strömungskraft meist gering war, mussten die Wasserräder entweder einen grossen Durchmesser oder breite Schaufeln aufweisen. Wollte man ihre Leistung, beziehungsweise ihre Drehzahl dem Bedarf anpassen, konnte das nicht in der gleich subtilen Weise geschehen, wie bei den andern Mühlen.

Die Ufermühlen standen auf einer Ufermauer oder auf einem ufernahen Rost, der sich auf Pfeiler oder Pfähle abstützte. Sie waren deshalb gut zugänglich. Ihr Nachteil war ihre fixe Lage in bezug auf den Fluss. Der Flussspiegel konnte ja bei wechselnder Wasserführung um mehrere Meter schwanken. Deshalb wurden die Wasserräder in Hochwasserzeiten manchmal überstaut und berührten in Niederwasserzeiten das Wasser kaum oder gar nicht, was zu längeren Betriebsunterbrüchen führte. Erst im 18. Jahrhundert erlaubten Neuerungen ein Heben und Senken der Wasserräder um etwa 2 m, ohne dass die Mahlwerke ebenfalls verlegt werden mussten. Eine entsprechende, im deutschsprachigen Raum verbreitete Machart wurde als Panstermühle bezeichnet<sup>1,2</sup>. Wenn sich



Abb. 1 Die Brückenmühle in Konstanz mit Fangedämmen. Auszug aus einem Stich von Matthäus Merian 1643, Blick in Fließrichtung (Zentralbibliothek Zürich)

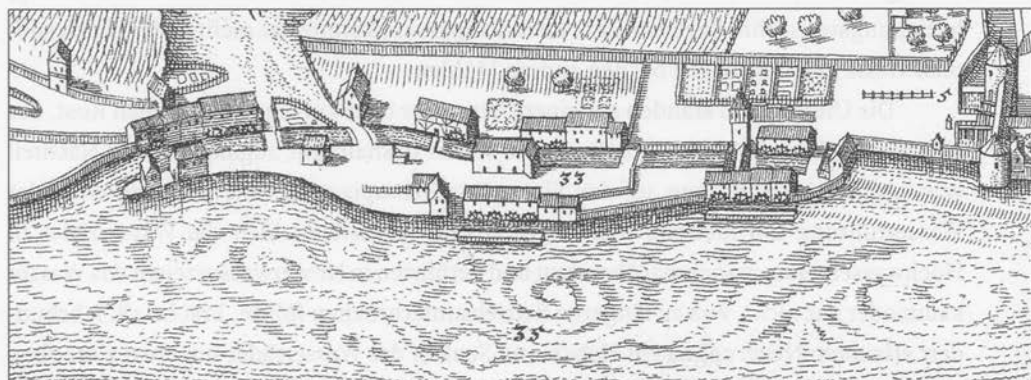


Abb. 2 Ufermühlen längs den Lächen (Stromschnellen) in Schaffhausen. Aus dem Prospekt von 1644, nach Johann Jacob Menzinger, gestochen von Matthäus Merian (Museum zu Allerheiligen, Schaffhausen)

aber der Fluss in sein Niederwasserbett zurückzog oder sonst seinen Lauf veränderte, konnten die Ufermühlen auch so gänzlich trockenfallen.

Die Brückenmühlen wurden mit Strassenbrücken oder eigens für sie erstellten, festen Mühlestege kombiniert. Ihre Wasserräder liessen sich somit in den Stromstrich stellen. Die schwankenden Flussspiegel schufen bei ihnen naturgemäss dieselben Probleme wie bei den Ufermühlen.

Anders die Schiffmühlen! Sie schwammen auf dem Fluss und vermochten damit dem Auf und Ab und Hin und Her seines Wassers grundsätzlich zu folgen. Dafür war ihre Zugänglichkeit schlecht. Die einen waren am Ufer oder an einer Brücke vertäut und über einen mobilen Steg zugänglich. Die anderen glichen einem im Fluss vor Anker liegenden Schiff und konnten bloss mit Booten erreicht werden.

Während bei den Schiffmühlen praktisch nur die natürliche Strömungskraft des Flusses nutzbar war, gab es bei den Ufer- und Brückenmühlen eine Aufbesserungsmöglichkeit. So liessen sich Ufermühlen durch Uferkanäle ergänzen und Brückenmühlen durch Fangedämme. Das erlaubte in beiden Fällen eine Strömungsbeschleunigung bei den Wasserrädern. Die Abb. 1 und 2 zeigen entsprechende Beispiele am Hochrhein. Schliesslich sei noch vermerkt, dass solche und andere feste Mühlen früher nicht notwendigerweise Getreidemühlen waren, sondern oft auch andern Gewerbebetrieben dienten oder als Schöpfwerke arbeiteten. Es scheint aber, dass die Schiffmühlen vorwiegend als Getreidemühlen eingesetzt wurden.

## TYPEN VON SCHIFFMÜHLEN

Für Schiffmühlen, die nur von einem einzigen Wasserrad angetrieben werden, lassen sich drei Bauformen ausdenken: eine einschiffige Anlage mit Bug- oder Heckrad und eine zweischiffige mit einem zwischen beiden Schiffskörpern laufenden Rad. Abb. 3 a–c deutet das schematisch an. In der Praxis wurde aber offenbar nur die zweischiffige Anlage verwendet. Der eine Schiffskörper enthielt das Mahlwerk und war grösser. Er war Arbeits- und manchmal auch Wohnraum des Müllers und wurde als Hausschiff bezeichnet. Der andere Schiffskörper trug lediglich das zweite Radlager und hiess Wellenschiff. Lag die Schiffmühle am Ufer, so war das Hausschiff diesem zugewandt; zu ihm führte dementsprechend der Zugangssteg.

Wollte man zwei Wasserräder einsetzen, gab es dafür gemäss Abb. 3 d–f ebenfalls drei mögliche Bauformen: eine einschiffige Anlage mit beidseitig angebrachten Rädern und eine zweischiffige mit hintereinander oder nebeneinander laufenden Rädern. In der Praxis fanden alle drei Typen Verwendung. Freilich ist zu bemerken, dass bei den hintereinander laufenden Rädern (Abb. 3e) das zweite Rad bloss eine reduzierte Strömungskraft nutzen konnte. Auf diesen Umstand wies schon Leupold hin, der darum den Typ mit nebeneinander laufenden Rädern (Abb. 3f) empfahl<sup>3</sup>. Doch erwähnte er auch, wie

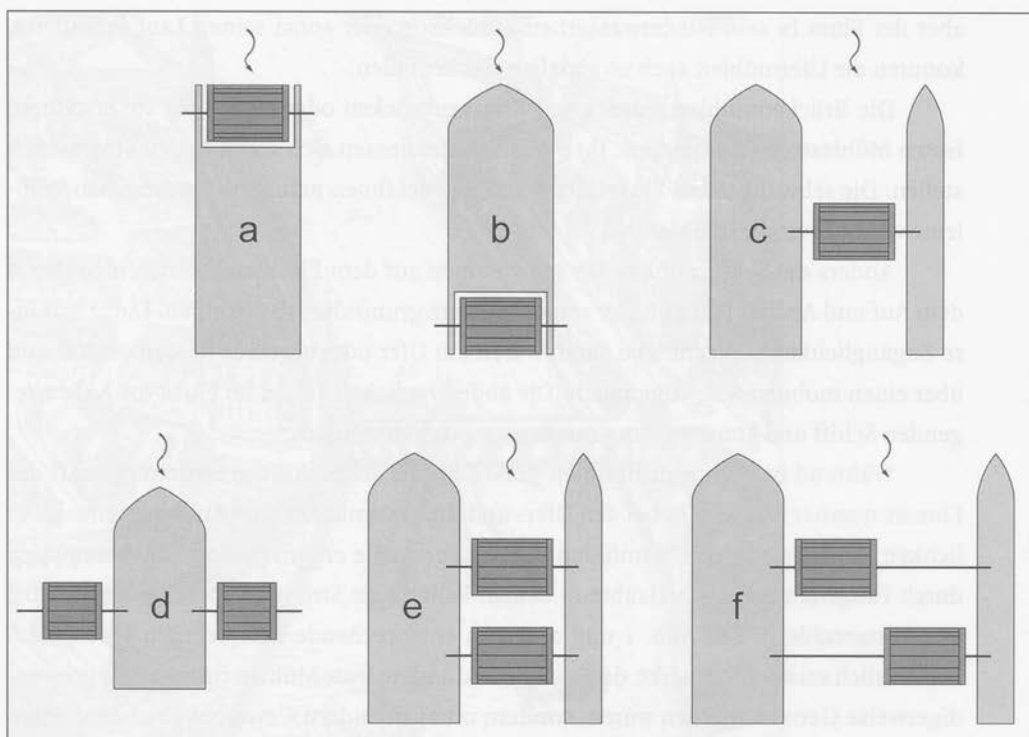


Abb. 3 Schema möglicher Typen von Schiffmühlen

schwierig es damals war, die dafür erforderlichen langen und dauerhaften Holzwellen zu beschaffen. Vielleicht wählte man bei den Schiffmühlen mit hintereinander laufenden Rädern für das zweite Rad eine stärkere Beschaufelung.

Ausser den geschilderten Typen gab es sicher noch andere. Eine ab etwa 1850 aufkommende Bauform bildete gleichsam einen Kompromiss zwischen einer Schiff- und einer Ufermühle. Auf dem Schiff wurde bloss das Wasserrad angeordnet, das eine Transmission antrieb. Diese bestand vorzugsweise aus einem umlaufenden Drahtseil als Kraftübertragung an eine am Ufer angeordnete Getreidemühle oder an einen anderen Gewerbebetrieb.

## SCHIFFMÜHLEN AUF DEM ALPENRHEIN

Eine einschlägige Studie stammt von Burmeister<sup>4</sup>. Die Archive erwähnen eine Schiffmühle auf dem Alpenrhein erstmals 1466. Wahrscheinlich gab es aber schon früher solche. Zwischen Ruggell und Rheineck – also auf den untersten 20 km des Flusses – lassen sich etwa 20 Standorte mit einer bis drei Schiffmühlen ausmachen, unter anderem in Koblach, Kriessern, Mäder, Bauern (Hohenems), Diepoldsau, Schmitter, Widnau (Monstein), Lustenau, St. Margrethen und Höchst. Diese Siedlungen lagen alle im fla-

chen Schwemmland am Fluss, wo es keine für Wasserkraft nutzbaren Bäche gab<sup>5</sup>. Oberhalb von Ruggell fehlten solche Siedlungen mit Ausnahme von Haag, wo aber des nassen Bodens wegen von Getreideanbau abgesehen wurde. Deshalb weisen die alten Karten und andere Dokumente oberhalb von Ruggell keine weiteren Schiffmühlen aus.

Die Erbauer der Schiffmühlen waren ansässige Zimmermeister und Schiffsbauer. Aus einigen erhaltenen Plänen ist der verwendete Typ ersichtlich. So zeigt Abb. 4 die Ansicht und den Querschnitt einer zweischiffigen Anlage mit einem einzigen Wasserrad, das zwei Mahlwerke antreibt. Der Plan wurde 1830 für einen Kunden in Höchst angefertigt und belegt wohl die damals übliche Konstruktion. Offensichtlich beruhte diese auf einer langjährigen Tradition, denn ein Gemarkungsplan von 1614 deutet bei Diepoldsau eine ähnliche zweischiffige Anlage an. Ein anderer Plan trägt ein Datum von 1853, was den Schluss zulässt, dass die Schiffmühlen des Alpenrheins damals – zumindest teilweise – noch existierten. Weshalb sie nachher bis etwa 1900 verschwanden, ist nicht erforscht. Vielleicht spielte dabei die 1868 beginnende Alpenrheinkorrektur eine Rolle.

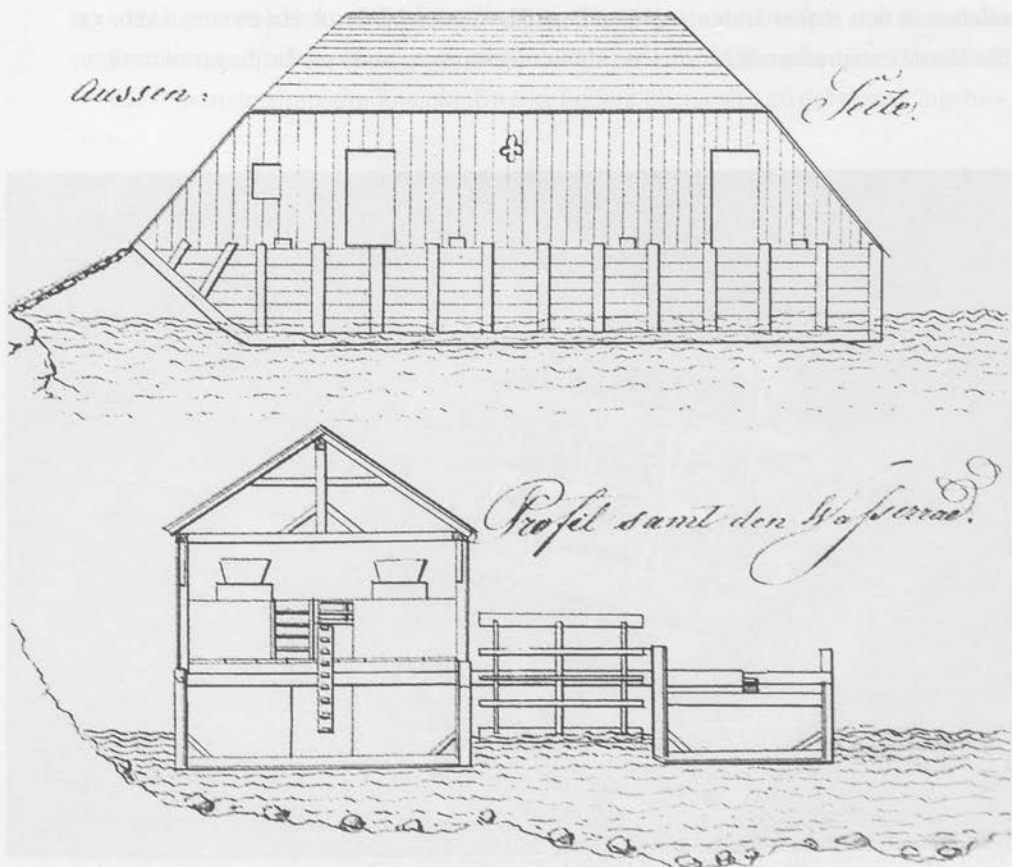


Abb. 4 Plan von 1830 für eine Schiffmühle auf dem Alpenrhein in Höchst (Vorarlberger Landesarchiv)



## SCHIFFMÜHLEN AUF DEM HOCHRHEIN

Die Chroniken bezeugen Schiffmühlen in Konstanz, Eglisau, Rheinheim, Zurzach und Bernau bei Leibstadt. Weitere, aber weniger gut belegte Standorte werden für Koblenz und Säckingen angegeben<sup>6</sup>.

Grim berichtet von einer zweischiffigen Anlage, die in Konstanz nach dem Konzil, also nach 1418, errichtet worden ist<sup>7</sup>. Sie habe aber nichts getaugt. Wahrscheinlich setzte man dort keine weiteren Schiffmühlen mehr ein, weil die Stadt 1427 ihre Brückenmühlen erstellte und dann immer stärker ausbaute. Allerdings gibt es einen Hinweis, wonach ein Lustenauer Zimmermeister um 1700 eine oder mehrere Schiffmühlen für Konstanz angefertigt habe<sup>8</sup>.

Verhältnismässig gut bekannt ist die Schiffmühle von Eglisau<sup>9,10</sup>. Sie wird urkundlich erstmals 1580 erwähnt, jedoch mit dem Vermerk, sie «sei von alters her gebraucht worden». Es war eine zweischiffige Anlage mit Haus- und Wellschiff und einem dazwischen arbeitenden, breiten Wasserrad. Sie hielt sich ans rechte Rheinufer und war von dort über einen mobilen Steg zugänglich. Die Lebensdauer dieser Holzkonstruktion lag bei 15 bis 20 Jahren, so dass es immer wieder zu Erneuerungen kam. Anlässlich einer solchen in den 1630er Jahren ergänzte man das Wasserrad durch ein zweites (Abb. 5). Die älteste entsprechende historische Abbildung stammt von 1730, die jüngste von 1870;



Abb. 5 Rechtsufrige Schiffmühle in Eglisau, Modell im Ortsmuseum, erstellt nach historischen Bildern ab 1730 (Foto des Verfassers)



beide belegen, dass die Wasserräder hintereinander lagen (gemäss Abb. 3e). Die Akten enthalten noch den Hinweis, dass die Schiffskörper 1619 von einem Schwellenmeister in Bern, 1732 von einem Müller in Diessenhofen und 1750 von einem Schiffsmeister in Schaffhausen geliefert wurden. Im Vertrag von 1732 werden die Masse des Hausschiffs mit 21,7 m Länge und 5,4 m Breite angegeben und jene des Wellschiffs mit 18,1 m Länge und 3,9 m Breite. Beide Schiffskörper sollten 1,1 m hoch werden und aus gutem, astfreiem Eichenholz bestehen.

Zu den erwähnten Erneuerungen der Eglisauer Schiffmühle trugen neben der Verwitterung und der Abnutzung der Holzteile auch die Hochwasser bei. Diese setzten der sperrigen Anlage jeweils mit ihrer ungestümen Strömung und dem vornehmlich aus der Thur und der Töss stammenden Treibholz zu. Es kam vor, dass die Anlage dabei zerstört oder von ihrer Verankerung losgerissen wurde und irgendwo flussabwärts havarierte. Letzteres geschah 1727, 1784, 1848 und 1876. Im Jahr 1876 rammte die Eglisauer Schiffmühle gar die 8 km unterhalb gelegene Kaiserstuhler Holzbrücke und verursachte deren Einsturz<sup>11</sup>. Das veranlasste den Schiffmüller zur Aufgabe seines Berufs. Er soll bis zu seinem Tod unter dem Albtraum, seine Mühle drifte unversehens rheinabwärts, gelitten haben. Später baute man fast an der gleichen Stelle eine fixe Anlage. Sie bestand aus einem einzigen, zwischen zwei Pfeilern arbeitenden Wasserrad, das über eine Transmissionswelle verschiedene Maschinen am Ufer antrieb. Um 1918 wurde diese Ufermühle bei der Inbetriebnahme des Rheinkraftwerks Eglisau überstaut und deswegen abgebrochen.

Weniger Einzelheiten sind von der ebenfalls am rechten Ufer verankerten Schiffmühle in Rheinheim bekannt. Sie erscheint in den Akten erstmals 1633 und wird als Mahlwerk bezeichnet, das auf zwei Weidlingen – das sind einfache Flussnauen – montiert worden sei<sup>12</sup>. Das lässt die Frage nach dem Typ der Anlage offen. Da man aber die Schiffskörper der benachbarten Anlagen in Eglisau und Zurzach durchaus auch als Weidlinge bezeichnen kann, dürfte es sich um die gleiche Machart mit Haus- und Wellschiff gehandelt haben. 1789 erfolgte ein Umbau in eine auf einem Pfahlrost stehende Ufermühle. Das bereits erwähnte verheerende Hochwasser von 1876 riss alles weg, so dass ein Neubau notwendig wurde. 1910 entschloss man sich, die Anlage vom Pfahlrost ans feste Ufer zu verlegen und ab 1931 nur noch als Säge weiter zu betreiben. Das Wasserrad wurde noch bis 1940 eingesetzt und dann abgebrochen.

Nur wenig unterhalb von Rheinheim lag am linken Ufer die Schiffmühle von Zurzach<sup>13</sup>. Die Chroniken berichten von ihr erstmals 1442 im Zusammenhang mit einem Wechsel des Müllers. Es handelte sich um eine zweischiffige Anlage mit zuerst nur einem und später mit zwei Wasserrädern. Dabei waren diese zwei Wasserräder wie in Eglisau hintereinander angeordnet (Abb. 6). 1871 nahmen die Besitzer eine fundamentale Änderung vor. Sie verlegten die Mahlwerke in einen neuen Mühlebau am Ufer und plazierten auf den beiden Schiffskörpern nur noch ein einziges Wasserrad, das seine Kraft über eine Drahtseiltransmission abgab. Wenige Jahre später wütete das 1876er Hochwasser

auch hier, beschädigte den Mühlebau und riss den schwimmenden Teil von seiner Verankerung los. Dieser Teil soll rund 25 km flussabwärts an einem Pfeiler der Brücke von Laufenburg zerschellt sein. Beim Wiederaufbau wurde auf eine Erhöhung der Antriebsleistung geachtet, weil nun am Ufer neben den Mahlwerken noch andere Maschinen zum Einsatz gelangten. Anfangs der 1890er Jahre wandelte man die einstige Schiffmühle vollends in eine feste Ufermühle um, indem man das Wasserrad zwischen zwei ufernahe Pfeiler setzte und die Seiltransmission von dort ans Ufer spannte.

Wohl liess sich das Wasserrad mit einer Mechanik den Schwankungen des Rheinpiegels anpassen, doch zog sich der Rhein bei Niederwasser so weit in sein Niederwasserbett zurück, dass Pfeiler und Wasserrad jeweils trocken fielen. 1923 wurde der Mühlebau an das Stromnetz angeschlossen und arbeitete bis in die 1930er oder gar 1940er Jahre. Dann wurde der Betrieb eingestellt. In den letzten Jahren wurde die Anlage aber als Ufermühle mit Wasserrad zu Demonstrationszwecken wieder instandgestellt.

Bloss ein kurzes Leben war der Schiffmühle in Bernau bei Leibstadt beschieden. Der Schlossherr von Bernau kaufte sie in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Bernbiet und verankerte sie unterhalb des Schlosses am linken Rheinufer. Kurz nach ihrer Inbetriebnahme wurde sie aber von einem Hochwasser weggeschwemmt und konnte mangels Bewilligung nicht ersetzt werden. Der entsprechende Rechtsfall wurde 1651 abgeschlossen<sup>14</sup>. Hier sei noch vermerkt, dass es im benachbarten unteren Aarelauf Schiffmühlen in Auenstein, Brugg, Stilli, Beznau und Gippingen gab, ebenso wie im unteren Limmatlauf in Untersiggenthal<sup>15</sup>.

Im Zusammenhang mit verschiedenen Mühlen in Säkingen erwähnt Malzacher eine sogenannte Rheinmühle und verweist diesbezüglich auf die 1630 erstellte Stadtansicht von Merian<sup>16</sup>. Dort ist am linken Ufer des Rheins eine zweischiffige Schiffmühle mit Zugangssteg zu erkennen (Abb. 7).

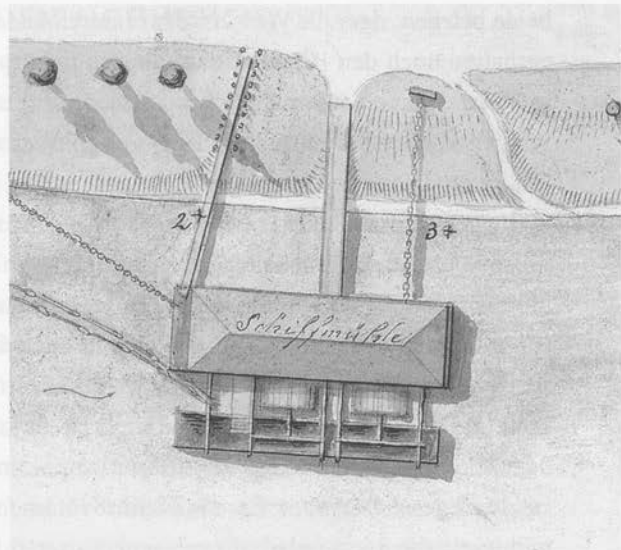


Abb. 6 Linksufrige Schiffmühle von Zurzach (sogenannte Barzmühle), Situation von 1857 (Staatsarchiv Aargau)

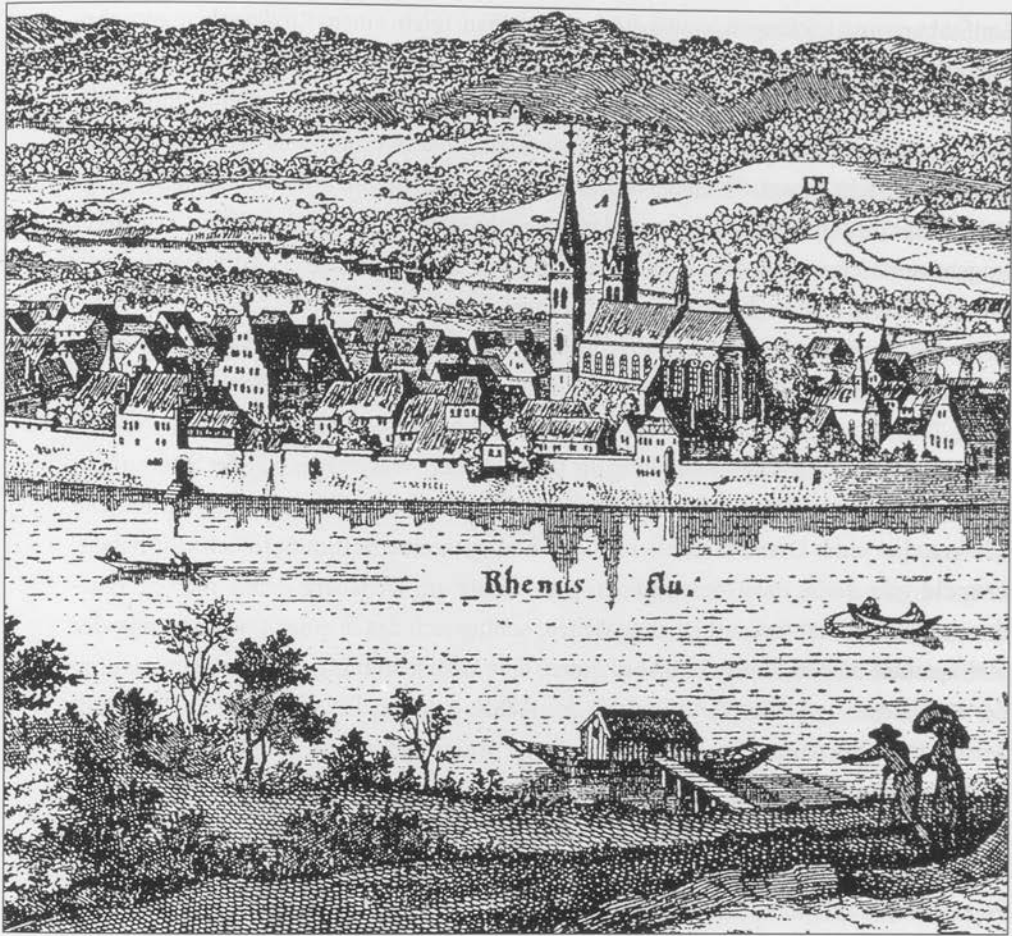


Abb. 7 Linksufrige Schiffmühle von Säckingen. Auszug aus einem Stich von Matthäus Merian 1644 mit dem Titel «Seckingen 1630» (Stadtarchiv Säckingen)

## WARUM ES NICHT NOCH MEHR FLUSSMÜHLEN GAB

Die Zahl der Schiffmühlen war im Verhältnis zur Zahl der Landmühlen bescheiden. Jedes Dorf besass früher ja eine bis zwei Getreide- und andere Mühlen. Zunächst fällt auf, dass die Schiffmühlen meist nur in Siedlungen vorkamen, wo keine leistungsfähigen Landmühlen erstellt werden konnten. Inbezug auf die Schiffmühlen im Alpenrhein wurde hier bereits eine Bemerkung angebracht. Inbezug auf die Schiffmühlen am Hochrhein kann darauf hingewiesen werden, dass sie überall dort fehlten, wo Bäche und Kanäle einmündeten, die den Ufersiedlungen den Betrieb von Landmühlen mit den üblichen ober-, mittel- und unterschlächtigen Wasserrädern erlaubten. Als Beispiel einer solchen Konkurrenz zu den Schiffmühlen seien die Anlagen an zwei bedeutenden Kanalsystemen erwähnt, nämlich die von den Hotzenwaldwuhren gespeisten Mühlen von

Laufenburg und Säckingen, sowie die vom St. Alban-Teich, einem Birskanal, angetriebenen Räderwerke in Basel.

Vielleicht gibt es bei der Zahl der Schiffmühlen aber auch eine Dunkelziffer? Einen möglichen Grund dafür führt Burmeister an, indem er auf eine früher verbreitete Rechtsansicht verweist<sup>17</sup>. Gemäss dieser wurden Schiffmühlen wie Schiffe als bewegliche Güter (Mobilien) betrachtet, so dass sie nicht in die Grundbücher (Kataster) eingetragen werden mussten. Da sie auch baulich keine Spuren erzeugten, konnten sie nach ihrem Abbruch also leicht in Vergessenheit geraten.

Bei den Kanalmühlen liess sich die Beaufschlagung der Wasserräder durch Schützen und Schieber regulieren. Diese Möglichkeit entfiel bei den Schiffmühlen weitgehend. Die Schaufeln der zugehörigen Wasserräder bewegten sich vorzugsweise halb so schnell wie die Strömung. Damit hing die Drehzahl der Wasserräder von der Strömungsgeschwindigkeit ab, die je nach Wasserführung recht unterschiedlich sein konnte. Die Läufersteine einer Getreidemühle mussten hingegen eine bestimmte Drehzahl haben. Leupold gibt dafür 100 Umdrehungen pro Minute an, Gleisberg deren 150<sup>18,19</sup>. Wurde von diesem Wert wesentlich abgewichen, schlug sich das in einer Verminderung der Mehqualität nieder. So führte insbesondere eine Überschreitung zu einem Heisslaufen der Mahlsteine und einer Verklumpung des Mehls. Nun lag diese gewünschte Drehzahl der Läufersteine ganz erheblich über jener der Wasserräder, was die Konstruktion der Schiffmühlen in zweifacher Hinsicht beeinflusste: Erstens wählte man lieber breite Wasserräder mit kleinem Durchmesser, weil sich diese schneller drehten, als schmale mit grossem Durchmesser. Zweitens musste man beim Winkelgetriebe zwischen den Wasserrädern und den Läufersteinen eine starke Übersetzung in einer oder gar in zwei Stufen vorsehen. Damit war das Problem der Drehzahlregulierung zum Ausgleich der schwankenden Strömungsgeschwindigkeit freilich nicht gelöst. Die gängige Anpassung bestand in einer schrittweisen Änderung der Beschaufelung durch das sogenannte An- und Abheften von Schaufelbrettern. Eine gewisse Einflussnahme erlaubte auch eine dem Wasserrad vorgelagerte Schütze in Form einer beweglichen Tauchwand<sup>20</sup>. Grössere Anpassungen konnten durch eine Verlegung der Schiffmühle von einem strömungsschwachen in einen strömungsstarken Flussbereich oder umgekehrt erzielt werden.

Eine solche Verlegung war manchmal noch aus anderen Gründen geboten. Denn eine Schiffmühle bremste ja lokal die Flusströmung und verminderte somit deren Schleppkraft für das anfallende Geschiebe. Deshalb konnte sich unter der Anlage und unmittelbar anschliessend eine störende Geschiebebank bilden. Um dem vorzubeugen, wechselte die Flussmühle von Zeit zu Zeit ihren Standort. Der entsprechende Bewegungsraum in der Grössenordnung von einigen hundert Metern flussauf- und flussabwärts wurde als Flussbeherrschung bezeichnet und musste bei der Standortwahl, beziehungsweise der Standortbewilligung berücksichtigt werden<sup>21</sup>. Feste Mühlen vermochten ihre Geschiebe-probleme naturgemäss nicht auf diese einfache Weise zu lösen.

Als Nachteile der Schiffmühlen werden meist nicht die angedeuteten, schlechten Reguliermöglichkeiten angeführt, sondern die erschwerte Zugänglichkeit und die Sperrigkeit. Sowohl die am Ufer wie die irgendwo im Fluss verankerten Schiffmühlen stellten oft ein respektables Hindernis für den Flussverkehr dar. Die Schifffahrt betraf das nicht nur bei der Talfahrt, sondern auch bei der Bergfahrt, wenn die Treidelzüge auf eine am Ufer liegende Schiffmühle stiessen. Und die Flösserei hatte oft Mühe, mit ihren schwerfälligen Flössen oder gar Flosszügen einer im Stromstrich arbeitenden Schiffmühle auszuweichen. Dieser Umstand führte immer wieder zu Streitfällen.

Dass Schiffmühlen zudem eine latente Gefahr für die Unterlieger darstellten, weil sie sich bei Hochwasser manchmal von ihrer Verankerung loszureissen vermochten, wurde bereits für den Fall Eglisau geschildert. Davon betroffen waren in erster Linie die Brücken, dann aber auch andere Schiffmühlen sowie Ufermühlen. Im Unterschied zu den eigentlichen Weidlingen liessen sich die Schiffmühlen vor einem Hochwasser ja nicht so leicht in Sicherheit bringen.

Leider konnte die Verankerung auch mutwillig gelöst werden – vornehmlich im Kriegsfall, um die Schiffmühlen gleichsam als Rammböcke auf feindliche Brücken auflaufen zu lassen. Am unteren Alpenrhein existierten bis 1869 allerdings keine Brücken, so dass dort keine solche Gefahr bestand. Der Verfasser begegnete aber auch keinen einschlägigen Berichten für den Hochrhein, obwohl gerade an diesem mehrfach Kämpfe stattfanden, bei denen die zahlreich vorhandenen Brücken eine Rolle spielten, so im Schwabenkrieg von 1499<sup>22</sup>, im dreissigjährigen Krieg von 1618–1648 und in den Koalitionskriegen von 1782–1807. In den letzteren etwa verbrannten die Kriegsparteien – das waren einerseits die Franzosen und andererseits die Österreicher und Russen – von Stein bis Rheinfelden mindestens 8 Brücken, um ihre jeweilige Flanke zu sichern<sup>23</sup>. Hingegen gibt es eine Reminiszenz aus dem Balkan und zwar aus dem Türkenkrieg von 1714–1718. Damals erstellte das österreichische Heer bei seinem Vormarsch 1716 auf die osmanische Festung Belgrad eine Pontonbrücke über die Donau. Doch gelang es den Türken, diese Verbindung durch einige losgelöste Schiffmühlen aufzubrechen. Die Reparatur soll freilich nur einige Stunden in Anspruch genommen haben. Es scheint aber, dass das Ereignis letztlich dazu beitrug, dass die Österreicher ihren Vormarsch um ein halbes Jahr aussetzten<sup>24</sup>.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Dr.h.c. Daniel L. Vischer, em. Prof. ETH Zürich, Im Waldheim 4, CH-8304 Wallisellen  
vischer@vaw.baug.ethz.ch



## ANMERKUNGEN

- 1 LEUPOLD, Jacob (effektiv verfasst von Beyern, Johann Matthias et al.): Schau-Platz der Mühlen-Bau-Kunst, Leipzig, 1735 (Faksimile, Verlag libri rari, Th. Schäfer, Hannover, 1982, S. 71–73).
- 2 WIEDMER, Laurence: Pain quotidien et pain de disette; meuniers, boulangers et Etat nourricier à Genève (17<sup>e</sup>–18<sup>e</sup> siècles). Verlag passé présent, Genf, 1993, S. 119–152.
- 3 LEUPOLD (wie Anm. 1)
- 4 BURMEISTER, Karl Heinz: Die Rheinmühlen, in: Internationale Rheinregulierung: Der Alpenrhein und seine Regulierung, Rorschach, 1992, S. 75–78.
- 5 KAISER, Markus: Die alten Rheindörfer, in: Internationale Rheinregulierung: Der Alpenrhein und seine Regulierung, Rorschach, 1992, S. 67–74.
- 6 LAMPRECHT, Franz und König, Mario: Eglisau, Geschichte der Brückenstadt am Rhein, Chronos Verlag, Zürich, 1992, S. 99–102.
- 7 GRIM, Julius: Die «alte Rheinmühle» in Konstanz und ihre Wirkung als Regulierwehr. Schriftenreihe der Frontinus-Gesellschaft, 19, Bergisch-Gladbach, 1994, S. 59–69.
- 8 BURMEISTER (wie Anm. 4).
- 9 BRASSEL, Hermann: Die einstige Eglisauer Schiffmühle, in: Zürcher Chronik, 1, Winterthur, 1964, S. 5–9.
- 10 LAMPRECHT und KÖNIG (wie Anm. 6).
- 11 REBSAMEN, Rolf: Brücken von Blasius Baldischwiler, in: Ausstellungskatalog Brücken, Fähren, Furten des Museums Schiff, Laufenburg, 1986, S. 29–40.
- 12 Nach einem Informationsblatt über die Mühle von Rheinheim des Museumsvereins Küssberg, undatiert, 2 S.
- 13 ATTENHOFER, Edward: Von der Barzmühle bei Zurzach. Jahresschrift der Historischen Vereinigung des Bezirkes Zurzach, Zurzach, 1967, S. 10–18.
- 14 WELTI, Hermann J.: Die Mühlen von Leibstadt und ihre Besitzer, in: Jahresschrift der Historischen Vereinigung des Bezirkes Zurzach, Zurzach, 1986, S. 29–46.
- 15 BRASSEL (wie Anm. 9).
- 16 MALZACHER, Josef Arnold Claudius: Geschichte von Säckingen und nächster Umgebung seit den ältesten Zeiten bis zum Anfall an das Grossherzogtum Baden und den Kanton Aargau. Gustav Mehr, Säckingen, 1911, S. 202.
- 17 BURMEISTER (wie Anm. 4).
- 18 LEUPOLD (wie Anm. 1).
- 19 GLEISBERG, Hermann: Triebwerke in Getreidemühlen, VDI-Verlag, Düsseldorf, 1970, 230 S.
- 20 LEUPOLD (wie Anm. 1).
- 21 ATTENHOFER (wie Anm. 13).
- 22 In Deutschland als Schweizerkrieg bezeichnet.
- 23 REBSAMEN (wie Anm. 11).
- 24 KURZEL-RUNTSCHNEIDER, Erich: Karl Freiherr von Birago, der Schöpfer neuartiger Kriegsbrücken. In: KNOLL, Fritz, Österreichische Naturforscher, Ärzte und Techniker, Verlag der Gesellschaft für Natur und Technik, Wien, 1957, S. 206–207.



Aenne Schwoerbel, Dietrich Hakelberg, Michael Kinsky

# DAS HISTORISCHE RAHSEGEL IM SEEMUSEUM KREUZLINGEN

Neue Forschungen zur Schifffahrtsgeschichte  
des Bodensees

## 1 EINLEITUNG

Vor der grossen Industrialisierung spielte der Bodenseeraum als wirtschaftliches Zentrum und als Durchgangslandschaft für Transport und Verkehr eine wichtige Rolle. Wie der Genfer See oder die oberitalienischen Seen war auch der Bodensee eine bedeutende Wasserstrasse im Verkehrswegenetz über die Alpen. Die wirtschaftliche Blüte des mittelalterlichen Schwaben und seiner Städte wäre ohne die Anbindung an das verzweigte leistungsfähige Wasserstrassennetz vor den Alpenpässen kaum denkbar gewesen.<sup>1</sup> Während der frühneuzeitliche Handel und die Verkehrswege im Bodenseegebiet durch wirtschaftsgeschichtliche Arbeiten verhältnismässig gut erforscht sind,<sup>2</sup> war über die vorindustrielle Schifffahrt und den Holzschiffbau an diesem Binnengewässer lange Zeit fast nichts bekannt.<sup>3</sup> Die harte alltägliche Arbeit von Tausenden hat nur wenige direkte Spuren in der historischen Überlieferung hinterlassen. Eine weitgehend schriftlose Schiffbaupraxis kam ohne Pläne und Risse aus, sie fehlen auch für die letzten hölzernen Lastsegelschiffe, die kleineren oft als Segner bezeichneten Fahrzeuge des 19. und frühen 20. Jahrhunderts (Abb. 2). Die grössten Schiffe, die ca. 30 m langen und bis zu 150 t ladenden Lädinen, waren einigen Zeitgenossen zufolge schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausser Gebrauch gekommen.<sup>4</sup>

Erst in den letzten fünfzehn Jahren kamen mit einzelnen Schiffswracks und Plankenfragmenten archäologische Quellen ans Tageslicht, deren Untersuchung konkrete Anhaltspunkte über die Technik und die Entwicklung des Holzschiffbaus am Bodensee zwischen Mittelalter und Moderne geliefert hat. Können auch Schrift- und Bildquellen mit solchen archäologischen Befunden in Beziehung gebracht werden, lassen sich technische Fragestellungen zu Schifffahrt und Holzschiffbau am Bodensee im historischen Kontext beantworten. Die Auswertung des spätmittelalterlichen Schiffsfundes vom Kippenhorn bei Immenstaad hat deutlich gezeigt, dass viele technische Fragen gerade zu den

frühneuzeitlichen und modernen Lastsegelschiffen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts mangels schiffsarchäologischer Untersuchungen vorerst offen bleiben müssen.<sup>5</sup>

Vor der Nutzung fossiler Brennstoffe und der Dampfmaschine war die Windenergie mit dem Segelschiff als Windkraftmaschine aus dem Verkehrswesen nicht wegzudenken.<sup>6</sup> Die naturräumlichen Bedingungen haben die technische Entwicklung der hölzernen Lastsegelschiffe auf dem Bodensee mitbestimmt. Die flachbodigen Schiffsrümpfe mit ihrem geringen Tiefgang waren an die ausgedehnten Flachwasserbereiche optimal angepasst, die Fahrtkurse der rahgetakelten Fahrzeuge orientierten sich an den tageszeitlich wechselnden Winden. Bei den textilen Bestandteilen eines Segelschiffes, wie Segeltuchen und Tauen, versagt die archäologische Überlieferung. Textilien sind im archäologischen Befund nur unter aussergewöhnlichen Bedingungen erhalten. Während für den Holzschiffbau an den Meeresküsten relativ viele Schrift- und Bildquellen zu Takelage und Segelschnitt überliefert sind, trifft dies für die Binnengewässer nicht zu. Auch über die Takelage ebenso wie über die praktische Segeltechnik auf den Bodensee-Lastsegelschiffen bis in die Moderne sind wir nur sehr unzureichend und meist nur über Bildquellen oder Schiffsmodelle unterrichtet.<sup>7</sup>

Das Seemuseum in Kreuzlingen bewahrt eine einzigartige Quelle zur Verkehrsgeschichte des Bodensees: das vermutlich einzige erhalten gebliebene originale Rahsegel eines Lastsegelschiffes (Abb. 1).<sup>8</sup> Die im Mai 2005 in Kreuzlingen durchgeführten textilkundlichen Untersuchungen<sup>9</sup> bieten nun die Gelegenheit, die vorindustrielle Segeltechnik am Bodensee einmal näher in den Blick zu nehmen.

### 1.1 FRAGESTELLUNG

Bei der Fahrt mit einem Segelschiff wirken Rumpfform, Segel und Steuerruder zusammen. Vom Zusammenspiel dieser drei Faktoren hängen die Segeleigenschaften ab und inwieweit ein Segelschiff gegen den Wind kreuzen kann. Segelschnitt und Segeltechnik beeinflussen das Verhalten des schwimmenden Schiffsrumpfes auf dem Wasser und die Schiffssicherheit. Wie sieht die Entwicklung von Rumpf, Segel und Steuerruder am Bodensee aus? Was ist über die Segel der vorindustriellen Lastsegelschiffe auf dem Bodensee bekannt?

Die am Bodensee gängigen Bezeichnungen für die Teile eines Lastsegelschiffes sind u. a. durch Eugen Stadelmann überliefert, der noch zwei Schiffbauer und einen Schiffmann aus dem vorarlbergischen Hard befragen konnte.<sup>10</sup> Für das Schweizer Ufer hat Hans Bickel die mundartliche Terminologie der Lastsegelschiffe und insbesondere auch die zu ihrer Takelage dokumentiert.<sup>11</sup> Zur Terminologie des Rahsegels schreibt der Friedrichshafener Pfarrer Hermann Reuchlin 1842: »Die Segelstange heißt Ruthe, die daran zu beiden Seiten befestigten Seile nennt die Schiffersprache ›Glocken‹, die unteren Eckstricke ›Füße‹. Das Aufziehen der Segel mit der Trille heißt ›treiben‹, das Herablassen ›hängen‹.«<sup>12</sup> In Abb. 2 sind die traditionellen mundartlichen Begriffe der Bodensee-Schiffleute denen moderner Seglersprache gegenübergestellt.

Der traditionelle Holzschiffbau des Bodensees kennt nur flachbodige Schiffsrümpfe mit geringem Tiefgang und ohne Kiel, deren kleiner Lateralplan eine geringe Kursstabilität bei seitlich einkommenden Winden bewirkte. Solche Rümpfe krängen erst spät, weil sie eine grosse Formstabilität besitzen. Wenn jedoch mit minimalem Freibord gefahren wird, bedeutet schon eine Krängung von wenigen Grad das Überschlagen



Abb. 1 Das Rahsegel aus dem Seemuseum bläht sich am Kreuzlinger Hafenkran

von Wasser in den offenen Rumpf. Die Fahrzeuge wurden mit einem trapezförmigen Rahsegel gefahren, optimal für achterlichen Wind. Der Mast wird von zwei Backstagen und einem Vorderstag gestützt, letzterer fehlt immer auf den Bildquellen des 16. und 17. Jahrhunderts (Abb. 23). Die Rah wird von einem Rack aus einer einfachen Tauschlinge oder einer Schlinge mit aufgefädelten Holzkugeln am Mast gehalten. Für die Passage der Konstanzer Rheinbrücke musste der Mast umgelegt werden können. Schon auf den beiden detailliertesten Lindauer Bildquellen vom Beginn des 17. Jahrhunderts sind die Brassens an den Enden der Rah, Schoten an den Ecken von Unter- und Seitenliek sowie Leinen dargestellt, die aufgeschossen von den Seitenlieken des Segels herabhängen und zum Versteifen des Seitenlieks verwendet werden (Abb. 23).<sup>13</sup>

Die Trapezform des Rahsegels ist wohl erstmals über die Lindauer Segel-Schiffschau von 1645 eindeutig nachzuweisen.<sup>14</sup> Die Segel werden seit dem späten 17. Jahrhundert mit einem oder zwei farbigen Streifen dargestellt, die bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum Erscheinungsbild der Segel gehören. Als Bildquellen für die jüngere Geschichte des Rahsegels am Bodensee kommen neben den bekannten Veduten der beiden Maler Johann Sebastian Dirr (1766–1830) aus Überlingen<sup>15</sup> und Nikolaus Hug (1771–1852) aus Konstanz besonders Fotografien seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in Betracht. Glasplattennegative haben eine hervorragende Auflösung und ermöglichen die Herausvergrößerung wichtiger Einzelheiten. Durch die erforderlichen langen Belichtungszeiten sind jedoch Aufnahmen, die Lastsegelschiffe mit gesetztem Segel oder sogar in voller Fahrt zeigen, äusserst rar (Abb. 22, 32).

Der Bodenseeraum ist seit langem als bedeutende Textilgewerbelandschaft bekannt.<sup>16</sup> Die textilen Bestandteile eines Lastsegelschiffes, nämlich Segeltuche und Tauen aus Hanf- und Leinfasern, wurden seit dem Mittelalter in der Region produziert. Dabei fiel Werg an (»Kuder«), das zu groben Stoffen weiterverarbeitet oder zum Kalfatern (»Schoppen«) der Schiffsrümpfe verwendet wurde. Die Verwendung von Leinenwerg als Kalfatmaterial im mittelalterlichen Schiffbau ist bislang nur am Bodensee nachgewiesen, sonst scheint an europäischen Gewässern ausschliesslich mit Moosen kalfatert worden zu sein.<sup>17</sup> Auch in der Frühen Neuzeit fanden die Abfallprodukte des Textilgewerbes am Bodensee als Kalfatmaterial Verwendung. So befiehlt der Lindauer Rat am 14. Mai 1612 den Schiffmachern, wegen der Feuergefahr nur soviel »schop khuder« in ihren Häusern zu lagern, wie sie für ein Schiff benötigen. Bei Bedarf könnten sie weiteren Werg »von den weibern nemen und kauffen die solch khuder auf dem land aufkhauffen.« Die Frauen sollen »das khuder draussen vor der stat etwa in ainem leren garten heuslin oder in ainem stadell, auff schitten oder behalten.«<sup>18</sup> Der Segeltuchbedarf der Bodensee-Schifffahrt in der Frühen Neuzeit war erheblich. 1764 werden für das Segel der grössten 150 t ladenden Lindauer Lädine mit einem fast 26 m hohen Mast 700 Ellen (476 m) Leinwand benötigt, die allein 303 fl 20 kr kosteten.<sup>19</sup>

Die Segeltechnik ist mit dem Steuerruder wechselwirkend verbunden.<sup>20</sup> Während die Bildquellen des 15. und 16. Jahrhunderts zeigen, dass die Schiffe auf dem Bodensee

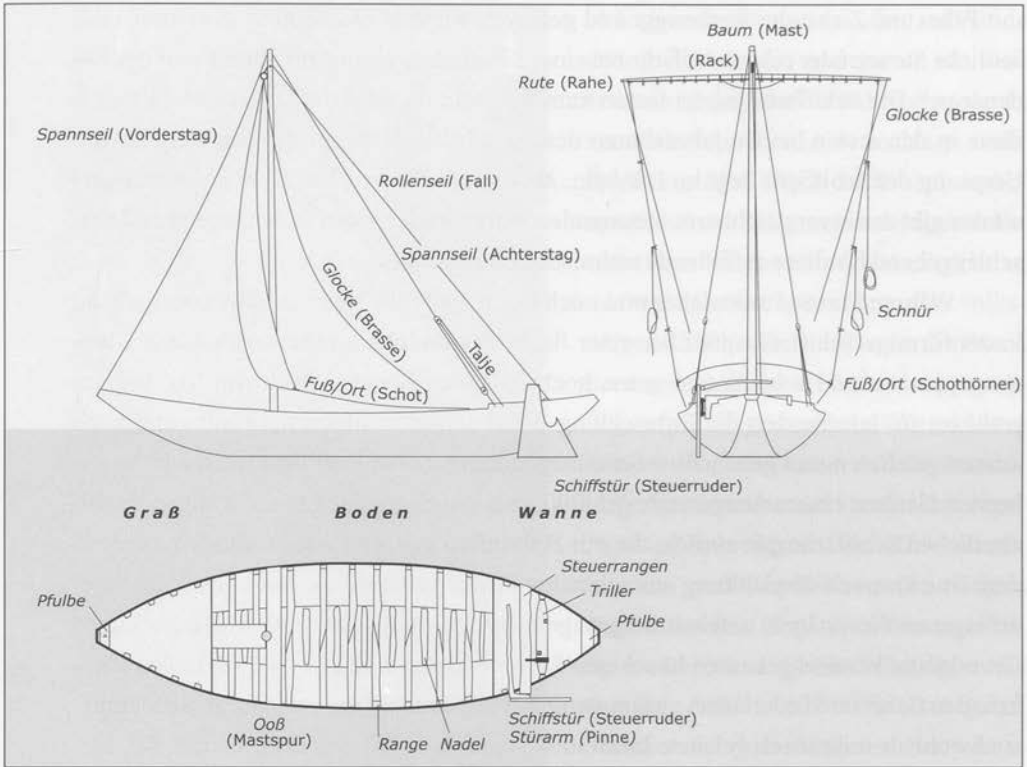


Abb. 2 Mundartliche Bezeichnungen für die Bestandteile eines Segners, 19./20. Jahrhundert (schematisch)



Abb. 3 Das letzte Lastsegelschiff der Firma Abraham Fehr & Söhne in Mannenbach, zu dem das Rahsegel aus dem Seemuseum Kreuzlingen gehört haben könnte (Seemuseum Kreuzlingen)



mit Fahr- und Ziehruder fortbewegt und gesteuert wurden, erscheint 1540 erstmals das seitliche Steuerruder oder Schiffstür bei einer Schiffsdarstellung auf einer Karte des Bodensees.<sup>21</sup> Die Schiffstür gehört fortan zum Erscheinungsbild der Lastsegelschiffe, bis diese in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts aufgegeben werden. Der Ursprung der Schiffstür liegt im Dunkeln. An keinem anderen europäischen Binnengewässer gibt es ein vergleichbares Steuerruder. Waren Änderungen in der Segelpraxis ausschlaggebend für diese auffallende technische Innovation?

Während im Spätmittelalter und noch bis in die Frühe Neuzeit hinein weitgehend kastenförmige Schiffsrümpfe über einer flachen Grundplatte mit ausgehöhlten Übergangsplanken und achtern und vorne hochziehenden Böden gebaut wurden, begann wohl im 16. Jahrhundert die Entwicklung flachbodiger Schiffsrümpfe mit einer nach aussen gelehnten und gebauchten Seitenbeplankung. Dabei griff man nicht auf die aus breiten Planken zusammengesetzte geklinkerte Beplankung der kastenförmigen mittelalterlichen Schiffsrümpfe zurück, die mit Holzstiften genagelt waren, sondern verwendete eine kraweele Beplankung aus schmalen Plankengängen, die mit langen durchgeschlagenen Eisennägeln aufeinandergenagelt wurden. Diese über einer lanzettförmigen Grundplatte kraweel gebauten bauchigen Rümpfe hatten eine aus zwei speziellen Planken, den Gehr- und Federläden, zusammengesetzte Kimm. Die neuartigen Schiffsrümpfe sind wohl als militärisch geleitete Innovation anzusehen, die sich 1634 mit den Schiffen zweier Lindauer Schiffbauer im belagerten Konstanz und der Planung von Kriegsschiffen 1665 für den Zürichsee durch dieselben Schiffbauer nachweisen lässt.<sup>22</sup> Obwohl diese schnellen »Jag-« und »Postschiffe« ausschliesslich gerudert wurden, hat man ihre kraweel beplankte Rumpfform vermutlich um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert für die Lastsegelschiffe adaptiert.<sup>23</sup>

Das trapezförmige Rahsegel hat sich, nach den Bildquellen zu urteilen, seit der Frühen Neuzeit bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht wesentlich verändert. Auch wenn der von Heinrich Hansjakob literarisch verewigte Hagnauer Schiffmann Kübele behauptete, man sei von Hagnau bei konträrem (Ost-)Wind nach Bregenz gefahren, ist zunächst oder gerade deswegen davon auszugehen, dass ein Kreuzen gegen den Wind mit dem trapezförmigen Rahsegel am Bodensee nicht üblich, weil sehr gefährlich, wenn nicht sogar unmöglich war. Deutlich wird dies an der im 19. Jahrhundert aufkommenden Kritik an den Lastsegelschiffen und ihrer Segeltechnik. Dass die von Dampfschiffen geschleppten Trajektboote nicht gesegelt würden, so heisst es beispielsweise 1889 in der »Schwäbischen Kronik« unter der Überschrift »Die Segelschiffahrt auf dem Bodensee«, hätte »seinen einzigen Grund in der am Bodensee durchgängig höchst mangelhaften Kenntnis in der Segelschiffahrt, in Folge welcher die Takelage und der Segelschnitt ganz und gar ungenügend sind. Im Wesentlichen können daher die Segelschiffe auf dem Bodensee nur fahren bei Wind, der ganz oder wenigstens sehr nahe achterlich (von hinten) einkommt. Fahrt mit Bakstagswind (schräg rückwärts von der Seite einkommend) ist schon seltener zu beobachten, obwohl gerade dieser für die Schnelligkeit am besten





Abb. 4 Das zur Hälfte ausgebreitete Rahsegel aus Mannenbach im Seemuseum Kreuzlingen.

sich eignet, und an eine Fahrt am Winde (Wind von vornen) und gar an ein Aufkreuzen gegen den Wind, daran denkt am Bodensee Niemand. So lange nicht die Bauart der Segelschiffe und insbesondere deren Takelung und Segelschnitt verbessert wird, ist auch daran nicht zu denken. Es wäre aber ein großer volkswirtschaftlicher Gewinn, wenn der Praxis der Segelschiffahrt im Bodensee planmäßig aufgeholfen würde. In Württemberg denken wir die Sache so, daß die Zentralstelle für Gewerbe und Handel durch geeignete Belehrung und Beihilfe etwa mit Prämien und Beschaffung der nötigen Risse oder den Bau eines Musterschiffes ein Beispiel aufstellt. Sehen dann die Schiffer, daß sie mit Hilfe eines guten Schiffes auf dem Bodensee bei jedem, auch entgegengesetztem Winde ihr Ziel erreichen können und nicht mehr nötig haben, Tage und Wochen lang auf den

geeigneten Wind zu warten, so wird das Beispiel bald Nachahmung finden und der Güterverkehr auf dem Bodensee könnte in sehr billiger und rascher Weise unter Anwendung der freien Gottesgabe, des Windes, bei jedem, auch stürmischerem Wetter mit Sicherheit betrieben werden. [...] Sorgt sie [sc. die württembergische Dampfschiffahrtsverwaltung] für eine Ausrüstung ihrer Trajekt- und Schlepbooten mit Kutter-, Schuner- oder Brigg-takelage, baut sie vielleicht einige kleinere Güterschraubenboote, die mit Dampfmaschine und Segeleinrichtung ausgerüstet sind, speziell für diesen Dienst neu, so könnte den Personenschiffen nur die Eilgutfracht belassen, der übrige weniger dringende Güterverkehr aber sicher zu einem erheblichen Teil weit billiger unter Segel bewirkt werden.«<sup>24</sup>

Durch eine kombinierte Auswertung materieller Überlieferung (dem Segel aus dem Seemuseum Kreuzlingen), Schrift- und Bildquellen wollen wir versuchen, die folgenden schiffahrtsgeschichtlichen Kernfragen zur vorindustriellen Segelschiffahrt auf dem Bodensee zu beantworten:

Wie war solch ein Segel im Detail genäht und hergestellt?

Warum waren die Segel trapezförmig?

Wie funktionierte die Takelage und worin bestand die Segeltechnik?

Welche Kurse konnten gefahren werden?

## 2 DAS RAHSEGEL

Die dem Wind abgewandte Seite des Segels wird im folgenden als Leeseite bezeichnet, die dem Wind zugewandte als Luvseite. Alle Nahtkanten am Segel, die Dopplungen im Bereich der grossen Schlaufen (auch Legel genannt) und die Umschläge an den Seitenlieken liegen auf der Luvseite (Abb. 5).

### 2.1 ALTER UND ÜBERLIEFERUNG

Das im Seemuseum Kreuzlingen an der Wand beim Treppenaufgang hängend ausgestellte grosse »Lädinensegel« stammt aus Mannenbach am Untersee und wird als Depositum der Familie Fehr aufbewahrt. Nach mündlicher Mitteilung wurde das Segel benutzt, bis der Besitzer 1914 zum Aktivdienst eingezogen wurde. Danach soll es ausser Gebrauch gekommen sein und überdauerte auf einem Dachboden. Die Reparaturen und Veränderungen, die wir feststellen konnten, lassen darauf schliessen, dass das Segel 1914 nicht mehr neu war. Seine Herstellung fällt vielleicht in die Jahre um 1900. Über die Nutzungsdauer und den Hersteller ist bisher nichts bekannt.

Das wohl zum Segel gehörige Schiff ist nicht mehr zweifelsfrei zu ermitteln. Schifflleute sind in der Familie Fehr durchgehend seit etwa 1730 bezeugt. Die Firma Abraham Fehr & Söhne betrieb 1918 noch ein traditionell aus Eichenholz gebautes Lastsegelschiff mit seitlicher Schiffstür, das schon einen Motor und ein Eisendeck besass. Dieses Schiff wurde erst nach dem Zweiten Weltkrieg abgewrackt und das Holz verheizt. In den 1920er Jahren war noch ein neues Schiff angeschafft worden, das über ein Steuerhaus und einen starken Dieselmotor verfügte. Ob dieses wohl schon aus Stahl gebaute Motorschiff noch Mast und Segel führte, wie auf Bildquellen der Zeit zu sehen,<sup>25</sup> ist ungewiss. Transportiert wurden von der Firma Fehr vor allem Baumaterial, Kies, Sand und Steine.<sup>26</sup>

### 2.2 ERHALTUNGSZUSTAND DES RAHSEGELS UND DOKUMENTATION

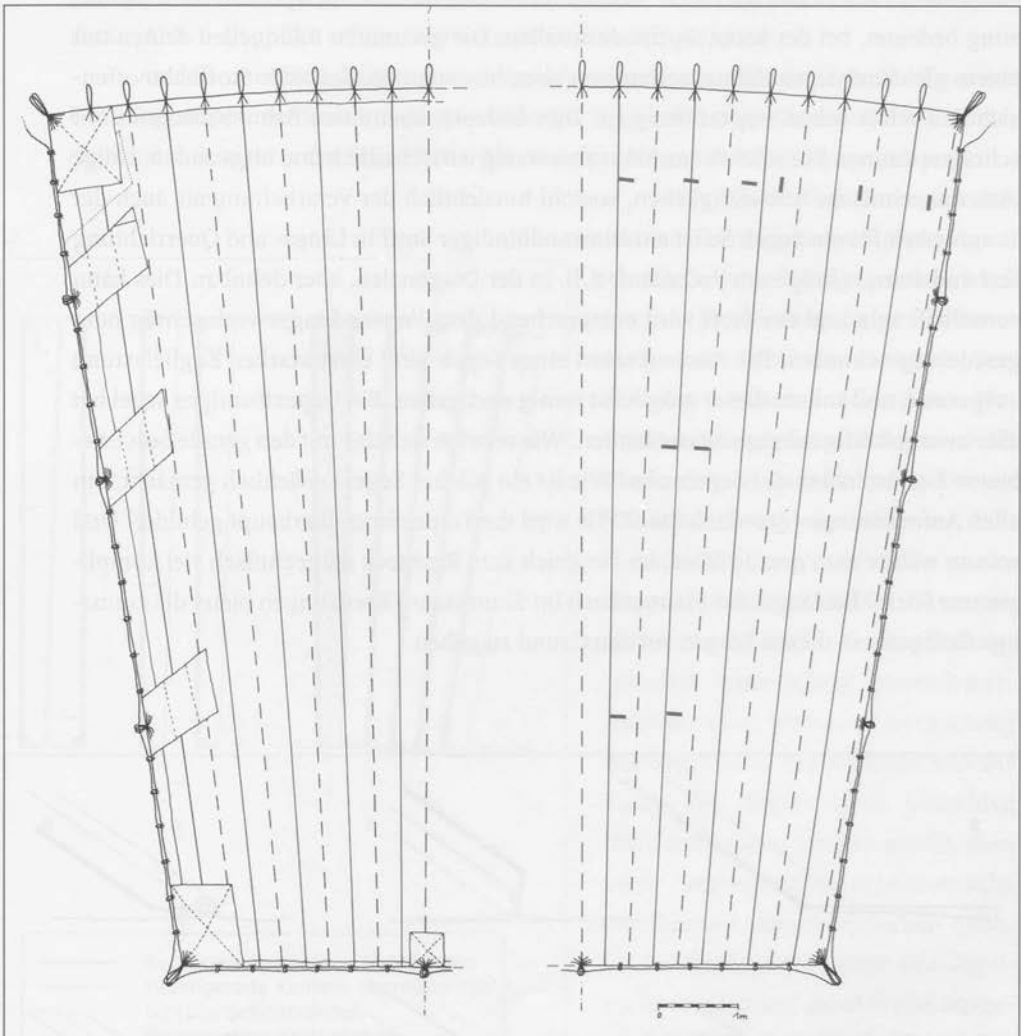
Das erhalten gebliebene Segel ist ein ca. 11 m langes trapezförmiges Rahsegel mit einem dunkelbraunen Mittelstreifen. Das Oberliek ist ca. 9,50 m breit, das Unterliek misst 6,04 m.

Zur Vermessung und zur fotografischen Dokumentation möglichst vieler Einzelheiten wurde das Segel auf dem Boden der Ausstellungshalle im Seemuseum ausgelegt. Durch den begrenzten Platz konnte jeweils nur eine Hälfte des Segels ganz ausgebreitet werden (Abb. 4). Dementsprechend wurden nicht alle Masse auf Vorder- und Rückseite erhoben. Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass das Segel längssymmetrisch entworfen wurde.

Das Segel ist sehr gut erhalten und macht einen stabilen Eindruck. Der dichte leinwandbindige Segelstoff erwies sich wie auch das Nahtmaterial noch als sehr fest. Stellenweise sind grössere Flecken und Verfärbungen zu beobachten, die die Festigkeit des Stoffes nicht beeinträchtigen. Lediglich an einer oberen Ecke ist die äusserste Tauschlaufe

(auch Nocklegel genannt), durch Feuchtigkeit und Pilzbefall schwarz verfärbt, brüchig und zu einem guten Teil vom Stoff abgelöst (Abb. 18).

Für das Segel wurde ein in Leinwandbindung gewebter Stoff mit einer Fadendichte von 18 Schussfäden und 17 Kettfäden auf 1 cm<sup>2</sup> verwendet. Mehrere kurze Fäden sowohl vom hellen Segeltuch als auch vom dunklen Stoff des Mittelstreifens wurden zur Materialbestimmung an Nähten und Löchern entnommen. Die Faseranalyse ergab Leinenfasern (*Linum usitatissimum* L.).<sup>27</sup> Das Gewicht des Segels wurde aus technischen Gründen nicht ermittelt. Die Segelfläche beträgt ca. 85,47 m<sup>2</sup> (berechnet aus gemessener Länge



**Abb. 5** Halbschematische Zeichnung des Rahsegels. Links: Ansicht der Luvseite. Gestrichelt sind die unechten Bahnennähte, durchgezogen die echten Ansatznähte. Gepunktet ist der »Schatten« der entfernten älteren Dopplung an der obersten großen Schlaufe (dem Nocklegel) eingezeichnet. Auf der Luvseite liegen alle Nahtkanten der Stoffbahnen, der Umschläge und Dopplungen. Rechts: Ansicht der Leeseite mit roten Markierungsstrichen (nicht maßstäblich).

und gemittelter gemessener Breite). Das Segel weist etliche sorgfältig mit Stoffstücken ausgebesserte Löcher auf, ausserdem einige Stopfstellen und geflickte Risse.

### 2.3 FORM UND KONSTRUKTION

Bildquellen der Frühen Neuzeit und moderne Fotografien zeigen die Schiffe auf dem Bodensee meist mit trapezförmigen, hochformatigen Segeln. Auf manchen Darstellungen ist eine Unterteilung der Segelfläche in schmale Bahnen zu erkennen. Ein grosses Segel aus einzelnen Stoffbahnen zusammenzufügen, ist gängige Praxis: einmal wegen der begrenzten Webbreite des Stoffs, aus dem es angefertigt wird, andererseits wird die Segelfläche durch die mehrfachen Stofflagen an den Nähten stabilisiert. Üblicherweise werden kantenparallele Streifen verwendet, da dies eine optimale Stoffausnutzung bedeutet, bei der keine Stoffreste anfallen. Die genannten Bildquellen deuten mit einem gleichmässigen Bahnenverlauf von oben bis unten an, dass jede Stoffbahn offensichtlich selbst schon trapezförmig ist. Dies bedeutet aber einen Bahnenzuschnitt mit schrägen Kanten. Ein solcher erscheint aber wenig wirtschaftlich und birgt zudem einige materialtechnische Schwierigkeiten, sowohl hinsichtlich der Verarbeitung als auch der Tauglichkeit für ein Segel. So ist ein leinwandbindiger Stoff in Längs- und Querrichtung fest und starr, schräg zum Fadenlauf, d. h. in der Diagonalen, aber dehnbar. Dies kann vorteilhaft sein und der Stoff wird entsprechend dem Verwendungszweck schräg oder gerade zugeschnitten. Die Aussenkanten eines Segels sind einer starken Zugbelastung ausgesetzt, und sollten dieser möglichst wenig nachgeben. Ein trapezförmiges Segel hat aber zwangsläufig schräge Aussenkanten. Wie verträgt sich das mit den gerade beschriebenen Eigenschaften des Segeltuchs? Wie ist ein solches Segel tatsächlich gemacht, um allen Anforderungen standzuhalten? Wie wird die Trapezform überhaupt gebildet? Und warum wählte man gerade diese, im Vergleich zum Rechteck nähtechnisch viel kompliziertere Form? Das Segel aus Mannenbach im Seemuseum Kreuzlingen bietet die einmalige Gelegenheit, diesen Fragen auf den Grund zu gehen.

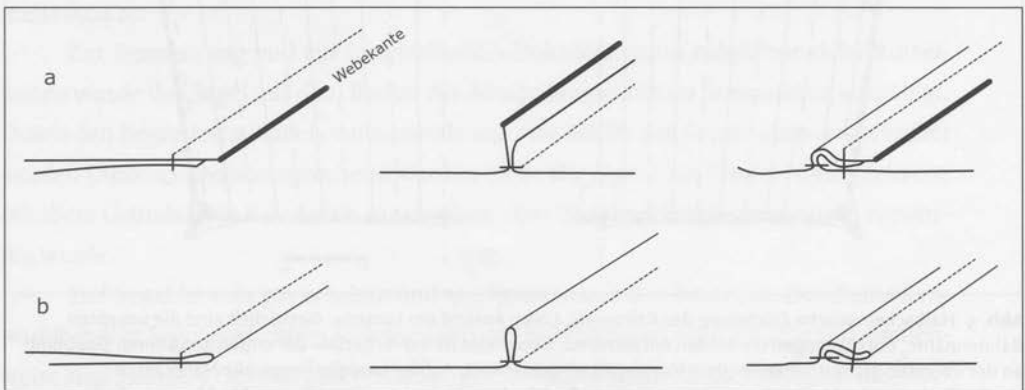


Abb. 6 a) echte Ansatznaht; b) unechte Bahnennaht



### 2.3.1 Nähte und Stoffbahnen

Die Segelfläche des Rahsegels ist in insgesamt 20 gleiche Bahnen unterteilt, die jeweils unten schmaler und oben breiter (also tatsächlich leicht trapezförmig) sind, sowie in einen schmalen Randstreifen rechts und links. Eine Untersuchung der Nähte zwischen den Bahnen ergab, dass das Segel eigentlich nur aus 11 Stoffbahnen zusammengesetzt ist: Einer dunkelbraunen in der Mitte und je fünf hellen nach beiden Seiten, wobei zu den äusseren Bahnen der Randstreifen und ein sehr breiter Umschlag gehören. Nur jede zweite Naht ist nämlich eine echte Ansatznaht, an der zwei Stoffbahnen aufeinandertreffen. An diesen echten Nähten sind jeweils eine gerade, feste Webekante und eine schräge Schnittkante aufeinandergenäht. Die Ansatznähte sind dann so umgeschlagen und festgesteppt, dass die Webekante aussen aufliegt und die ausfransende Schnittkante überdeckt (Abb. 6 a, 15). Die offene Schnittkante ist dadurch gesichert.

An den »unechten« Bahnennähten zwischen den Ansatznähten ist der Stoff nur zur Falte abgesteppt, zur Seite umgelegt und festgesteppt (Abb. 6 b). Diese Nähte dienen lediglich der Festigung der Segelfläche. Alle Bahnennähte sind maschinengesteppt.

Für die Stoffbahnen ergibt sich aus den Beobachtungen ein asymmetrischer Schnitt: Schräg und also dehnbar ist nur die eine, die geschnittene Kante jeder Stoffbahn. Durch die Verbindung mit der besonders festen Webekante der nächsten Bahn wird die Ansatznaht insgesamt stabil. Ein zusätzlicher Vorteil beim Nähen ist, dass die schrägen Kanten sich nicht verziehen und ausbeulen können. Der asymmetrische Zuschnitt der Stoffbahnen gestattet, trotz schräg geschnittener Kanten, eine optimale Ausnutzung des Segeltuchs. Ein Rechteck von der Länge des Segels (plus Umschlag oben und unten) wird so geteilt, dass zwei gegengleiche asymmetrische Stoffbahnen daraus entstehen (Abb. 7 a, b). Beide Webekanten des Segeltuchs werden auf diese Weise ausgenutzt und es gibt keine Stoffreste. Die Abmessungen der Stoffbahnen des Mannenbacher Segels setzen dafür eine Webbreite des Segeltuchs von ca.

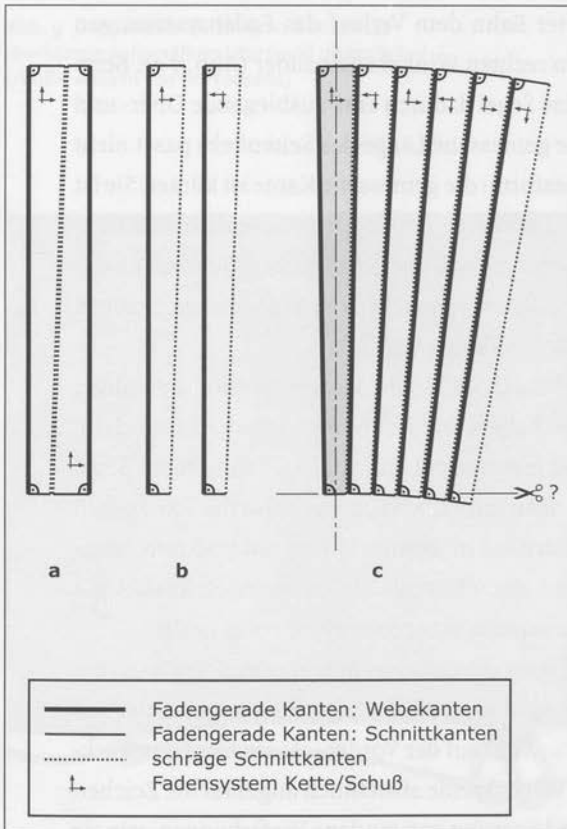


Abb. 7 a-b) Zuschnitt der Stoffbahnen aus dem Segeltuch; c) die Zusammensetzung des Segels aus den trapezoiden Stoffbahnen führt zu einem leicht gebogenen Ober- und Unterliek

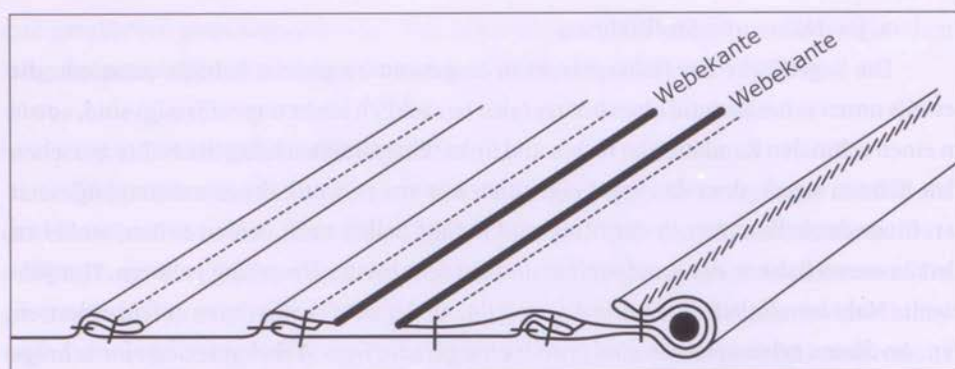


Abb. 8 Konstruktion des Seitenlieks mit eingnähtem Liektau

160 cm voraus. Für das gesamte Segel einschliesslich der mittleren gefärbten Bahn und den Dopplungen ist daraus ein Stoffbedarf von etwa der sechsfachen Segellänge (plus Zugaben oben und unten) abzuleiten, d. h. von ca. 68,60 m Segeltuch.

Aus Grundform und Art der Zusammensetzung der Stoffbahnen ergibt sich eine These zur Segelform, die im Detail noch am Objekt überprüft werden muss. Wenn ausser der schrägen Schnittkante alle Kanten einer Bahn dem Verlauf des Fadensystems von Kett- und Schussfäden folgen, liegen sie im rechten Winkel zueinander (Abb. 7 a). Beim Zusammennähen der Stoffbahnen erhält das Segel dadurch eine ausbiegende Ober- und eine eingezogene Unterkante (Abb. 7 c). Die gemessene Länge des Seitenlieks passt nicht zur Kantenlänge einer geometrischen Trapezform: die gemessene Kante ist kürzer. Sie ist aber auch kürzer als die Bahnenkante; die Unterkante des Segels müsste demnach waagrecht korrigiert worden sein. Wird das Segel mit seinem gekrümmten Oberliek an der waagerechten Rah angeschlagen, so werden die unteren Ecken etwas nach oben gezogen und im obersten Bereich des Segels entsteht ein kleiner Bauch.

Die endgültige Form des Segels wird durch die Breite des Randstreifens gebildet. Das ist ein schmaler Streifen der äussersten halben Stoffbahn, deren Rest als Umschlag zur andern Seite gelegt, eingeschlagen und festgesteppt ist (Abb. 8). Am fertigen Segel ist er unten mit ca. 9,5 cm etwas breiter als oben mit ca. 7 cm, nimmt also die Schräge ein wenig zurück. Auffällig ist, dass der Randstreifen im oberen Drittel um mehrere Zentimeter verbreitert ist. Die Seitenkanten sind also ebenfalls ein wenig nach aussen gewölbt, so dass das Segel im oberen Bereich beinahe eine rechteckige Form besitzt.

Stellenweise sind auf dem Segelstoff quer oder senkrecht verlaufende ca. 4–10 cm lange rote Striche zu erkennen. Bevorzugt sind sie an Bahngrenzen angebracht und liegen ungefähr auf einer Höhe. Sie treten sowohl auf der Vorder- als auch auf der Rückseite auf. Es dürfte sich um mit Röteln oder Wachskreide absichtlich angebrachte Zeichen handeln, und nicht um bei Benutzung oder Lagerung entstandene Verfärbungen, wie sie beispielsweise durch Kontakt mit rostigen Eisenteilen entstehen. Denkbar wären Markierungen für das korrekte Aneinandersetzen der Bahnen oder Abmessungen vom Bah-





Abb. 9 Doppelschlaufe am Schothorn mit fächerförmig aufgenähten Litzen und dicker Schot (»Fuß«, Ansicht von der Leeseite)



Abb. 10 Nocklegel an der oberen Ecke mit fächerförmig aufgenähten Litzen und den gekreuzten Nähten der Eckdopplung sowie Schlaufen am Oberliek zum Durchstecken der Rah (Ansicht von der Leeseite). Rechts das eine Ende der umlaufenden Leine.

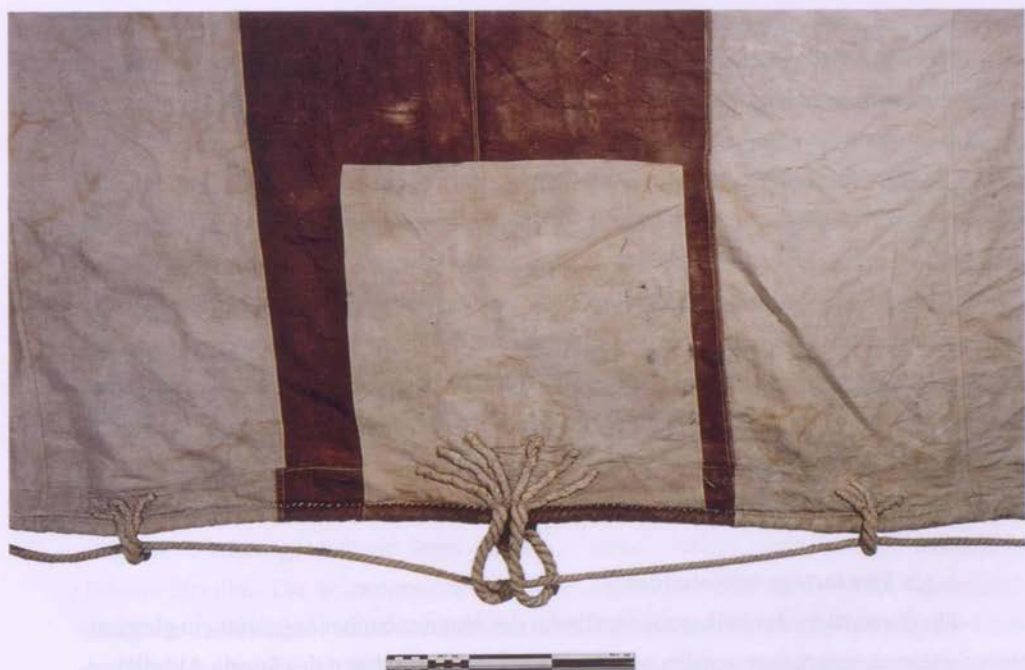
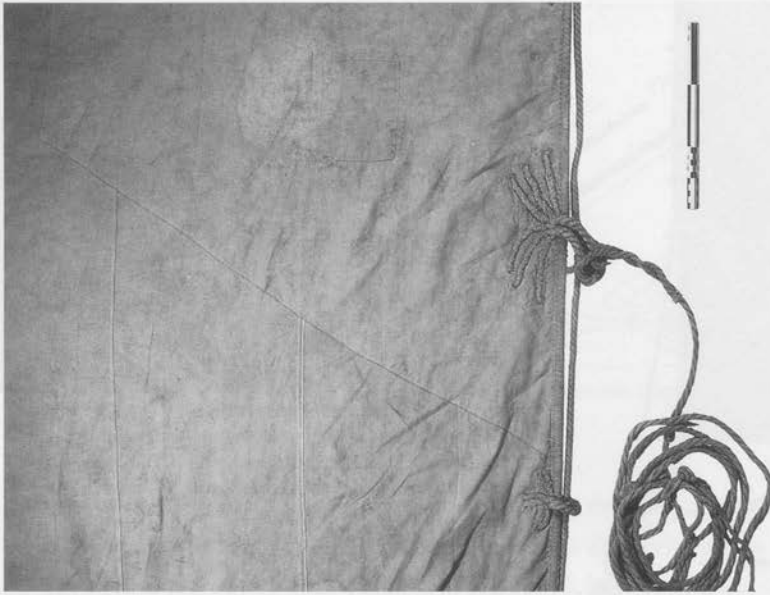


Abb. 11 Große Schlaufe in der Mitte des Unterlieks mit heller Dopplung auf dem braunen Mittelstreifen (Luvseite).



**Abb. 12** Unterste große Schlaufe rechts (Luvseite) mit daran befestigter »Schnur«. Die Litzen sind nach oben und unten aufgefächert und festgenäht. Die Dopplung ist mit der Maschine aufgesteppt und geflickt.

nenzuschnitt. Auffällig ist, dass zumindest auf der Leeseite rechts alle Striche sich etwa in Höhe der jeweiligen seitlichen Doppelschlaufen befinden (Abb. 5).

Als Ergebnis ist festzuhalten: Durch das Zusammensetzen des Segels aus asymmetrisch trapezförmig zugeschnittenen Stoffbahnen wird die Trapezform gleichmässig über die gesamte Segelfläche verteilt aufgebaut. Durch das Zusammennähen der dehnbaren schrägen Schnittkanten mit den festen Webekanten und durch die zusätzlichen Zwischennähte wird eine Stabilität der gesamten Segelfläche erreicht. Zugleich gewährleistet der asymmetrische Zuschnitt eine genauso gute Ausnutzung des Segeltuchs wie bei kantenparallelen Stoffbahnen.

Die Form des Segels weicht etwas vom geometrischen Trapez ab. Der Bahnen-schnitt bewirkt eine gebogene Oberkante. Die Seitenkanten sind im oberen Teil ebenfalls leicht nach aussen biegender gearbeitet. Beides zusammen erzeugt einen leichten Bauch der Segelfläche im obersten Bereich des Segels, so dass der in der Höhe stärker als unten blasende Wind gut »festgehalten« und optimal ausgenutzt wird. Die Frage, warum man mit viel Aufwand dieses Segelformat herstellte und ihm gegenüber einem viel einfacher anzufertigenden Rechtecksegel den Vorzug gab, wird dahingehend zu beantworten sein, dass die spezifische, oben breitere trapezförmliche Form genau auf die Windverhältnisse am Bodensee abgestimmt war.

### 2.3.2 Der farbige Mittelstreifen

Für die mittlere dunkelbraune Stoffbahn des Mannenbacher Segels ist ein gleichartiges Segeltuch verarbeitet worden, wie für die hellen Stoffbahnen des Segels. Möglicherweise wurde der Mittelstreifen sogar aus demselben Stoff zugeschnitten, und dann ein-



Abb. 13 Oberste große Schlaufe links (Luv-seite), Ansicht von der Leeseite. Die »Schnur« ist mit einer lösbaren Schlaufe befestigt.

zeln gefärbt. In diesem Fall resultiert die etwas grössere Dichte des braunen Stoffs (19 Schussfäden/ 18 Kettfäden pro cm<sup>2</sup>) vielleicht aus einer leichten Schrumpfung des Stoffes während des Färbeprozesses.

Dunkle Längsstreifen sind neben der Trapezform ein charakteristisches Merkmal der Bodensee-Rahsegel. Während 1604 eine Linde als Wappendarstellung auf dem Segel belegt ist, die den Herkunftsort des Schiffes ausweist (Abb. 23), werden gegen Ende des 17. Jahrhunderts erstmals Segel mit blauem Mittelstreifen dargestellt. Auf den Gouachen Johann Sebastian Dirrs aus dem frühen 19. Jahrhundert tauchen solche Streifen auf den Segeln regelmässig auf (Abb. 14, 30). Auch auf den Schwarzweiss-Fotografien des 19. und 20. Jahrhunderts, die Fischer- und Lastsegelschiffe unter Segel zeigen, sind diese Streifen stets zu sehen.

Dabei sind verschiedene Varianten dieser Kennzeichnung überliefert: Ein oder zwei senkrechte Streifen, zwei halbe Streifen von oben bis zur Mitte, auch drei Streifen gab es. »Schon auf weite Entfernung erkennt man die Heimath eines Schiffes am Segel; Romanshorn hat drei, Rheineck zwei breite, senkrechte blaue Streifen.« berichtet Hermann Reuchlin.<sup>28</sup> Für Sipplingen wird ein halber Streifen genannt.<sup>29</sup> Die Streifen kennzeichneten nach diesen Quellen also den Hafentort, zu dem das Schiff gehörte. Eugen Stadelmann schreibt dagegen:<sup>30</sup> »War ein einlaufendes Schiff noch weit vom Ufer entfernt, erkannte man schon seine Zugehörigkeit zu einem bestimmten Besitzer an den auf dem Segel angebrachten Kennzeichen. Die Harder Schiffmeister hatten um 1900 ihre Segler folgendermaßen gekennzeichnet: Lehner, vulgo Schiffmas: ein blauer Streifen, senkrecht durch die Mitte des Segeltuches von oben bis unten; Büchele, Traubenwirt, vulgo Schöpfplers: zwei solche Streifen; Büchele, vulgo Fidelers: ein blauer Streifen, flankiert von zwei solchen Streifen halber Länge, alle drei Streifen senkrecht.« Sogar gekreuzte blaue Streifen soll es gegeben haben.<sup>31</sup>

Auf farbigen Bildquellen sind die Streifen in der Regel blau. Die umgangssprachliche Bezeichnung der Schiffe nach ihren Segel-Streifen als »Einbläuer« oder »Zweibläuer« bestätigt, dass diese Farbwiedergabe wohl der Realität entspricht. Auch in den Schriftzeugnissen wird immer von blauen Streifen berichtet. Offensichtlich gab es aber, wie das erhalten gebliebene Segel aus Mannenbach belegt, auch weniger malerische braune Streifen. Die Schwarzweiss-Fotos der damaligen Zeit lassen keine Unterscheidung der Streifenfarbe zu. Der Farbunterschied dürfte aber für die Bedeutung der Streifen keine Rolle gespielt haben, wäre er doch sonst sicher als zusätzliches Merkmal erwähnt worden.



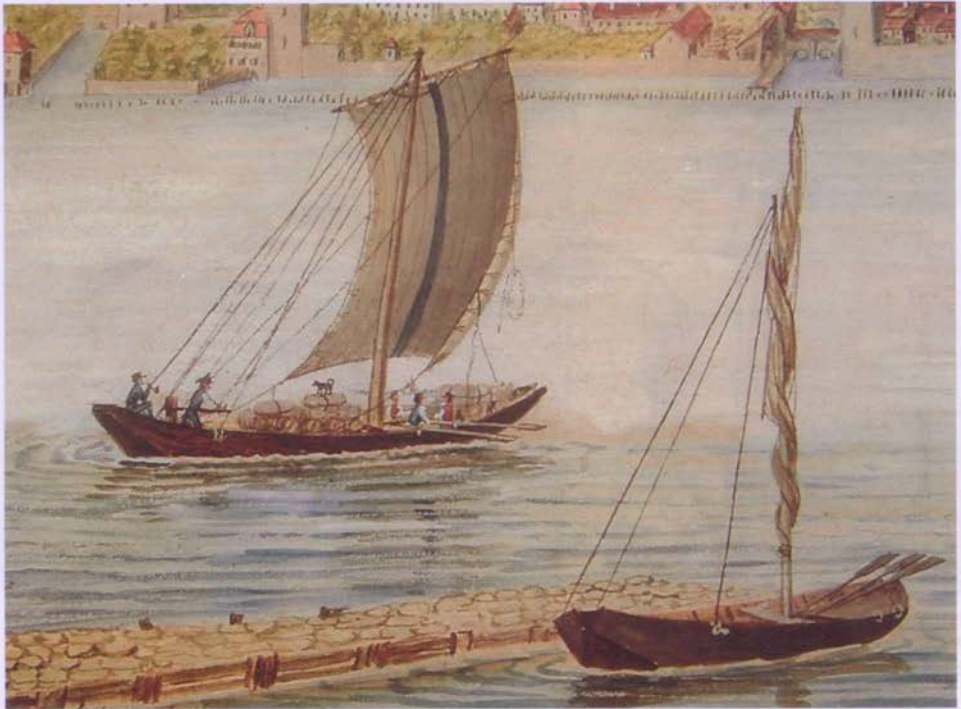


Abb. 14 Ausschnitt aus einer Ansicht Überlingens. Gouache von Johann Sebastian Dirr, 1826. Das Segel des Schiffes besitzt eine umlaufende Leine, wie das Rahsegel aus Mannenbach (Stadtmuseum Überlingen)

### 2.3.3 Schlaufen, Liektau, abhängende Leinen

Die Kanten des Segels sind unterschiedlich breit umgeschlagen, eingeschlagen und festgenäht. Der am fertigen Segel gleichmässig ca. 16 cm breite obere Umschlag ist von Hand mit überwendlichen Stichen angenäht, während der ebenfalls gleichmässige, aber mit ca. 7 cm nur halb so breite Umschlag am Unterliek mit der Nähmaschine festgesteppt wurde. Maschinengesteppt ist auch der Umschlag an den Seitenkanten. Er ist so breit, dass er die äusserste unechte Bahnennaht weit überdeckt, seine Breite variiert aber von 13 cm bzw. 18 cm unten bis 24 cm bzw. 26 cm oben. Hier ist wohl aller Stoff umgeschlagen worden, der von der regulär zugeschnittenen äusseren Stoffbahn für die Segelbreite nicht mehr benötigt wurde. Die auf diese Weise gedoppelten Kanten sind dann um das ca 1,2 cm dicke Liektau herum gelegt und mit überwendlichen Stichen festgenäht worden (Abb. 8, 19). Das Tau führt eingenäht endlos um das ganze Segel herum. An zwei Stellen, am Ober- und am Unterliek, sind dickere Verbindungsstellen durch den Stoff zu erkennen. Hier sind die Tauenden wohl miteinander verspleisst. Die Seitenlieken werden schon durch die doppelte Stofflage des Umschlags fester und belastbarer, besonders aber durch das eingenähte Liektau, das die Dehnung der Kanten verhindert. Die Nocklegel und die Schlaufen der Schothörner können dann aber nicht, wie häufig der Fall, aus dem Liektau gebildet werden. Sie mussten daher extra aufgenäht werden.

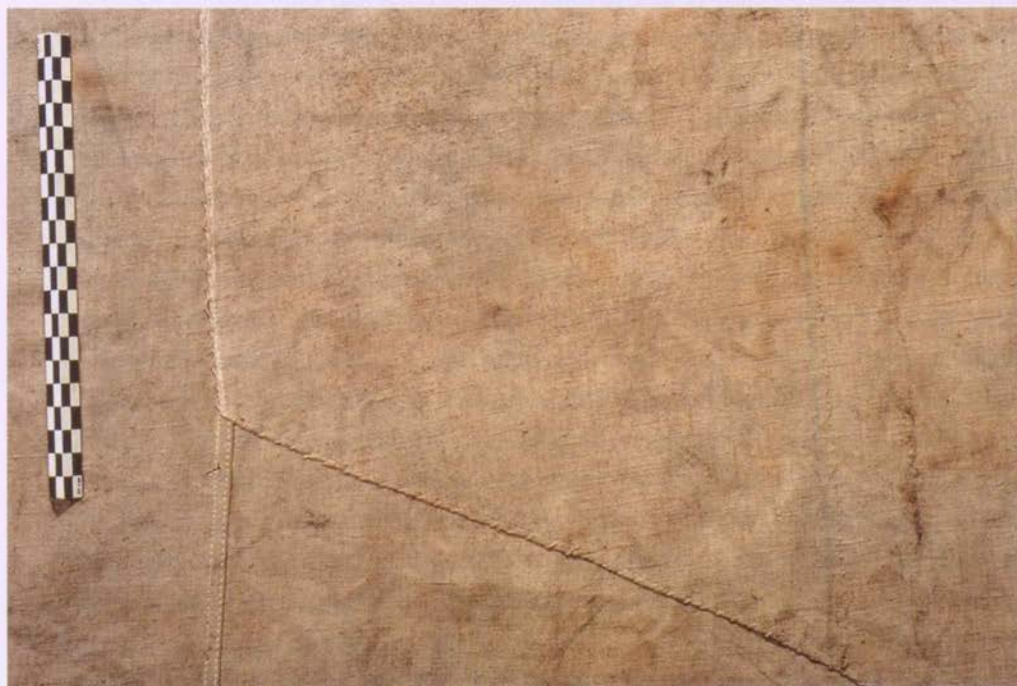


**Abb. 15** Dopplung in Form eines Parallelogramms an der obersten großen Schlaufe des rechten Seitenlieks (Ansicht von der Luvseite). Die Dopplung ist von Hand aufgenäht. Zu erkennen sind auch die hellen Webekanten an jeder zweiten Bahnennaht und am linken Rand der Dopplung

Schothörnern sind mit einem doppelten Schlag 2,2 cm dicke Leinen befestigt. Eine dieser Leinen war jeweils bei gesetztem Segel als »Fussseil« fest angebunden, während das »Ortseil« am anderen Schothorn frei gehalten wurde.

Sämtliche Schlaufen am Segel bestehen aus Taustücken von 1,2 cm Stärke, deren Enden je nach Grösse der Schlaufe unterschiedlich weit aufgelöst und die einzelnen Litzen aufgefächert zu beiden Seiten des eingenähten Liektaus auf dem Segelstoff festgenäht sind. Die Schlaufen sind nicht abgebunden.

Die vier ca. 30 cm langen Eckschlaufen sind Doppelschlaufen. Ihre aufgelösten Enden sind mit 23–25 cm besonders lang. Die Litzen sind über die ganze Ecke aufgefächert angenäht, und verteilen so die Zugbelastung auf eine möglichst grosse Fläche (Abb. 9, 10). An den beiden



**Abb. 16** Detail derselben Dopplung: überwendliche, von Hand genähte Stiche an der Kante der Dopplung und senkrecht durch die Dopplung. Die Einstichlöcher der ursprünglichen Maschinennähte sind noch zu sehen, ebenso die blaue Anzeichnung der senkrechten Naht



Die langen Schlaufen am Oberliek, durch die die Rah gesteckt wurde, sind jeweils an den Stellen der echten und unechten Bahnennähte angenäht, das heisst an den Stellen grösster Zugfestigkeit in Längsrichtung. Sie sind ca. 30 cm lang. Die ca. 14 cm langen Enden sind zwar aufgefächert, aber möglichst nach unten gerichtet aufgenäht, also in Zugrichtung des Segelgewichts (Abb. 10).<sup>32</sup>

Am Unterliek und an den Seitenlieken sitzen in regelmässigen Abständen kleine und grössere Schlaufen. In der Mitte des Unterlieks ist eine doppelte Tauschlaufe angebracht (Länge ca. 12 cm, Abb. 11), beidseitig davon je sechs kleine von ca. 4 cm Länge im Abstand von 46–40 cm. An der grossen Schlaufe konnte eine Leine zum Anheben des Unterlieks befestigt werden. Ob man hierdurch beim »Hängen« bei starkem Wind die Segelfläche verkleinerte, wie Stadelmann schreibt, ist fragwürdig.<sup>33</sup> Ein angehobenes Unterliek ist auf historischen Fotografien sehr selten zu sehen und sowohl der Zweck als auch das Vorgehen werden nie recht deutlich (Abb. 22).

Seitlich sind in regelmässigem Abstand je drei grosse doppelte Schlaufen (Länge ca. 9–11 cm) aufgenäht. Die aufgelösten Litzen (L. ca. 13 cm) sind in vier Fällen fast kantenparallel nach oben und unten aufgefächert festgenäht, so dass die Belastung mehr auf die verstärkte Kante verteilt wird. Bei der untersten grossen Schlaufe (Luvseite links) und an der obersten Schlaufe (Luvseite rechts) ist keine kantenparallele Ausrichtung der Enden zu erkennen. Zwischen den doppelten Schlaufen sind (von unten nach oben) zwei mal je sechs kleine Schlaufen angenäht und zwei mal je vier kleine Schlaufen. Die Abstände schwanken zwischen 36 und 53 cm.

An der obersten kleinen Schlaufe rechts (Luvseite) ist eine Leine von 0,9 cm Stärke angeknötet, die durch alle Schlaufen rundum läuft. Ihr anderes Ende führt schliesslich durch die oberste Schlaufe am Seitenliek links (Luvseite) und hängt dann frei. Vermutlich wurde sie am Ende der Rah befestigt. An den Schothörnern wird die Leine von den dort als Schoten befestigten Leinen umfasst, sie geht aber nicht durch die doppelten Schlaufen der Schothörner selbst. Die Funktion der Leine ist nicht leicht ersichtlich. Sie könnte einer zusätzlichen Spannung der Seitenlieken gedient haben. Auch ein Zusammenziehen des Segels zur Bildung eines »Bauchs« wäre möglich. Die praktische Handhabung bleibt unklar, müsste die Leine doch vor dem Aufziehen des Segels in der gewünschten Position an der Rah fixiert worden sein. Es gibt Bildquellen des 19. und 20. Jahrhunderts, wo eine solche durch viele kleine Schlaufen geführte Leine deutlich erkennbar ist; Schlaufen und Leine sind aber nicht immer vorhanden. Auch das kleine Segel des im Schiffahrtsmuseum Bremerhaven aufbewahrten Fischerschiffs von der Insel Reichenau hat eine solche umlaufende Leine. Dort sind es aber zwei Leinen, die in das jeweilige Nocklegel gespleisst sind und sich unten an einem Schothorn treffen. Ob diese Führung noch original ist, bleibt fraglich.<sup>34</sup>

An fünf der sechs grossen seitlichen Schlaufen sind jeweils Leinen von 1,2 cm Stärke befestigt. Die Befestigung schliesst die umlaufende Leine lose mit ein. An der obersten grossen Schlaufe rechts (Luvseite) ist keine Leine festgemacht, das Tau an der obersten



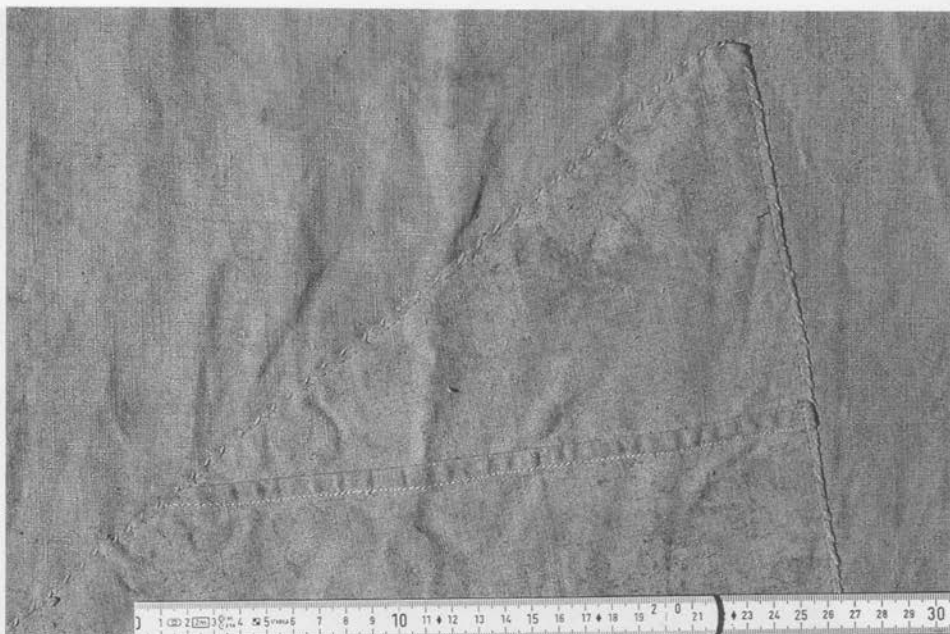


Abb. 17 Mit doppelter Naht angesetzte Spitze an einer Dopplung. Möglicherweise wurden manche Dopplungen aus Reststücken zusammengestüekelt (z. B. aus der übrig gebliebenen zwölften Stoffbahn) oder aus einem alten Segel zugeschnitten

grossen Schlaufe links (Luvseite) ist leicht zu entfernen. Die Leinen an den unteren und mittleren grossen Schlaufen sind jedoch durch verschiedenartig verspleisste Schlaufen dauerhaft am Segel angebracht. Dies sind die »Schnür«, die bei Bedarf zur zusätzlichen Fixierung der Seitenkanten benutzt wurden (Abb. 12, 13). Sie mussten ständig bereit sein, um rasch auf Änderungen der Windverhältnisse reagieren zu können. Dies erklärt ihre dauerhafte Befestigung und die Tatsache, dass die »Schnür« auf manchen Darstellungen halb aufgeschossen herunterbaumeln, wenn sie gerade nicht gebraucht wurden.

An allen Stellen, an denen grosse Schlaufen aufgenäht sind – ausgenommen an den Rah-Schlaufen am Oberliek, wo ein breiter Umschlag die ganze Kante verstärkt – ist ein grosses zusätzliches Stoffstück vor dem Einschlagen des Liektaus auf das Segel aufgenäht worden. Diese Dopplungen haben je nach ihrer Position verschiedene Form. Unten in der Mitte und in den vier Ecken des Segels sind sie in etwa rechteckig und zum besseren Halt auf dem Stoff kreuzweise durchgesteppt. Die jeweils drei seitlichen Stücke haben die Form eines Parallelogramms und wurden nicht kreuzweise, sondern zweimal von oben nach unten durchgesteppt. Stellenweise ist noch zu sehen, dass die zusätzlichen Steppnähte mit blauen Strichen vorgezeichnet worden sind. Alle Nähte müssen ursprünglich Maschinensteppnähte gewesen sein, wie an den Einstichlöchern im Stoff noch abzulesen ist. Die Eckdopplungen oben und die Dopplungen an den obersten grossen Schlaufen sind aber vollständig mit überwendlichen Stichen von Hand nachgenäht worden (Abb. 16). Ob es sich dabei allerdings um eine notwendige Flickarbeit gehandelt hat, wird unten



Abb. 18 »Schatten« der abgetrennten älteren Dopplung unter der oberen Eckdopplung (Luvseite rechts)

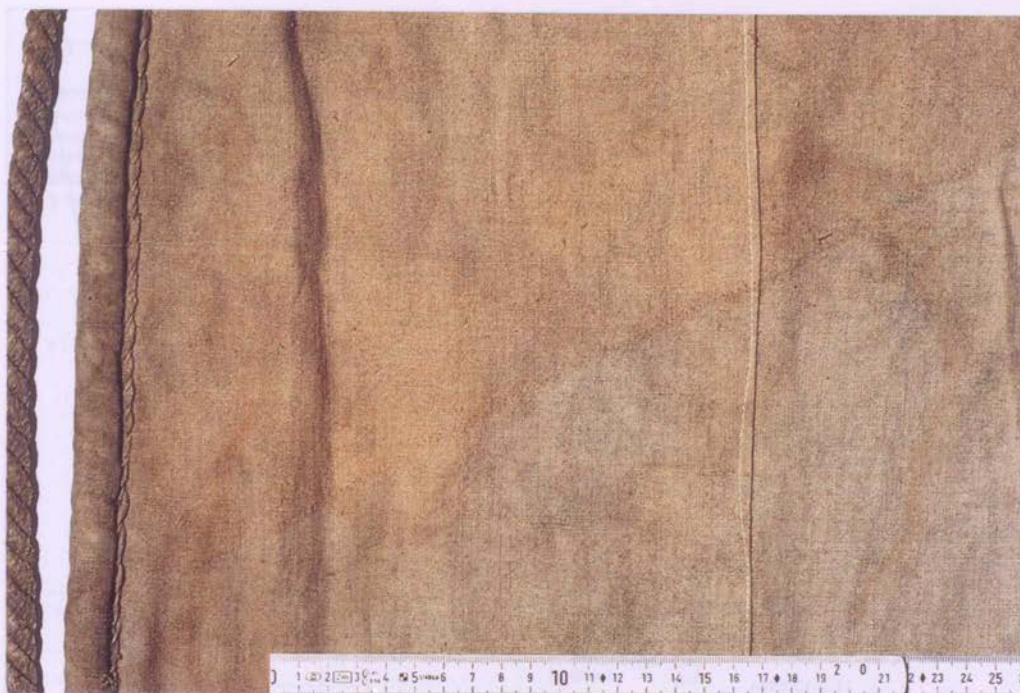


Abb. 19 Diagonal verlaufende Reihe von Einstichlöchern als Spuren der abgetrennten Dopplung (Luvseite links). Links die umlaufende Leine und das eingenahte Liektau, rechts die Maschinennaht des Umschlags am Seitenliek (vgl. Abb. 8)

noch zu zeigen sein. Bei den unteren Eckdopplungen sind nur die zum Schothorn führenden Diagonalnähte schadhaft oder nachgenäht. Genau an dieser Stelle war die Belastung besonders gross. Die unflexible Maschinennaht konnte einer ständigen ruckartigen Zugbelastung nicht dauerhaft standhalten.

Die unterschiedliche Form der Dopplungen und die verschiedenartige Anordnung der aufgefächert aufgenähten Litzen zur Befestigung der Schlaufen sind optimal an die Belastung des Segels im Gebrauch angepasst. Beide verteilen die einwirkenden Kräfte möglichst günstig in die Segelfläche oder auf die tauverstärkte Kante, sodass die Gefahr von Rissen im Stoff gering gehalten wird.

#### 2.3.4 Segelgrösse und historischer Vergleich

Einstichlöcher und ein dunkler Schatten auf dem Stoff lassen erkennen, dass auf beiden Seiten des Segels unterhalb der oberen Schlaufen oder Nocklegel je eine weitere parallelogrammförmige Dopplung aufgenäht war, die jetzt zum grössten Teil von der Eckdopplung verdeckt ist (Abb. 18). Am Seitenliek ist an dieser Stelle keine grosse Schlaufe mehr vorhanden. Um die Dopplung herum ist der Segelstoff stärker ausgeblieben als dort, wo sie den Stoff verdeckte. Daher muss das Segel eine zeitlang in Gebrauch gewesen sein, bevor die Dopplung entfernt wurde.



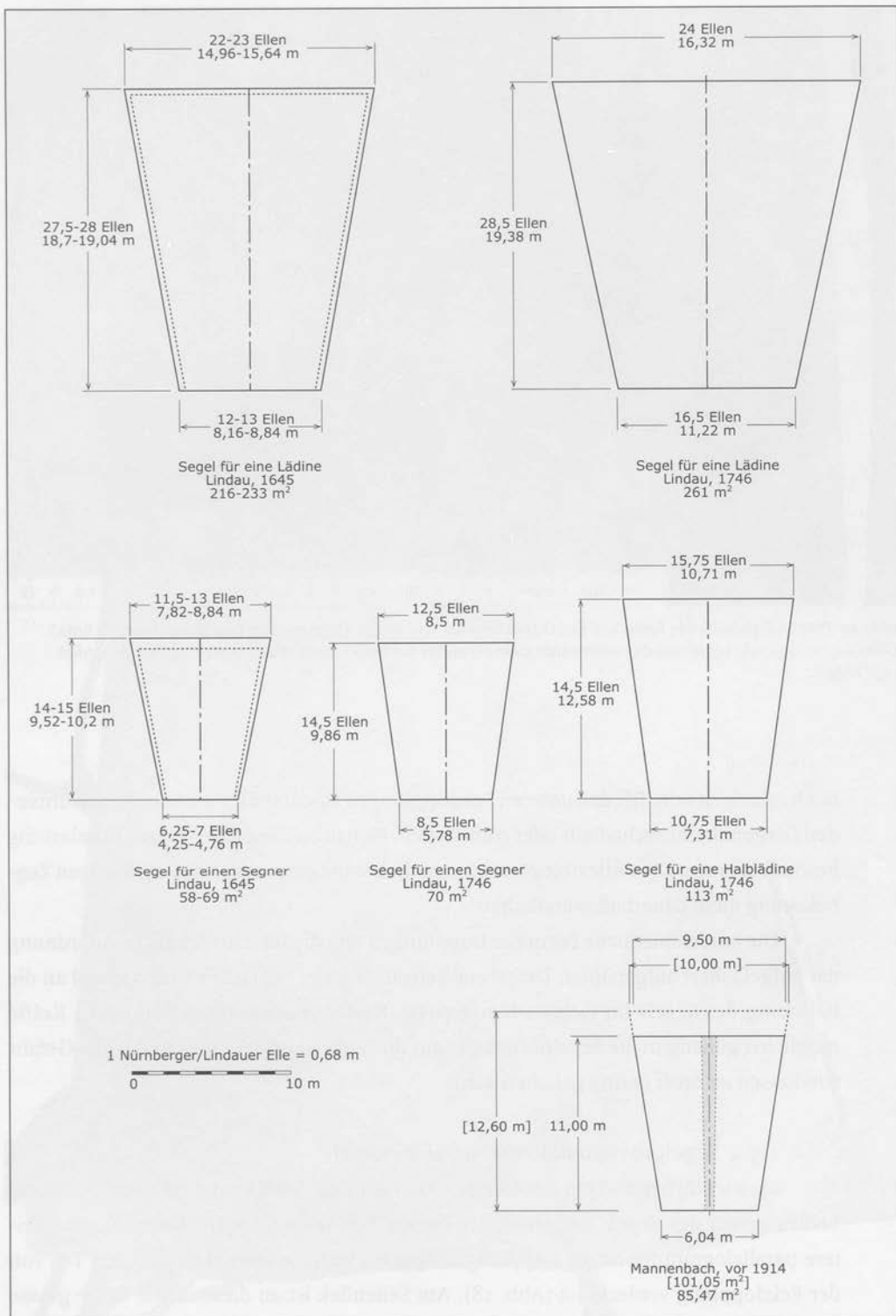


Abb. 20 Das Segel aus Mannenbach im Vergleich mit historisch überlieferten Lindauer Segelmaßen (alle Angaben nach Leidenfrost 1975)

unter 28½ Elle seyn muß, nimmt man 5 quart breit, leihen Tuch, davon jede Elle 24 fr. kostet; in Ansehung des Einschlagens im Rahen wird an der Breite des Segels herunter 1½ Elle gerechnet, unten und oben aber nichts; zu den Schildten ist man 15 Ellen obigen 5 quartigen Tuchs bedärfstig.

Ausrechnung des Segeltuchs

25 □ Ellen obere Breite		
17 " " " untere		
42		
2) 21 aquirte Breite		
28½ □ Ellen Länge		
168		
42		
10½		
598½		
18½ sind 15 Ellen 5 quartig		
617½ Ellen		
qt    qt    Ell	493(½) 48	à 24
5    4    - 617½	164 * 36	20
— 1	32 * 55 * 1½	4
Ellen 493½	fl 197 * 31 1½ heller	

Per das Schiff, inclusive der Thür, Rängen	fl	fr.
Trillen und Wellen ic. ic.	1600	--
p. Eisen in toto	220	--
p. Tisch, Bretter, Staaht i. e. Ruhzimmer ic.	200	--
p. Anker	30	--
p. 22 Ruder à 25 Bq	36	40
p. 25 Schalten à 1½ fl	37	30
p. Segeltuch	197	30
p. Zwilch	4	15
p. Faden	2	--
p. War	1	--
p. 60 Klafter Einnah und Regelschnür à 3 fr	3	--
p. 32 detti Drtschnür à 3 fr	1	36
p. die Ort Seil	5	30
p. Macherlohn, Trinkgeld, und Spesen vom Seil	18	--
p. die Ruthe	2	30
p. den Baum	15	--
p. 2, Drei Strich an Segel	14	45
p. 20 Klafter Worschiff Seil à 16 fr.	5	20
p. Baum Seil	5	24
p. Härin Seil in Baum	3	--
Mund		
p. Segel Seil 75		
p. Spann -- 50		
p. Schappel -- 50		
p. Leim -- 100		
p. Vorgang -- 61		
p. Ob den Krieg 467600 Pf. à 16 fr.	160	--
p. Sinnabhäng 60		
p. Trillen -- 40	p. diverse Spelen.	50
p. 2 Bloggen -- 48		
p. Regel -- 20		
p. Kamm Strich 30		
p. Graas -- 20		
	fl 2600	

per

q s

von

Abb. 21 Berechnung des Stoffbedarfs für ein Lädinensegel. Rechenaufgabe aus: Thomas Beuther, Arithmetische Lust-Garten bestehend in zehen mal sieben mal zwey immer grünenden Blumen vor Liebhaber der edlen Rechenkunst. Lindau: Georg Jacob Ostertag [Chronogramm: 1772] (Universitätsbibliothek Leipzig: PR 2067)

Für diesen Befund gibt es bisher nur eine schlüssige Erklärung. Das Segel muss ursprünglich gut 1,50 m länger gewesen sein. Aus unbekanntem Gründen ist es später von oben her verkürzt worden (Abb. 20, unten). Dabei sind sowohl die Eckdopplungen als auch die Dopplungen an den obersten grossen Schlaufen mitsamt den Schlaufen selbst tiefer gesetzt worden. Dies würde einmal die geringeren Abstände zwischen den beiden oberen grossen Schlaufen und dem Nocklegel erklären, sowie die unregelmässigeren Abstände der kleinen Schlaufen im oberen Bereich des Segels. Zum andern trifft sich der Befund mit der Tatsache, dass die oberen Eckdopplungen und die Dopplungen an den oberen grossen Schlaufen gänzlich neu aufgenäht sind. Die überwendlichen Nähte von Hand sind also in diesem Fall nicht auf Reparaturen aufgrund besonders grosser Belastung, sondern auf nachträgliche Umarbeitung des Segels zurückzuführen. Auch der Umschlag am Oberliek ist ja als einziger nicht mit der Maschine festgenäht.

Um ein Lädinensegel handelt es sich bei dem Segel von Mannenbach in keinem Fall. Dafür ist es viel zu klein. Im überlieferten Zustand liegt seine Grösse zwischen den Maßen, die im 17. und 18. Jahrhundert für Lindauer Segner- und Halblädinense-



gel angegeben werden. Berücksichtigt man jedoch den abgetrennten Streifen am Oberliek, ist die Länge eines Lindauer Halblädinensegels von 1746, nicht ganz jedoch seine Segelfläche erreicht (Abb. 20).<sup>35</sup> Für das frühe 19. Jahrhundert führt Johannes Leidenfrost an, dass sich durch die Einführung der bayerischen Elle (0,83 m) anstelle der vorher benutzten Lindauer/Nürnberger Elle (0,68 m) auf der Grundlage der Maßangaben von 1746 für die Segel eine Flächenvergrößerung von bis zu 49% ergeben habe. Verglichen mit diesen durch die Umstellung der Maßeinheit modifizierten Maßen entspräche das Mannenbacher Segel demjenigen eines kleineren Segners.

Die einzige bisher bekannte Quelle, die Aufschluss über Entwurf und Herstellung eines vorindustriellen Rahsegels am

Bodensee gibt, ist ein ausserordentlich seltenes Lindauer Rechenbuch von 1772 aus der Feder des Rechenmeisters Thomas Beuther. Unter den zahlreichen praktischen Rechenaufgaben findet sich auch die Kalkulation eines grossen Lindauer Lädinensegels mit der Berechnung des Stoffbedarfs und des Preises. Berücksichtigt wird dabei ein Einschlag an der Segelbreite von 1,5 Ellen sowie 15 Ellen »zu den Schildten«, womit wohl die unter den grossen Schlaufen aufgenähten Dopplungen gemeint sind. Verwendet werden soll »5 quart breit leinen Tuch«, also Segeltuch mit einer Webbreite von  $5/4$  oder 1,25 Ellen (0,85 m). Darüber hinaus werden noch alle Kosten für den Bau einer grossen Lädine zusammengestellt, einschliesslich Arbeitslöhnen insgesamt 2600 fl. Insbesondere die Takelage wird detailliert verzeichnet; die verwendete Fachterminologie bedarf hier noch weiterer Untersuchung (Abb. 21).<sup>36</sup>

Während für das 17. und 18. Jahrhundert konkrete Segelmaße aus der Reichsstadt Lindau überliefert sind, fehlen ähnlich aufschlussreiche Zeugnisse für das 19. Jahrhundert. Quellen zu Segelfabrikation und Segeltuchwebereien in der Bodenseeregion sind noch unbekannt. Damit würden sich möglicherweise diejenigen Fragen zur Segelherstellung beantworten lassen, die sich bei den Detailuntersuchungen am Rahsegel von Mannenbach ergeben haben oder offen geblieben sind.

Konstruktion und Bestandteile des Mannenbacher Segels können im Detail nicht verallgemeinert werden, wie schon ein Vergleich mit den wenigen erhaltenen Bildquellen zeigt. Nicht überall ist die umlaufende, durch kleine Schlaufen geführte Leine dargestellt,



Abb. 22 Eine der seltenen Photographien eines Lastsegelschiffs mit gesetztem Segel, um 1910 (Landesbildstelle Baden-Württemberg, Nr. 775)



Abb. 23 Darstellung eines Lastsegelschiffes, Lindau 1604. Ausschnitt vom Epitaph der Kaufmannsfamilie Deller. Deutlich zu erkennen sind Segel und Takelage mit den »Schnür«, die aufgeschossen von den Seitenlieken herabhängen. Die Rah wird von einem Rack mit Holzkugeln am Mast gehalten (Stadtmuseum Lindau, Haus zum Cavazzen)

wie etwa auf einer Vedute Überlingens von Johann Sebastian Dirr aus dem Jahr 1809 (Abb. 14). Das kleine trapezförmige Fischersegel von der Reichenau aus dem 20. Jahrhundert im Schiffahrtsmuseum Bremerhaven hat seitliche Schlaufen und Scothörner mit volutenförmig aufgenähten Litzen – vermutlich, weil der Umschlag an der Kante nicht sehr breit ist – und Eckdopplungen mit einer bogenförmig geschnittenen Innenkante auf der Segelfläche. Die Eckschlaufen werden hier aus dem Liektau gebildet.<sup>37</sup>

Andere Segel der gleichen Zeit sahen im Detail anders aus. In einem Fall scheint das Liektau aussen angenäht zu sein, die Schlaufen oder Legel sind aus dem Liektau gebildet, angehängt oder in das Liektau eingespleisst.<sup>38</sup> Deutlich ist zu erkennen, dass die oberen Eckdopplungen keine rechteckige, sondern eine trapezoide Form aufweisen und dass es an jedem Seitenliek nur jeweils zwei Schlaufen mit den zugehörigen Dopplungen gibt, an der Eckdopplung jedoch eine weitere Schlaufe angebracht ist (Abb. 22). Dieses Segel ist zudem verhältnismässig kurz, während das Segel eines Lastsegelschiffes aus Steinach auf Abb. 32 relativ lang ist. Die Gesamtlänge des Segels konnte offensichtlich bei den letzten Lastsegelschiffen – bei denen es sich hauptsächlich um Segner-Grössen gehandelt haben dürfte – stark variieren.

Die Unterschiede zwischen den einzelnen Segeln werden sich aber auf Einzelheiten beschränkt haben. Die ermittelte Grundkonstruktion des Segels von Mannenbach, mit der auch die charakteristische Trapezform erzeugt wurde, darf auf die vorindustriellen Rahsegel am Bodensee übertragen werden. Es waren althergebrachte, aber keines-



wegs »ganz und gar ungenügend[e]« Segel, wie die »Schwäbische Kronik« 1889 konstatierte. Für die traditionelle Segelschiffahrt erfüllten die trapezförmigen Rahsegel ihren Zweck, wie nun zu zeigen sein wird.

### 3 SEGELTECHNIK UND SEEMANNSCHAFT

Die Hauptaufgabe der Lastsegelschiffe war der Transport von Gütern, das Segel war nicht mehr als eines von vielen Mitteln zum Zweck des Vorankommens auf dem See. Diese Verschiebung in der Perspektive muss dazu führen, den Fahrtbetrieb nicht in erster Linie vom Segel her zu interpretieren. Sie kann dazu beitragen, die Besegelung im Gesamtzusammenhang des Fahrtbetriebs besser zu verstehen und einzuordnen. Abschliessend soll daher der seglerische Kontext, in dem das historische Segel aus Mannenbach gesehen werden muss, begrifflich und technisch umrissen werden.

#### 3.1 DAS LASTSEGELSCHIFF: EINE KURZE BEGRIFFLICHE ANNÄHERUNG

Merkmale technischer Geräte spiegeln sich oft in ihren Benennungen wieder. So versuchen die Begriffe *Lastschiff*, *Lastsegelschiff*, *Segelboot* oder *Segelschiff* jeweils mit etwas anderem Akzent der Grösse, der Funktionalität und der Antriebstechnik bestimmter Wasserfahrzeuge gerecht zu werden. Jeder Begriff hat jedoch eine spezifische Unschärfe, die sich aus seiner Herkunft und der späteren Verwendung im jeweiligen historischen Kontext ergibt.<sup>39</sup>

Ein Segelschiff ist zunächst nichts anderes als ein kleineres oder grösseres Wasserfahrzeug, das mit einem Tuchstück oder Segel,<sup>40</sup> ein Ruderboot eines, das mithilfe von Rudern fortbewegt wird.

Sofern eine moderne Segeljolle bei Flaute gepaddelt oder gerudert werden muss, um ihr Ziel zu erreichen, wird sie deshalb noch nicht zu einem Ruderboot. Sie bleibt ein gerudertes Segelboot. Wir geben dem technischen Hauptmerkmal (Mast und Segel) eine Präferenz vor den temporär benutzten Rudern. Für historische Wasserfahrzeuge wird man diese Benennungspraxis wohl auch annehmen dürfen.

Interessanterweise bezieht sich die am Bodensee gebräuchliche Bezeichnung *Lädine*<sup>41</sup> auf Schiffe mit Ladung, also auf die Hauptfunktion des Lastentransportes. Die genaue Technik der Fortbewegung scheint semantisch nicht in dem Maße impliziert zu sein, wie sie es im Begriff *Segelschiff* ist. Der Begriff *Lastsegelschiff* ist die moderne Beschreibung eines hölzernen Segelschiffes auf dem Bodensee in vorindustrieller Zeit und historisch nicht belegt. Die damaligen Schiffsleuten sprachen im 16. Jahrhundert lakonisch von grossen und kleinen Schiffen, später auch von *Lädinen* und *Segnern*. Auch *Lastschiff* ist eine neuere Bezeichnung, die am Bodensee erst um 1900 mit der Motorisierung belegt ist.<sup>42</sup>

### 3.2 HISTORISCHE QUELLEN ZUM SEGELBETRIEB

Sind die Angaben zum Bau von Schiffen und ihren Segeln schon spärlich genug, so fehlen uns zeitgenössische, direkte Aussagen zu Windverhältnissen, Fahrtechnik und Segelbetrieb auf dem Bodensee fast völlig. Einige Bilder zeigen zwar Frachtschiffe in voller Fahrt mit geblähtem Segel und es gibt ein paar ausgesprochen dramatische Darstellungen, die den Kampf von Schiff und Besatzung mit Wind und Wellen thematisieren. Diese Momentaufnahmen reichen aber nicht aus, um die Dynamik der Fortbewegung von rahgetakelten Schiffen lebendig genug nachzuzeichnen. Bedauerlicherweise bestand bis ins 20. Jahrhundert hinein kein Bedürfnis, diese offenbar so selbstverständlichen Aspekte der Arbeits- und Alltagskultur schriftlich festzuhalten<sup>43</sup>.

Eine der seltenen authentischen Quellen dazu sind die auf wenigen Seiten schriftlich niedergelegten Erinnerungen des Schiffmeisters August Roth aus Kesswil,<sup>44</sup> der über einen sehr langen Zeitraum (von 1876 bis 1922) zunächst als junger Bursche auf dem besegelten Lastsegelschiff seines Vaters, später auf seinen eigenen Lastsegelschiffen den Bodensee befuhr und als Pionier die Umstellung vom Segel- zum Motorbetrieb maßgeblich mitgestaltete. Seine lebendige, bodenständige Sprache drückt die grossen Strapazen und Härten der »alten Zeit«, aber auch die Liebe zu Beruf und See mit schnörkelloser Klarheit aus. Den Ausführungen sind darüber hinaus viele sehr interessante Angaben zu Richtung, Stärke und Dauer der lokalen Winde wie der gefahrenen Kurse zu entnehmen. Wertvolle Angaben zu Fahrpraxis und Windverhältnissen auf dem See verdanken wir auch Eugen Stadelmann, der sich auf direkte mündliche Mitteilungen eines Schiffmeisters und zweier Schiffbauer in Hard stützt.<sup>45</sup> Interessante Fahrtbeschreibungen auf einer für den Zürichsee typischen *Lede* finden sich in den Aufzeichnungen von Hans Hasler,<sup>46</sup> der in seiner Kindheit noch den Schiffsverkehr mit *Handschiffen* (im Gegensatz zu den motorisierten Schiffen) erleben konnte. Hier bekommt man einen guten Eindruck, welche differenzierten Kenntnisse die alten Schiffeleute von den lokalen Windverhältnissen und den spezifischen segeltechnischen Problemen auf grösseren Voralpengewässern hatten. Einige dieser Beschreibungen können wir sehr gut für die Analyse der Segeleigenschaften rahgetakelter Lastsegelschiffe aufgreifen.

Dass sich anhand schiffbaulicher Merkmale eine Fülle von Aussagen zu fahrtechnischen Besonderheiten von Lastsegelschiffen indirekt erschliessen, errechnen und rekonstruieren lassen, hat Johannes Leidenfrost gezeigt.<sup>47</sup> Seine präzisen und weitreichenden Ergebnisse können wir hier nur um einige wenige Überlegungen zur spezifischen Segeltechnik mit Rahseglern und um Ausführungen zu einigen reviertypischen Eigenheiten des Bodensees ergänzen.

Es gab im 19. Jahrhundert tatsächlich konkrete Projekte, den skeptischen Schiffeleuten vom Bodensee Schiffe mit besserer Besegelung schmackhaft zu machen. Die Frage, was einer scheinbar sinnvollen technischen »Entwicklungshilfe«, wie sie 1889 in der Schwäbischen *Kronik* gefordert wurde,<sup>48</sup> entgegenstand, können wir heute nur weitgehend spekulativ beantworten, auch wenn nach dem Schiffsfund vom Kippenhorn bei Immen-

staad einige Grundzüge früher technischer Wandlungen im Schiffbau und dem Schiffsbetrieb am Bodensee klarer hervortreten scheinen.<sup>49</sup> Von Versuchen eines Engländers, mehrere grössere Segelschiffe »nach Art eines Schooners« auf dem Bodensee einzuführen, berichtet der eingangs erwähnte Friedrichshafener Pfarrer Hermann Reuchlin 1842.<sup>50</sup> Aufschlussreich sind seine Anmerkungen, dass Bodenseeschiffer die Manövrierfähigkeit (»gutes Lavieren«) und die Sturmtauglichkeit des fremden Schiffstyps sehr wohl zu würdigen wussten und anerkannten, dass sich die seeschiffartigen Fahrzeuge offenbar eigneten, von Dampfschiffen in Schlepp genommen zu werden, sich aber nur mühsam von einem Ruderboot bugsieren lassen würden. Diese mangelnde Drehfreudigkeit spricht für die hohe Kurstreue von kielgebauten Schiffen, die sich in der Tat gegenüber flachbodigen Schiffen ungern auf engstem Raum bugsieren lassen. Dafür zeigten sie sich in Manöversituationen aus der Fahrt heraus aber sehr spurtreu und wendig, weil sie nicht einfach zur Seite drifteten. Da die neuen Schiffe ausserdem hohe Bordwände hatten und schwer zu beladen waren, bildeten sie nach Ansicht der Schifflleute schon aus diesem Grund keine ernsthafte Konkurrenz zu den niederbordigen Schiffen »alten Styls«. Allerdings, so fügt Reuchlin wehmütig hinzu, habe der Bodensee durch die vielen Dampfschiffe ohne Zweifel »an malerischer Schönheit« verloren. Fortschrittsgläubig hoffte er, dass eine verbesserte Segelschiffahrt mit Schiffen neuen Typs den See wieder beleben könne.

### 3.3 SCHIFFE MIT UND OHNE SEGEL

Welche Schiffe führten überhaupt Segel und welche nicht? Neben vielen kleinen Schiffstypen für Transport und Fischerei war das Leben auf dem Bodensee, wie es die Bildquellen des 15.–19. Jahrhunderts vermitteln, geprägt durch besegelte, meist in der Schiffsmitte üppig beladene Schiffe ganz unterschiedlicher Grösse. Über die Bildquellen gelangt man zu drei grob abgrenzbaren Kategorien:

1.) Fischerboote und kleinere Boote für den Lastentransport bis zu einer kritischen Grösse hatten weder Mast noch Segel. Es leuchtet ein, dass sich ein voll beladener kleiner Kahn trotz beschränkter Steh- und Sitzflächen durch rudern oder staken noch einigermaßen gut von der Stelle bewegen lässt und vielleicht nur ufernah im Nahverkehr eingesetzt wurde. Ein grösseres doppelt so langes Schiff, also mit etwa dem vierfachen an Volumen und Last mit der gleichen Zahl an Ruderern, dürfte deutlich grössere fahrtechnische Probleme gehabt haben. Vielfach hat es sich bei den Ruderbooten um sogenannte *Lauen* gehandelt, die zum Überschlagen von Ladung von einem Schiff zum anderen dienten, dem Beliefern von Lastsegelschiffen mit letzter Fracht, wenn sie zur vollen Ausnutzung der Ladefähigkeit bereits in tieferem Wasser lagen.<sup>51</sup>

2.) Grössere Lastsegelschiffe brauchten für den Warenferntransport fast zwingend ein Segel als zusätzliche Antriebsmöglichkeit, da ihnen der Platz für ausreichend viele Ruderer in der Schiffsmitte fehlte.

3.) Die schnellen geruderten »Jagschiffe« verzichteten auf Mast und Segel trotz grundsätzlich ähnlicher Machart und Abmessungen wie die Lastsegelschiffe.



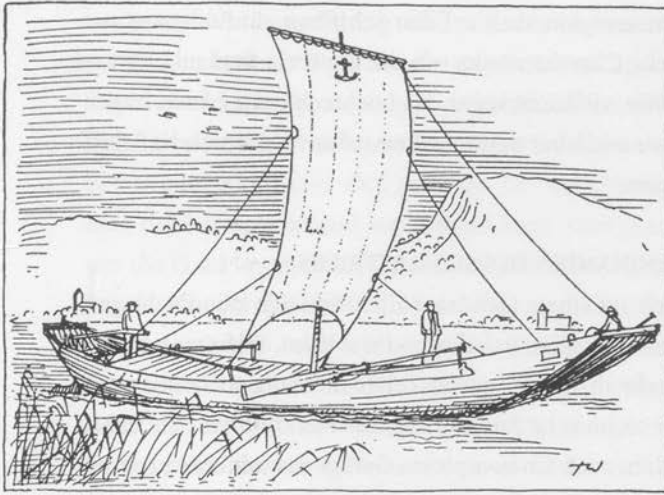


Abb. 24 Lastsegelschiff auf dem Zürichsee, 20. Jahrhundert.  
Zeichnung von Hans Witzig (aus Hasler 1936)

Die Einrichtung von Mast und Segel war damit wohl nicht nur mit der Grösse des Gewässers und der Überwindung weiter Strecken eng gekoppelt, sondern auch mit der Schiffsgrosse selbst und hoher Zuladung. Die »Jag-schiffe« erfüllten obrigkeitliche oder militärische Aufgaben und mussten schnell und wendig sein. Sie nutzten Ruderer statt des unzuverlässigen Windes. Auf kleinen Booten für den Nahverkehr wurde

zusätzliche Antriebsenergie weniger benötigt.

Auffallend ist generell eines: das reine Segelschiff für den Lastentransport auf dem Bodensee hat es offenbar nicht gegeben. Die Bildquellen zeigen, dass fast immer Ruderer tätig waren, auch unter »vollem Tuch«. Diese Beobachtung deckt sich, wie wir noch sehen werden, gut mit der Analyse lokaler Windverhältnisse und mit Dokumenten rahgetakelter Segelschiffe aus anderen Teilen der Welt, die in anderen Gewässerlandschaften doch unter ähnlichen Transportbedingungen in Betrieb sind.<sup>52</sup>

Für ein erweitertes Verständnis des Betriebs von rahgetakelten Lastsegelschiffen könnte es lohnend sein, Schiffbautraditionen an anderen grossen Seen rings um die Alpen genauer nachzugehen. Erstaunlich grosse Ähnlichkeiten zur Handhabung der Bodenseeschiffe und ihrer Rahtakelung weisen die ebenfalls flachbodigen Lastsegelschiffe des Zürichsees (»Leden«) und der oberitalienischen Seen auf, wie dem Lago d'Iseo, vor allem aber dem Comer See (Abb. 24, 25).<sup>53</sup> Möglicherweise haben sich über das Alpen-

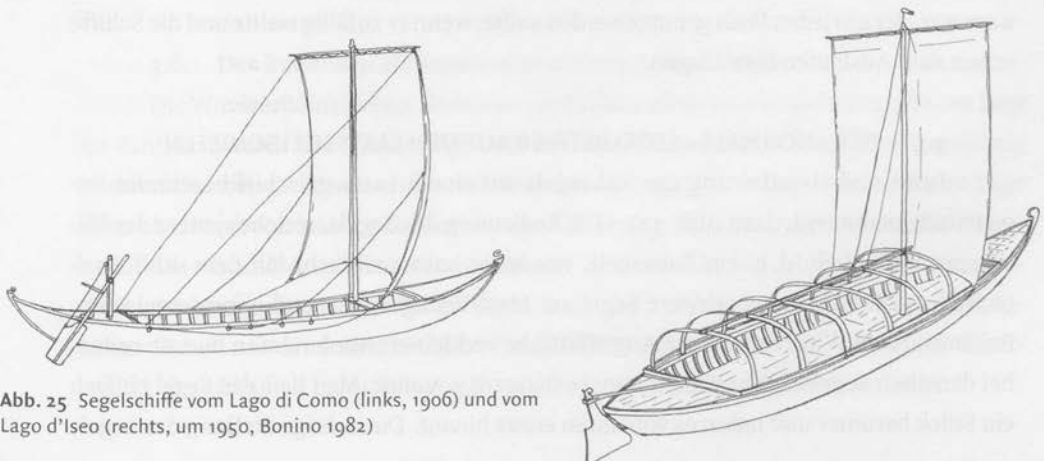


Abb. 25 Segelschiffe vom Lago di Como (links, 1906) und vom Lago d'Iseo (rechts, um 1950, Bonino 1982)

rheintal Einflüsse aus der Mittelmeerregion auch auf den Schiffbau am Bodensee ausgewirkt. Einige schiffbautechnische Charakteristika wie die kraweele Beplankung und das Seitenruder der Bodenseeschiffe, vielleicht sogar das hochrechteckige bzw. trapezförmige Rahsegel könnten so besser erklärbar werden, ohne auf nordeuropäische Schiffbautraditionen verweisen zu müssen.<sup>54</sup>

### 3.4 ALLGEMEINE DETERMINANTEN DES SEGELBETRIEBS

Leider lässt sich Segelbetrieb auf einem Gewässer allein von den Windbedingungen her nicht erklären, obwohl das doch allzu naheliegend erscheint. Sieht man einmal vom modernen Freizeit-Bootsverkehr ab, haben zu allen Zeiten nicht nur vorherrschende Windrichtungen und -stärken die technische Ausstattung, die Funktion und die Fahrtziele von Schiffen bestimmt, sondern auch ein komplexes Gefüge von oft konkurrierenden wirtschaftlichen, rechtlich-politischen, infrastrukturellen und verkehrstechnischen Faktoren, von Schiffbautraditionen und Reviereigenheiten.

Betrachtet man das Verkehrsaufkommen auf dem Bodensee, gab es Zonen ausgesprochen reger Schifffahrt, vor allem im südöstlichen Seebereich der Bregenzer Bucht, wo sich die wichtigen Umschlagplätze Lindau und Bregenz und Schweizer Bestimmungshäfen für den schwäbischen Getreideexport befanden.<sup>55</sup> Nicht allein die günstigen Winde der nahen Alpen bestimmten die Handelsschifffahrt, sondern auch traditionsreiche Schiffbauplätze wie Hard mit der Verfügbarkeit des wichtigen Rohstoffes Bauholz aus dem nahen Bregenzer Wald oder wichtige Handels Güter, wie Salz, Wein, Sandstein und Rebstecken. Die Festsetzung des Markttages in vielen Bodenseestädten im 18. Jahrhundert auf den Mittwoch war eine ordnungspolitische Massnahme, die einen direkten Einfluss auf die Segelschifffahrt hatte. Wohl um die Abfuhr der eingekauften Kornfrucht über den See besser kontrollieren zu können, durften solche Transporte nur am Mittwoch erfolgen, bei besonders ungünstigem Wetter ausnahmsweise auch am Donnerstag.<sup>56</sup>

Der Wind war alles andere als verlässlich. Er schien den Transport zu Wasser oft mehr zu behindern als zu begünstigen. Streitereien um verbotene Sonntags- und Nachtfahrten belegen eindrücklich, dass günstiger Wind am Bodensee zu allen Zeiten Mangelware war, der um jeden Preis genutzt werden sollte, wenn er zufällig wehte und die Schiffe schon zum Auslaufen bereit lagen.

### 3.5 DER »NORMALE« SEGELBETRIEB AUF DEN LASTSEGELSCHIFFEN

Fahrt und Handhabung des Rahsegels auf einem Lastsegelschiff beschreibt Eugen Stadelmann (vgl. dazu Abb. 32): »Die Bedienung des Segels, welches jenem der Wikingerschiffe glich [d. h. ein Rahsegel], war nicht immer einfach. Mit dem ›Rollosoak (= Rollenseil) wurde das schwere Segel am Mast hochgezogen und heruntergelassen. Bei zu starkem Wind musste die Angriffsfläche verkleinert werden, man musste reffen, bei den alten Segelschiffleuten ›hängo (= hängen) genannt. Man ließ das Segel einfach ein Stück herunter und nahm es von unten etwas hinauf. Die richtige Stellung des Segels

zur besten Windausnutzung wurde durch entsprechende Seilzüge getätigt. Vom rechten und linken äußeren Ende der ›Seagruot‹ liefen Zugseile, ›Glogga‹ (= Glocken) genannt, zum Steuerrängen herunter und zwischen diesen und dem Maste hingen die ›Biglogga‹ (= Beiglocken). Die beiden unteren Zipfel des Segels wurden je nach ihrer windbedingten Befestigung ›Fuß‹ und ›Ort‹ genannt. Der ›Fuß‹ war jeweils fest angebunden, während man das bewegliche und verstellbare Ende ›Ort‹ nannte. Eine Fahrtrichtungsänderung um 180 Grad im gleichen Winde erreichte man durch das ›umbindo‹ (= umbinden) des Segels, also durch den Wechsel von ›Fuß‹ und ›Ort‹. An den Seitenrändern des Segels waren in Abständen noch beidseitig drei ›Schnür‹ befestigt, um notfalls durch Halten oder Befestigen derselben das Flattern des Segels zu verhindern. Die Richtungsänderungen des fahrenden Schiffes wurden mit der ›Tür‹, dem Steuerruder, durchgeführt. Die Steuerkommandos lauteten seit eh und je ›a-se!‹ und ›vu-se!‹. Für einen Linkskurs zog man den ›Türarm‹ (Handhabe des Steuerruders) an sich und für einen Rechtskurs stieß man ihn von sich, daher ›a-se‹ und ›vu-se.<sup>57</sup>

### 3.6 SEGELPRAXIS: GUTE SEGLER, SCHLECHTE SEGLER?

Als Untersuchungsansatz kann es manchmal hilfreich sein, aus der Sicht weiter entwickelter Techniken einen Blick zurück auf die Funktionalität alter Geräte zu werfen, um im Kontrast, gewissermassen »neu gegen alt«, wichtige Charakteristika schärfer herausarbeiten zu können.

Es wäre unsinnig, eine Segeljolle mit einem Lastsegelschiff des Bodensees zu vergleichen. Trotzdem können Segel Eigenschaften im Licht allgemein geltender segeltheoretischer Gesetzmässigkeiten analysiert werden, um dann in einem weiteren Schritt zu untersuchen, ob das Fahrzeug seinem jeweiligen Zweck und anderen konstitutiven Betriebsbedingungen optimal angepasst ist oder nicht. In einem solch weiter gespannten Sinn gibt es per se keine guten oder schlechte Segler, sondern nur besser oder schlechter ihrem Zweck entsprechende Fahrzeuge.

Es gibt drei Faktoren, die bestimmend für das Fortkommen unter Segeln sind: das Revier, die Boots- oder Schiffsform und die Besegelung.

#### 3.6.1 Der Bodensee als Segelrevier mit speziellem Tücken

Die Windverhältnisse am Bodensee sind alles andere als übersichtlich. Der See liegt im Einflussbereich des Tiefdruckgürtels der nördlichen Erdhalbkugel mit ganzjährig vorherrschenden Gradientwinden aus West bis Südwest.<sup>58</sup> Diese grossklimatische Lage kann aber stark von lokalen Luftströmungen überprägt sein, die durch Alpennähe (Berg- und Talwind) und dem Wechsel von Wasser- und Landflächen bestimmt ist. Geomorphologisch liegt einem eher kleinteiligen Relief im Westen ein grossflächiger strukturierter Ostteil mit der dominierenden Wasserfläche des Obersees gegenüber; ein Unterschied, der sich auch im Aufbau jeweils spezieller thermischer Differenzen zeigt.

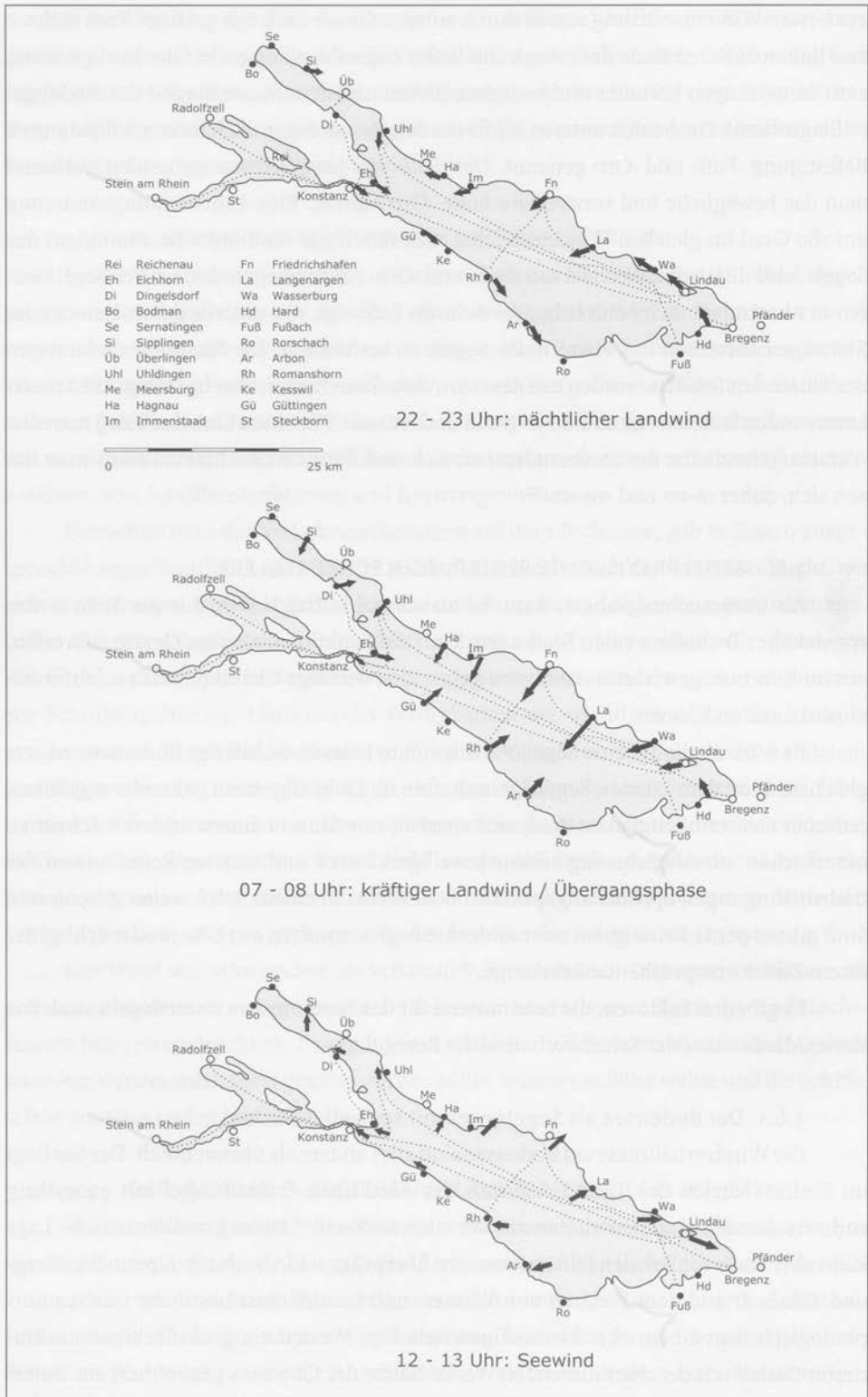


Abb. 26 Synoptische Darstellung der Transportrouten und der Land-See-Windvektoren am Überlinger- und Obersee (verändert nach Huss / Stranz 1970)



Abb. 27 Ein Lastsegelschiff erreicht bei Weststurm den rettenden Meersburger Hafen (Ausschnitt). Anonym, um 1850 (Stadtmuseum Überlingen)

Der Obersee lässt sich vom Landschaftscharakter her nochmals in drei gut unterscheidbare Teile gliedern, die jeweils andere Windströmungsbilder haben: den fjordartig langgestreckten Überlinger See, den Obersee bis Altrhein-Wasserburg und die Bregenzer Bucht mit der Rheinmündung.<sup>59</sup>

Während sich am Obersee in den Monaten höherer Strahlungsintensität (etwa von April bis September) durch den auf 18–20°C aufgewärmten See und die Abstrahlung (nachts) bzw. Aufheizung (tagsüber) der umgebenden Landfläche ein nachhaltiges Land-Seewind-System oft über mehrere Wochen aufbauen kann, bleiben die westlichen Seeteile einschliesslich des Überlinger Sees mit seinen relativ steilen, waldreichen Ufern davon weniger stark berührt und bilden lokaltypische eigene Thermik (Abb. 26).

Selbst am scheinbar eintönigen Obersee, der uns hier als Schifffahrtsrevier hauptsächlich interessieren soll, differieren die Windverhältnisse am Nordufer deutlich von denen auf schweizerischer Südseite, ein Phänomen, das Hermann Reuchlin bereits 1842<sup>60</sup> als periodischen Wechsel von »Wetterwind« (Seewind, von 9 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags) und »kaltem Föhn« (Landwinden, abends bis zum nächsten Morgen) vermerkt, Bezeichnungen, die in alten Dokumenten immer wieder auftauchen.<sup>61</sup> Der »Wetterwind« gestalte sich in Friedrichshafen nahezu als Westwind, an der thurgauischen Küste als Ostwind.



Das Land-Seewind-System am Obersee kann sich mit bemerkenswerter Ausdauer über einen längeren Zeitraum halten. In den Monaten Mai und August, mit ihrer Häufung von ruhigen, sonnigen Tagen, kann die Anzahl an Windtagen sogar 30 % bis manchmal 50 % betragen, wesentlich mehr, als im Vergleich die Ostsee mit nur ca. 16 %.<sup>62</sup>

Die Tagesperiodik dieser lokalen Thermik ist etwas ungleich. Vom Abend (im Sommer etwa 19 Uhr) bis zum nächsten Vormittag streicht am Nordufer aus dem Hinterland der kühle N bis NO-Landwind die ganze Nacht hindurch für ca. 12–13 Stunden auf den See. Dann folgt oft eine kleine Windstille, bis sich der Seewind für 10–11 Stunden aus SW am späten Vormittag in Gegenrichtung langsam aufbaut und seine volle Stärke in den frühen Nachmittagsstunden entfaltet, wenn die Sonne das Ufer bereits relativ stark aufgeheizt hat.<sup>63</sup>

Am Südufer spielt sich von den Windrichtungen her gesehen fast das Gegenteil ab, da durch die nahezu parallele Ausrichtung der Bodenseeufers der Landwind eher von Südwesten kommt, während der mittägliche Seewind von der Seemitte, also von Nordost nach Südwest weht. Die Winde des Südufers sind wohl vor allem wegen der ungünstigeren Exposition zur Sonne insgesamt schwächer ausgeprägt (Nordhanglagen der Schweizer Hügel).

Der vom stärker ausgekühlten Nordufer kommende recht frische Landwind dringt nicht selten über die Seemitte hinaus nach Süden, bis er auf die Gegenströmung aus der Schweiz trifft.<sup>64</sup> Diese Verhältnisse bringen aber auch eine Tücke mit sich, die Seglern zu schaffen machen kann. Etwa in Seemitte bildet sich auf schwankend grosser Breite eine Strömungskonvergenz, in der sich die beiden grossen Konvektionszellen begegnen und in der die entgegenkommenden oder abfliessenden Luftmassen zum Ausgleich in ihren Rückstrom nach oben ziehen (bei Landwind) oder aus grösserer Höhe herabströmen (bei Seewind), um die Strömungskreisläufe in Schwung zu halten. Ist zum Beispiel der NO schwächer ausgeprägt, tun Segler gut daran, in Ufernähe zu bleiben, um nicht in die Kalmen der Seemitte zu geraten. Für Rahsegler, die Konstanz anfahren und damit die Seelängsachse überqueren mussten, konnte das zu einem Problem werden.

Der für sommerliche Hochdruckwetterlagen so charakteristisch auftretende Windwechsel darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass besonders direkt unter einer gradientschwachen Hochdruckzelle auch heute noch so manche Segelregatta mit frischer Morgenbrise hoffnungsfroh beginnt, am Mittag aber vollkommen zum Erliegen kommt und in brütender Hitze vor sich hin dümpelt, bis wieder leichte Abendthermik einsetzt.

Für die Gegend von Konstanz gilt, dass der Landwind nachts von NW her aus dem Konstanzer Trichter auf die Seefläche nach Ost-Südosten weht, der Seewind tagsüber in die Bucht hinein, recht günstige Verhältnisse also gerade für rahgetakelte Lastsegelschiffe, Konstanz jeweils anzulaufen und zu verlassen.

In der Bregenzer Bucht bildet sich in den Sommermonaten ein relativ übersichtlicher täglicher Windwechsel. Nachts und in den frühen Morgenstunden dominiert Talwind aus dem Rheintal aus südsüdöstlicher Richtung, der bis nach Lindau streicht. Eher

aus Osten kommt kühler Hangabwind von den Flanken des Pfändermassivs (»Pfänderwind« in Bregenz) auf die Seefläche herunter. Nach Abflauen dieser Bergwinde am Vormittag beginnen die Seewinde, am Südufer aus Richtung NW, während sie am Nordufer bei Lindau durch Überlagerung mit Hangaufwinden senkrecht zum Pfänder aus SW eher auf West drehen.

Eine für die Schifffahrt besonders bedrohliche Lage stellt sich in diesem Bereich ein, wenn sich auf der Vorderseite eines Tiefdruckgebietes Rheintalföhn entwickelt und sich mit sehr böigem, starkem Westwind ein chaotisches Wellenmuster in der Bucht aufbaut. Der relativ seltene, aber dafür oft unerbittlich stark und überraschend einfallende Föhn in diesem Bereich war das Schreckgespenst aller Schiffer, die sich auf der offenen Seefläche befanden. Reuchlin<sup>65</sup> beschreibt anschaulich und spannend den starken Föhnsturm des Jahres 1839. Dieser türmte bedrohlich hohe Wellen auf (»wohl 12 und 20 Fuß«), Treibholz wurde mit zerstörerischer Gewalt von Bregenz gegen Lindau getrieben, mit ungeheuren Kräften wurden Holzbalken eines Dammes gegen die Stadtmauer von Langenargen geschleudert, Land wurde abgetragen, Schiffe mit Vieh und Thurgauer Händlern an Land geworfen, die Menschen am Ufer gerieten in Todesangst.

Die alten Schifffleute sagten: »et Pfä [sc. der Föhn] sucht den Westerwind, und dieser muss sie [sc. die Schiffer] heimführen, und dann kommt's darauf an, wer von beiden stärker ist [...]. Der ihn [sc. den Föhn] zurückdrängende Nordwest ist sehr empfindlich kalt, und bringt meist anhaltenden Regen.«<sup>66</sup> Damit ist sehr gut die bekannte meteorologische Beobachtung beschrieben, dass der Föhn als alpiner, sich relativ stark erwärmender Fallwind von einem örtlichen Tiefdruckgebiet über den Bergkamm hinweg angesaugt und dann durch die Kaltfront der durchziehenden Zyklone mit ihrem typischen Landregen von Nordwesten her wieder verdrängt wird.

Wetterbeobachtungen an vielen Stationen rund um den See zeigen folgende langjährige Phänomene:<sup>67</sup>

- Die mittleren Windgeschwindigkeiten über das Jahr sind insgesamt relativ niedrig, im Westteil mit ca. 2 m/s, im Ostteil mit 3 m/s.
- Seewind stärkerer Ausprägung hat im Mittel 3–4 m/s (= 10–15 km/h; ca. 3 Beaufort [BF]), der Landwind ist stets etwas schwächer mit durchschnittlich 2–3 m/s (= 7–10 km/h; ca. 2 BF)
- In Gewittern oder zu Zeiten konstant stärkerer Westwinde (Frühjahr, Herbst), kann es, vor allem über der offenen Fläche des Obersees, mitunter zu hohen Windgeschwindigkeiten kommen (6–8 BF; ca. 10–20 m/s.), in plötzlichen Böen mit Spitzengeschwindigkeiten bis Orkanstärke (> 100 km/h; > 10 BF)
- Der Föhn als plötzlicher Fallwind aus den Alpen ist vergleichsweise selten und kann im Südostteil des Bodensees mit grosser Kraft einfallen, bricht dann aber meist schon auf Höhe Kressbronn rasch zusammen, fächert über der Weite des Obersees auf und erreicht in letzten Ausläufern nur selten die Höhe von Meersburg bis Überlingen.

Im Winter, insbesondere in der Zeit von November bis Januar, prägt sich eine ganz spezielle Situation aus. Wenn der See noch grosse Wärmemengen speichert und das Temperaturgefälle See-Land stabil bleibt, kann bei ungestört ruhiger Wetterlage manchmal tagelang vom ausgekühlten Umland her ein beständiger Landwind von »monsunartigem Charakter« zur Seemitte hin wehen.<sup>68</sup>

Zu den Windverhältnissen des Bodensees lässt sich also aus seglerischer Sicht zusammenfassen:

- Der Bodensee ist ein typisches Schwachwindrevier mit überwiegend leichten bis mittleren Windstärken von maximal 3 BF
- Tagesthermik entwickelt sich an sonnigen Tagen recht verlässlich über dem Obersee, macht aber maximal 10–20 Tage in Sommermonaten aus
- Die Seemitte als eine Konvergenzzone ist von Windstillen gekennzeichnet und kann damit für Segler zum heimtückischen Windloch werden
- Stürmische Winde mit Geschwindigkeiten bis Orkanstärke (BF 10; ca. 100 km/h) können aus grossklimatisch bedingten Tiefdruckzyklonen, aus sehr rasch und plötzlich über dem Wasser aufziehenden Gewittern oder dem alpinen Föhn entstehen
- Im Winter kann sich durch stabile Temperaturgradienten mitunter tagelang konstanter leichter Landwind einstellen
- Föhnsturm ist relativ selten, kann aber sehr rasch auftreten, den Ostteil des Sees mit grosser Wucht überqueren und die Schifffahrt zu einer lebensgefährlichen Angelegenheit machen.

Wie mögen nun die Schiffsleute diese Situation mit ihren Rahsegeln und Lastsegelschiffen genutzt haben? Eugen Stadelmann macht hierzu folgende Angaben:<sup>69</sup> Zur Abfahrt von der Harder Stede nach Westen wurde bereits um ein Uhr nachts mit voll beladenen Schiffen auf Vor-Wind-Kurs der ablandige Bergföhn aus Osten genutzt. Bei günstigem Ostwind (vermutlich war hier der sommerliche frühe Landwind gemeint), konnte Konstanz in 5–6 Stunden erreicht werden, bei »Lüsch« (Flaute) überwand man die Strecke von ca. 45 km mit Rudern und Staken erst binnen drei Tagen! Zur Rückfahrt nach Hard nutzte man den kräftigeren Westwind (wahrscheinlich Seewind) ebenfalls auf Backstakgkurs und war bei sehr günstigen Bedingungen in 3 Stunden zurück im Heimathafen.

Johannes Leidenfrost beurteilte in Zusammenhang mit Schiffsdaten<sup>70</sup> die mittleren Geschwindigkeiten der Segner von ca. 8 km/h bzw. 14 km/h als realistische Werte. Die Rudergeschwindigkeit betrug demgegenüber im Mittel magere 1,5 km/h, wenn man etwa 10 Stunden pro (Sommer-)Tag zugrundelegt. Das würde etwa einer Gehgeschwindigkeit entsprechen, bei der man statt eines Schrittes immer nur einen Fuss genau vor den anderen setzt!

Gebhard Niederer notiert Berichte von Schiffen, in denen die willkommene Gelegenheit zur schnellen Überfahrt mit Steinfracht »in den Überlinger See zu Zeiten des regelmässigen Ostwindes, von dem jeder wusste, dass er entweder einmal, zweimal, oder

unter Umständen gar dreimal drei Tage wehte«, sehr begrüsst wurde. Die Schiffleute ruderten »am Vormittag vom Rhein gegen Wasserburg hinüber, um dann zu Mittag, wenn der Oster heranbrauste, das Segel hochzuziehen und scharf am Winde liegend in schäumender Fahrt, wie fliegende Möwen zu mehreren hintereinander, Uhldingen, Überlingen oder einen anderen Ort zu erreichen. Dort wurde eiligst ausgeladen und womöglich in der Nacht der gleiche Wind zur Heimfahrt eingespannt. Vielleicht gelang es, am Vormittag noch zur Schlussetappe den »Wetterwind« (aus Nordwest) zu benützen, der in Ostwindzeiten ebenfalls recht kräftig ist [...]«.«<sup>71</sup>

Unschwer ist aus dieser Schilderung der sommerliche Wechsel von Land- und Seewind zu erkennen, den die wetterkundigen Schiffer für Hin- und Rückfahrten geschickt zu nutzen wussten. Der Kurs von Wasserburg Richtung Überlingen ist bei Ostwind allerdings keineswegs, wie der Text suggeriert, ein Kurs scharf (also hart?) am Wind, sondern ein Raumschot-, bei NO bis NNO (was für die beschriebene Hochdruckwetterlage wahrscheinlicher ist und die Rückfahrt mit gleichem Wind erklären würde) allenfalls ein Halb-Wind-Kurs, der das Schiff auf relativ hohe Geschwindigkeit, aber auch leicht ins Krängen brachte. Mit der Fahrtwindkomponente resultiert daraus natürlich ein stärker vorlich einfallender scheinbarer Wind, der im Zusammenspiel mit den schräg entgegenkommenden Windwellen das Gefühl erzeugt, ungewöhnlich hart am Wind und sehr schnell zu segeln. Der Nordwestwind trieb die Schiffe dann parallel zum Ufer sogar vollkommen mit achterlichem, allenfalls raum-achterlichem Wind heim. Zu Starkwindtagen notiert August Roth: »Wohl gab es auch andere Tage, wenn z. B. in Bodman heftiger Ostwind oder in Lindau oder in Bregenz Westwind herrschte. Da konnte man tagelang nicht ans Abfahren denken und hatte nichts zu tun als Schlafen, Essen und Trinken bis man genug hatte; aber das waren Ausnahmen.«<sup>72</sup>

Rechnet man die Werte der Windausbeute am See zusammen, kommt man nach einer groben Überschlagsrechnung auf Summen von etwa 100–150 guten Windtagen, also ca. 30%–40% Windhäufigkeit. Davon entfallen auf leichte bis mässige Westwinde und Land-Seewind-Tage je gleiche Teile (ca. 45–50 Tage), etwa 15–20 Tage zeigen Winter-Landwind und der grosse Rest entfällt auf winterliche bzw. hochsommerliche Flauten. Hinzu kommen sicher noch mal pro Monat im Mittel 5 ausgesprochene Leichtwindtage oder solche mit schwacher, wechselnder Tagesthermik, »Lüftchen«, die mit den hochgeschnittenen Segeln eben auch noch genutzt werden konnten.

Zieht man gefährlichen Starkwind mit über 5–6 BF aus West mit ca. 20 Tagen pro Jahr ab, verbleibt eine Windausbeute von maximal etwa 150–180 Tagen im Jahr mit akzeptablen Mittel- bis Leichtwinden. Das ist statistisch gesehen jeden zweiten bis dritten Tag nutzbarer Wind, der sich abzüglich der fast windstillen Wintermonate Januar und Februar auf ca. 10 Monate bzw. 300 Tage verteilt. Fahrtbeschränkungen wie Sonn- und Feiertage, andere Fahrhemmnisse und ungünstige Fahrtrouten sind für die gesamte Fahrbilanz allerdings dabei noch nicht berücksichtigt.

Dem von Lindau gen Konstanz aufbrechenden Schiff machte selbst leichter Westwind einen deutlichen Strich durch die Rechnung und in umgekehrter Richtung konnte kräftiger Landwind ebenfalls die Segelfahrt vereiteln, so schön er den von Friedrichshafen aus fahrenden Schiffen zupass kam. Der richtige Wind war sicher öfter gerade dann nicht zur Stelle, wenn Markttag war oder eine Fracht dringend befördert werden musste.

### 3.6.2 Die Bedienung des Segels und der gefahrene Kurs

Vergleicht man trapezförmige Bodensee-Segel mit senkrecht gesetzten Schratsegeln von Segeljollen oder Windsurfern, fallen trotz der grundsätzlichen Tatsache, dass für den Vortrieb ein »Tuch« im weitesten Sinne verwendet wird, mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten in Form, Funktion und Handhabung der Segel auf. Historisch gesehen haben sich solche Unterschiede auf den Weltmeeren durch alle Zeiten in einer breiten Palette unterschiedlichster Boots- und Besegelungstypen manifestiert, die nicht selten um die Vorherrschaft in punkto Fahr- und Transporteigenschaften konkurriert haben.<sup>73</sup>

Für das Verständnis und die Analyse segeldynamischer Eigenschaften der Bodenseeschiffe sei ein kleiner Exkurs in Gesetzmässigkeiten der Segeltheorie<sup>74</sup> gestattet: a) Kräfte von Wind und Wasser an Schiff und Segel; b) Form und Grösse der Segel; c) Manöver; sowie d) Stärke des Windes und Winddruck im Segel, der gefahrene Kurs.

#### a) Kräfte von Wind und Wasser am Schiffskörper

Zwei Hauptkräfte bestimmen Fahrt und Kurs (Abb. 28):<sup>75</sup>

- Eine *aerodynamische* Komponente, die im Segel angreift. Sie ist etwa der Segelfläche und dem Quadrat der Windgeschwindigkeit proportional d. h.: verdoppelt man die Segelfläche, wird die Kraft um den Faktor 2 grösser, verdoppelt sich die Windgeschwindigkeit, erhöht sich der Druck im Segel jedoch auf das vierfache (!)
- Eine *hydrodynamische* Gegenkraft, die auf das Unterwasserschiff (den Lateralplan) wirkt; sie ist etwa proportional zur Fläche des Unterwasserschiffs und zur Abtriftgeschwindigkeit bei Strömungsabriss am Bootsrumpf.

Das Windparallelogramm veranschaulicht die Vektoren des wahren (atmosphärischen) Windes, des Fahrtwindes und ihrer Resultierenden, des relativen Bordwindes (scheinbarer Wind). Dieser gefühlte Wind ist es, mit dem man fährt, er bestimmt die Stellung des Segels (den Anstellwinkel) und den gefahrenen Kurs.

Ein Wind von 4–5 BF vermittelt das Gefühl von 8 BF und die Segel sind Kräften dieser Windstärke ausgesetzt.



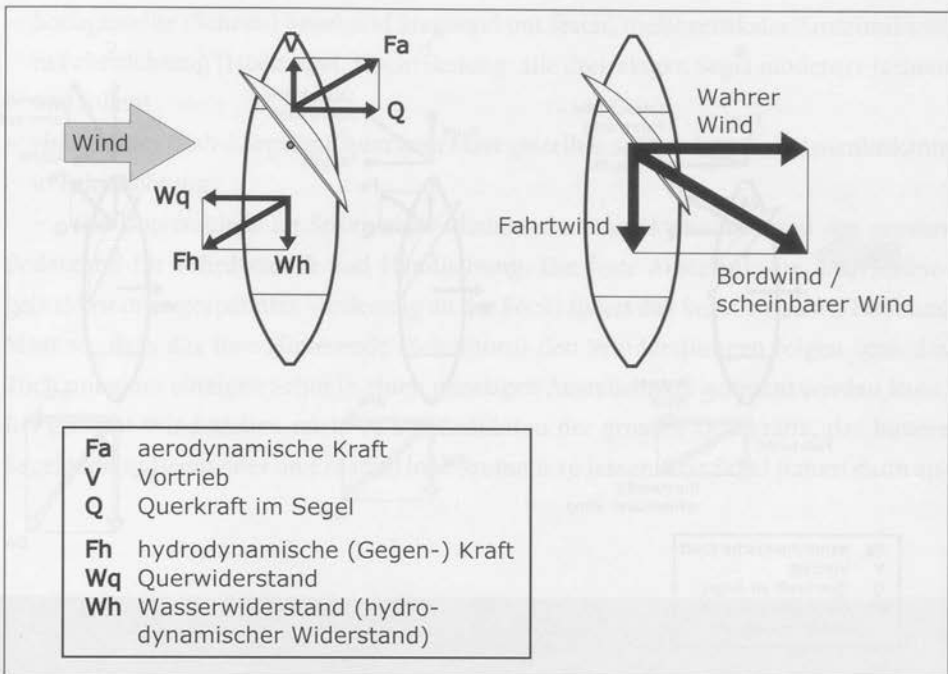


Abb. 28 Kräftevektoren an Rumpf und Segel

Betrachtet man die Verhältnisse an einem konkreten Beispiel, einem Schiff auf Halbwindkurs mit gesetztem Segel, bedeutet das:

- Solange das Schiff keine oder kaum Fahrt macht, kann der Wind von seiner wahren Richtung her grosse Querkräfte im Segel entfalten, das Boot krängt, eine hydrodynamische Gegenkraft wirkt dem Segeldruck am Kiel entgegen und bringt ein aufrichtendes Moment ins Spiel. Flachbodige Schiffe können dieser aerodynamischen Kraft wenig entgegensetzen und driften zum Ausgleich wie ein Korken nach Lee quer ab, je leichter sie sind (also z. B. ohne Last) und je weniger Fläche deshalb unter Wasser wirksam ist, desto mehr.
- Nimmt das Schiff Fahrt auf, verringert sich die aerodynamische Querkraft, die Vortriebskräfte im Segel steigen, der Wind fällt »vorlicher« ein (»scheinbarer Wind« als Resultierende aus wahren und Fahrtwind), die Strömung liegt dem Rumpf zunehmend laminar an und die Abtrift sinkt
- Bei voller Fahrt gleichen sich die Kräfte weitgehend aus und solange weder im Segel noch am Rumpf Strömungsabriss geschieht, fährt das Schiff kursstabil, was aber immer nur heisst: entlang einer Linie (tatsächliche Fahrtroute), die als Kompromiss irgendwo zwischen nie ganz verschwundener Abtrift und dem angepeilten Kurs liegt (Abb. 29).

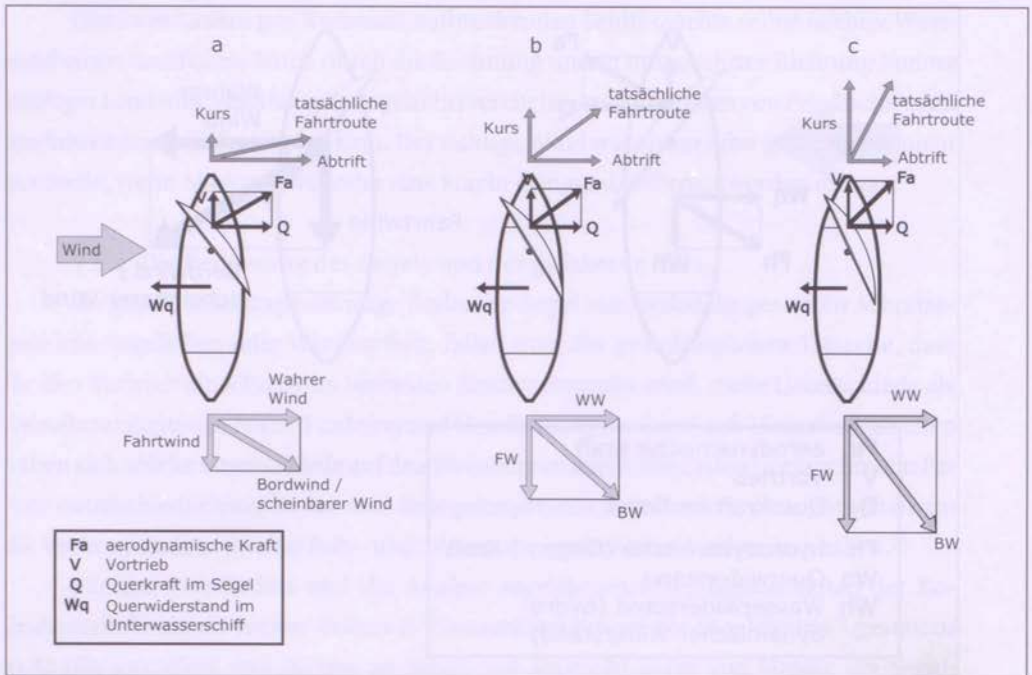


Abb. 29 a) kaum Fahrt; b) Fahraufnahme; c) volle Fahrt

Für das Halten der Höhe zum Wind ist also ab dem Halbwindkurs eines ganz entscheidend: eine effektiv wirkende »Unterwasser-Konterkraft« zum Segel. Bei grösseren Segeljachten ist das der Kiel, bei Jollen das höhenverstellbare Schwert, bei Surfern die Finne. Einfach gesagt: je grösser die Segelfläche wird, desto grösser muss der Lateralplan sein, um Kurs halten zu können und die Abtritt zu minimieren.

Alle Boote, die auf höheren Kursen keinen ausreichend grossen bzw. tiefen Lateralplan haben oder diesen – durch Steckschwerter, versenkbares Ruder etc. – bei Bedarf vergrössern können, driften mehr zur Seite weg, als sie an Höhe gewinnen können. Bei schwächerem Wind sogar noch stärker, da sie wegen geringen Vortriebs weniger kursstabilisierende Fahrt aufnehmen können. Das gilt selbst für einen vergleichsweise unkritischen Halb-Wind-Kurs, bei dem der Steuermann auf flachbodigen Schiffen ohne ausreichende Richtungsstabilität sehr stark nach Luv »vorhalten« müsste, um dort anzu- kommen, wo er eigentlich hinwill. Dadurch steigen aber wieder die Querkräfte im Segel, die höchst unerwünschte Krängung nimmt zu und die Fahrt verringert sich. Eine Art »Teufelskreis«, der die Fahrtprobleme ständig vergrössert und die Fahrteigenschaften zunehmend verschlechtert.

#### b) Form und Grösse der Segel

Reduziert man die bekannten Segeltypen auf Grundformen, gelangt man ungeachtet zahlreicher intermediärer Formen im Prinzip zu einer Zweiteilung:

- hochgestellte (Schrat-) Segel und Stagesegel mit fester, meist vertikaler Anströmkante in Fahrtrichtung (Hochsegel, Hochtakelung; alle dreieckigen Segel moderner Jachten und Jollen)
- »hängende« (Rah-) Segel mit quer zum Mast gestellter Spiere ohne feste Anströmkante in Fahrtrichtung.

Die Unterschiede im Strömungsverhalten sind charakteristisch und von grosser Bedeutung für Fahrdynamik und Handhabung: Die feste Anströmkante des Hochsegels (Mast oder gespanntes Vorderstag an der Fock) fixiert das Segel zwischen Boot und Mast so, dass das lose Hinterende (Schothorn) den Winddrehungen folgen bzw. das Tuch mit einer einzigen Schot in einen günstigen Anstellwinkel gebracht werden kann. Bei grossen Windstärken reicht es zur Reduktion der grossen Querkräfte, das hintere Segelende zu fieren oder im Ernstfall lose baumeln zu lassen. Das Segel flattert dann an-



Abb. 30 Die Schifflente versuchen, ein durch »hängo« abgelassenes Segel bei seitlichem Wind zu bergen. Ausschnitt aus einer Ansicht Überlingens, Gouache von Johann Sebastian Dirr, 1809 (Stadtmuseum Überlingen)



triebsunwirksam wie eine Fahne und entwickelt keinen gefährlichen Zug mehr auf Mast und Rumpf.

Ganz anders das Rahsegel. Ein Seitenliek muss bei Am-Wind-Kursen als Anströmkante dienen, hat aber keinen unmittelbaren Kontakt mehr zum Mast, sondern nur zur Rahe, die bei Zug nach unten auszuweichen versucht und lediglich durch Gegenzug am anderen Ende einigermassen waagrecht gehalten wird. Dadurch kann das Vorderliek nie vollkommen gespannt sein oder ein optimaler Anstellwinkel erreicht werden und die Rahe ist nie richtig fixiert; ein wichtiger Grund für die schlechten Am-Wind-Eigenschaften. Windjammer führen auch deshalb so viele Taue zu ihren Segeln, um kontrolliert auf-, vor allem aber anzubrassen (das Segel für höhere Kurse richtig anzustellen).

Im Falle stark auffrischender oder drehender Winde können die Folgen für Schiff, Mannschaft und Ladung auf einem Rahsegler sehr schnell unangenehm werden. Während beim Schratsegel eine lose Schot das Segel und die Gefahrensituation gleichermaßen entspannt, bewirkt das unkontrollierte Lösen von Schnüren vor allem an der Rahe gegenteilige Effekte. Das Lösen der vorderen »Glocke« bei einem Bodensee-Lastsegelschiff kann dazu führen, dass das zuerst straffe Segel stärker ausgebaucht wird und das Schiff, vermutlich verbunden mit einer plötzlichen Krängung, kräftig nach Lee giert. Immerhin kann der Steuermann dann noch auf einen ungefährlicheren Raumwindkurs abdrehen und im Notfall das Segel bergen.

Der Wind kann das Segel weit nach Lee hinunterdrücken, wo das ohnehin schwere Tuch Wasser fasst und es die Mannschaft kaum mehr an Bord ziehen kann. Der starke Zug im Tuch bringt das Gefährt in bedrohliche Schräglage und schlimmstenfalls zum Kentern (Abb. 27 und 30).

Noch dramatischer ist der Effekt, wenn drehender starker Wind das Segel plötzlich von der anderen Seite trifft, die Rahe umschwingt, das ganze Tuch mit Rahe gegen den Mast gedrückt wird und back steht. Das Schiff ist für Steuerbewegungen des Ruders dann unempfindlich, manövrierunfähig und kann gefährlich krängen. Durch den Anpressdruck lässt sich das Segel nicht mehr gut über das Fall bedienen, sondern müsste per Hand heruntergezerrt werden, womöglich auf der bereits gefährlich lose herumrollenden Ladung.

Mit dieser ungemütlichen Variante unkontrollierter Segelstellung ist die Situation des echten Wendemanövers (Bug durch den Wind) für Rahsegler prinzipiell schon skizziert.

### c) Manöver: Wende und Halse

Beim Schratsegler dreht der Steuermann aus dem Am-Wind-Kurs mit einer raschen Ruderbewegung den Bug in den Wind, so dass oft schon unter Ausnutzung des Fahrtswunges das Boot auf die andere Bordseite kommt. Vor allem ein Vorsegel (Fock) kann diese Drehung durch backhalten unterstützen, während das Grossegel nur eine

kleine, unscheinbare Schwingung in Lee hinter dem Mast von meistens weniger als  $90^\circ$  auf den anderen Bug macht.

Für kleinere Rahsegler dagegen ist die Wende mit Bug durch den Wind aus verschiedenen Gründen ein praktisch kaum zu beherrschendes und ein fahrthemmendes Manöver:

- erst aus hohem Am-Wind-Kurs kann die Wende erfolgreich sein; ein Kurs, den die Rahsegler des Bodensees kaum oder eher gar nicht erreichen konnten, sie müssten sie aus dem Halb-Wind-Kurs auf viel längerem Weg einleiten

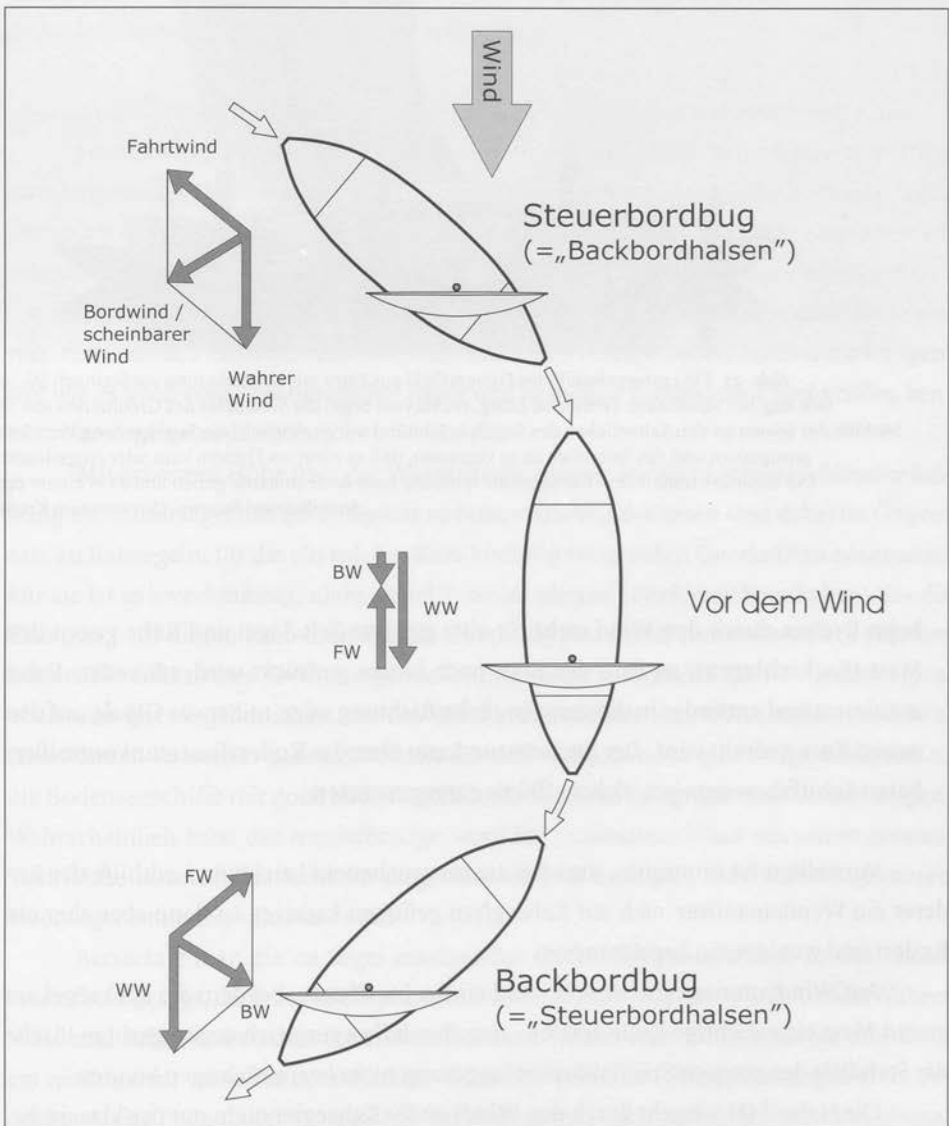


Abb. 31 Die Halse bei einem Lastsegelschiff auf dem Bodensee





**Abb. 32** Ein Lastsegelschiff des Eigners Gälli aus Horn mit Bretterladung vor Steinach SG, vor 1906. Am Bug der Schiffmann Ferdinand Zöllig, rechts vom Segel die Silhouette des Gredhauses von Steinach. Mithilfe der Leinen an den Seitenlieken des Segels (»Schnür«) war es möglich, die Segelstellung dem Seitenwind anzupassen und das Seitenliek so zu verzurren, daß es nicht ins Flattern kam oder eingedrückt wurde. Die »Schnür« sollten dem Rahsegel die fehlende feste Anströmkante geben und es in einem optimalen Anstellwinkel fixieren. (Seemuseum Kreuzlingen)

- beim Drehen durch den Wind steht für eine gewisse Zeit Segel und Rahe gegen den Mast (Backschlagen), so dass das Boot nach hinten gedrückt wird, rückwärts Fahrt aufnimmt und entweder in die ursprüngliche Richtung oder, mit etwas Glück, auf den neuen Kurs gedreht wird. Der Steuermann kann über das Ruder diesen unkontrollierbaren Schiffsbewegungen nichts effektiv entgegensetzen.

Vorstellbar ist immerhin, dass bei ausgesprochenem Leichtwind mithilfe der Ruderer ein Wendemanöver auch auf Rahseglern gelingen kann; es ist dann aber eher ein Ruder- und weniger ein Segelmanöver.

Auf Windjammern gab es sehr wohl eine echte Wende, bei dem die Focksegel am ersten Mast eine wichtige Rolle spielen, aber durch ihre vergleichsweise geringe Fläche die Stabilität des grossen Schiffskörpers insgesamt nicht beeinträchtigen können.

Die Halse<sup>76</sup> (Heck geht durch den Wind) ist für Rahsegler nicht nur das klassische, ungefährlichere Wendemanöver, sondern auch das dem Rigg optimal angepasste<sup>77</sup> und

kann aus jedem Kurs heraus gefahren werden (Abb. 31). Einziger Nachteil ist ein gewisser Verlust an Höhe (»Raumverlust«) durch die recht grosse Drehung vom Wind weg, der erst durch anluven während der Weiterfahrt auf neuem Kurs ausgeglichen wird.

Bei Schratsegeln gibt es hier den Punkt des Übergehens des Grossbaums von der einen zur anderen Schiffsseite, der beim unbeabsichtigten, plötzlichen Herüberschwingen zur verletzungsgefährlichen »Patenthalse« werden kann.<sup>78</sup>

Auf Rahseglern passiert in der Halse das, was bei Schratsegeln die Wende charakterisiert, weil die Rahe ja in Lee am Mast liegt: das Segel schiftet praktisch unmerklich auf die andere Seite, nur »Fuss« (vorderes Schothorn) und »Ort« (hinteres Schothorn) tauschen sich aus und müssen neu belegt werden.

Die Halse ist also das klassische Wendemanöver der Rahsegler, zumal der Winddruck im Segel bei Vor-Wind-Kurs stark nachlässt.

#### d) Die Stärke des Windes, der Winddruck im Segel und der gefahrene Kurs

Fahrtpositionen auf Bodensee-Rahseglern mit seitlichem Wind haben wir schon aus der Schilderung von Gebhard Niederer kennen gelernt. Aus dieser Richtung kann der wahre Wind im Verbund mit dem Fahrtwind zu einem als sehr kräftig empfundenen scheinbaren Wind schräg von vorne auffrischen, der mit grosser Energie das Segel und vor allem dessen Anströmkante beansprucht. Es verwundert daher nicht, dass die Segelmacher für diesen Fall durch das Einnähen von Seilen und speziellen Tuchverstärkungen, wie wir es auch vom Mannenbacher Segel und manchen historischen Fotografien kennen, Vorsorge getroffen haben.

Mit grösserer Höhe über der Wasserfläche nimmt der Wind infolge fehlender Reibung zu. Schratsegel mit der Fähigkeit zu hohen Am-Wind-Kursen sind dabei im Gegensatz zu Rahseglern, für die ein solcher Kurs hinfällig ist, grossen Querkräften ausgesetzt. Für sie ist es zweckmässig, nicht zuviel Tuch im oberen Segelbereich zu haben, das die Krängung auf diesen kritischen Kursen durch Topplastigkeit nur noch weiter erhöhen würde. Für effektiveres Vorwindsegeln allerdings wäre zusätzliche Fläche vor allem ganz oben sehr gut zu gebrauchen, wo der Wind seine höchste Antriebsenergie entwickelt. Hier können Rahsegler generell Vorteile für sich verbuchen. Es gibt einige Bildquellen, die Bodenseeschiffe mit noch leidlich gefülltem Segel auf spiegelglattem Wasser zeigen. Wahrscheinlich hatte das trapezförmige Segel bei minimalem Wind mit seiner grossen Tuchfläche oben an der Rahe im Gegensatz zum dreieckigen, starkwindtauglicheren Hochsegel eindeutig »die Nase vorn«.

Betrachtet man die im Segel ansetzenden Querkräfte etwas näher, so sind diese, vereinfacht gesagt, dann am höchsten, wenn sich auf Halb- bis Am-Wind-Kursen Wahrer Wind und Fahrtwind zu dem vortriebswirksamen scheinbaren Wind addieren und dann am niedrigsten, wenn bei achterlichem Wind der Fahrtwind diesem entgegenwirkt. Jeder kennt das Phänomen, bei Rückenwind und rascher Fahrradfahrt irgendwann einmal keinen Lufthauch mehr zu spüren. Das ist der Moment, an dem die Kraftkomponenten

Wahrer Wind (von achtern) und Fahrtwind (als Gegenstrom von vorne) den gleichen Betrag haben und sich aufheben.

Beim Segeln äussert sich das ganz ähnlich, solange die Segel voll gesetzt sind und schnelle Fahrt gemacht werden kann. Der Druck im Segel lässt vor dem Wind sogar oft soweit nach, dass es dazu neigt, schlaff zu werden. Erst wenn der Rückenwind schneller bläst, als das Schiff Fahrt machen kann, beginnt das Segel sich wieder stärker aufzublähen und entwickelt einen kräftigeren Zug nach vorne. Bereits auf tiefen Raum-Windkursen wird diese Entlastung des Segelzugs spürbar, wenn der fahrtwirksame scheinbare Wind von einer Querab-Position auf »Backstag«-Wind (raum-achterlich) dreht.

Diese Kurse sind, wie man sich leicht denken kann, für Rahsegler schon deshalb geradezu ideal, weil bei ihnen das Segel entlang der Schiffslängsachse Zug entwickeln kann. Es ist zentral am Mast in Lee aufgehängt und steht nicht seitlich weg wie das Schratsegel, das dabei asymmetrisch gegen Mast und Wanten drückt.

Im Licht dieser Wirkungszusammenhänge wird auch die historisch glaubwürdige Schilderung des Schiffsführers August Roth aus Kesswil interessant. Sie erlaubt es, seine tatsächlich gefahrenen Kurse und die zugrundeliegenden Windrichtungen einmal exemplarisch genauer nachzuzeichnen: »Auch von Lindau aus konnte man nur nachts die Rückfahrt antreten bei ständigem Wetter [Westwind !] war es am Tage unmöglich. Man hatte dann von 10 Uhr abends ganz sicher einen leichten oder stärkeren Föhnwind [NO bis O] zu erwarten, währenddem am Tage ein kräftiger Sonnenwind Lindau zuwehte. Der Föhnwind brachte das Schiff jeweils bis in die Höhe von Langenargen und dann ging er über in einen leichten Ostwind, der uns bis in die Nähe von Immenstaad brachte. Dort wehte dann ein frischer Nord oder Nordwestwind der uns dann hinüber ans Schweizerufer brachte, sodass wir manchmal schon bei Tagesgrauen in der Nähe von Kesswil waren, sodass wir dann noch ein oder zwei Stunden Betruhe genießen konnten.«<sup>79</sup>

Verfolgt man vor dem geistigen Auge Roths Schiff und dessen Segelstellung, wird man feststellen, dass er stets mit raum-achterlichem Wind gesegelt ist. Jeder Wind wurde ausgenutzt, wie eine interessante Parallele am Zürichsee zeigt: »[...] begreiflicherweise wurde [wegen der ständig wechselnden Winde] jedes Lokallüftchen ausgenützt, sodass die Ledi nicht auf direktem Kurs Zürich zulief, sondern manchmal kreuz und quer den See hinabsegelte.«<sup>80</sup>

Frischt der Wind mässig stark auf, wurden Segel vor allem dadurch gerefft, dass die Angriffsfläche von oben her verkleinert und das Tuch von unten her aufrollt wird (»hängo« nach Stadelmann, d. h. die Rah mit dem Fall ein Stück ablassen).<sup>81</sup>

#### e) Starkwind

Jeder Segler weiss, dass der Staudruck des relativen Windes im Segel nicht linear (wie die Beaufort-Skala) mit der Windgeschwindigkeit wächst, sondern mit deren Quadrat. Im Übergang von einer Beaufort-Stärke zur anderen verdoppelt sich der Winddruck.



Eine kleine Berechnung mag verdeutlichen, was bei »normalen« Windverhältnissen und bei Starkwind an Kräften im Segel mobilisiert werden kann.

Windstärke in BF / Windgeschwindigkeit in m/sec	Winddruck in Newton/m <sup>2</sup>	Segel aus Mannenbach ca. 85 m <sup>2</sup> / Winddruck im gesamten Segel in N	Großes Lädinen-Segel ca. 220 m <sup>2</sup> / Winddruck im gesamten Segel in N
Leichtwind 3 BF 4 m/s	~ 10 N/m <sup>2</sup>	850	2 200
Mittelwind 4-5 BF /~ 8 m/s	~ 40 N/m <sup>2</sup>	3 400	8 600
Starkwind 7 BF /~ 16 m/s	~ 160 N/m <sup>2</sup>	13 600 (!)	35 200 (!)

Wenn man für die Kraft von 10 Newton als Gegenwert etwa die Masse von 1 kg einsetzt, wird der Winddruck im Segel anschaulicher. Während bei Leichtwind gerade einmal das Körpergewicht-Äquivalent eines kräftig gebauten Mannes in die ganze Fläche des Segels hineindrückt, äussert sich eine heftige Sturmböe so, als würde ein Kleintransporter in das Segel geworfen werden, beim Lädinensegel gleich zwei!

#### f) Form und Funktion des Fahrzeugs

Es macht einen grossen Unterschied, ob ein Segelfahrzeug für den Lastentransport ausgelegt und beladen ist oder z. B. nur sportlichen Ambitionen genügen soll, um zwei Extrempunkte der Nutzung zu nennen. Für Lasten ist hohe Ladekapazität vorrangig, eine stabile, aufrechte Fahrposition und gute Sicherung der Ladung. Vor allem die Fotografien von Lastsegelschiffen des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts zeigen z.T. überladene Schiffe mit minimalem Freibord, möglicherweise bedingt durch eine verschärfte Konkurrenzsituation auf dem Markt. Diese Schiffe sollten ein Maximum an Ladung innerhalb eines gewissen Zeitrahmens sicher an den Bestimmungsort bringen. Selbst bei der nach heutigem Maßstab geringen Transportgeschwindigkeit der Schiffe war der Wasserweg damals immer noch die ökonomischste Möglichkeit, schweres Massengut über relativ grosse Entfernungen zu befördern.

Für das sportliche Segeln auf heutigen Bootstypen ist dagegen grössere Geschwindigkeit das Ziel, Lasten werden auf ein Minimum beschränkt. Die Konstruktion von Fahrzeug und Besegelung ordnet sich diesen Ansprüchen unter und wird heute von Boots- und Segeldesignern ständig optimiert. Eine aufrechte Fahrt wäre zwar auch hier sinnvoll, um die Segelfläche maximal nutzen zu können, aber eine gemässigte Schräglage (Krängung) als »Kompromiss« zwischen zu hohen Querkräften im Segel und dem Kentern wird in Kauf genommen und wirkt sich nicht weiter kritisch aus. Sie kann durch das Verlagern des Körpergewichts der Skipper (»Ausreiten«) weitgehend ausgeglichen werden.

Für ein voll beladenes Lastsegelschiff, vor allem angesichts bedenklich geringer Freibordmasse, bedeutete schon eine leichte Schräglage von nur 5° den sicheren Wassereinbruch, Verrutschen und Verlust von Ladung und eine Gefährdung für Leib und Leben der Schifflaute.<sup>82</sup> Die Lastsegelschiffe des Bodensees wurden vor allem in Zeiten der frühen Industrialisierung eindeutig auf grosse Ladekapazität und nicht auf günstige Segeleigenschaften ausgelegt.

Aus Sicht der Segeldynamik können Lädinen und Segner zusammenfassend wie folgt charakterisiert werden:

- flacher Schiffsboden und geringer Tiefgang sind optimal an Fahrten in der Flachwasserzone angepasst
- die gebauchte flachbodige Rumpfform bietet grossen Stauraum und ist sehr formstabil. Die Vorteile der Formstabilität werden aus seglerischer Sicht allerdings durch geringe Freibordhöhen unter Last fast vollkommen zunichte gemacht; diese stellen bei Schiffskrängung das grösste Gefährdungspotential dar
- ein kleiner Lateralplan verhindert in Zusammenhang mit anderen ungünstigen Eigenschaften ein effektives Fahren auf Halbwindkursen oder höher; die Abtrift der flachbodigen Schiffe war relativ hoch. Auch das Seitenruder, das mit seiner Unterkante auf Bodenhöhe abschloss, vergrösserte weder den Lateralplan deutlich genug, noch war es bei Krängung auf der Gegenseite sehr wirksam. Das lässt daran zweifeln, ob auf einer Transportfahrt mit Lastsegelschiffen selbst Halbwindkurse sinnvoll zu fahren gewesen sind, die für gering oder unbeladenen Zustand eventuell noch vorstellbar wären
- die Winde des Bodensees sind eher schwach. Vor allem für die erwünschten und unkritischen Vorwindkurse konnte also das Tuch, besonders im oberen Bereich, nicht gross genug sein. Rahsegler mit trapezförmig nach oben verbreitertem Tuch sind typische »Flautensegler«. Auf Vorwindkursen kann eine Geschwindigkeitszunahme nur noch durch Flächenvergrösserung erzielt werden, aber nicht mehr durch Segeltrimm (Profilveränderung des Segelbauchs) und Justierung des Anstellwinkels. Eine zunehmende Segelflächenvergrösserung ist für Lastsegelschiffe des Bodensees tatsächlich auch historisch fassbar,<sup>83</sup> wahrscheinlich in Zusammenhang mit formstabilerer Bauweise, immer grösseren und schwereren Ladungen und erhöhtem Konkurrenzdruck der Schifflaute untereinander
- aus der Kombination der Faktoren von höherer Windausbeute im oberen Segelbereich bei Leichtwindbedingungen hauptsächlich auf Vor-Wind-Kurs wird auch der trapezförmige Schnitt mit grösster Breite an der Rahe verständlich. Reuchlin<sup>84</sup> bemerkt dazu: »Auch das grösste Marktschiff hat nur einen Segelbaum (Mast). Das eine Segel daran ist oft von enormer Grösse, auch fängt es den Wind in der Höhe, wenn das Schiff über eine spiegelglatte Stelle hinstreicht.« Heute würde man sagen: das Segel hat gute Leichtwindeigenschaften, die es ermöglichen, Flautenlöcher zu durchsegeln.



Die Länge des Unterlieks korrespondierte zwecks guter Handhabung mit der Schiffsbreite. Interessant fällt auch der Segelvergleich mit anderen Rahseglern aus. Die Segel der Windjammer waren ebenfalls trapezförmig, nur eben andersherum! Weshalb? Als starkwindtaugliche Hochseeschiffe mussten sie, wie Schiffe und Boote mit Hochtake- lung, Kreuzkurse mit höherem Winddruck bewältigen, so dass die Gesamtsilhouette der Segel am Mast wieder einem hoch-dreieckigem Schratsegel mit seinen spezifi- schen Fahreigenschaften eher glich, als dem Solo-Rahsegel. Man sieht also, dass nicht unbedacht alle Rahsegler hinsichtlich der Fahrdynamik in einen Topf zu werfen sind, bloss weil die Segel gleichen Grundaufbau haben.

- die Uferlinien des Obersees verlaufen etwa parallel von WNW/ NW bis SO/ OSO auf der Linie zwischen 300° bis 120°. Am deutschen Ufer entwickelt sich von Abend bis zum nächsten Morgen in den Sommermonaten vor allem in Ufernähe ein recht kräf- tiger NO Landwind mit meist eher östlicher Verstärkung, vor allem in der Bregenzer Bucht, der die Rahsegler auf raum-achterlichen Kursen entlang der Uferlinie auf ihrer Haupthandelsroute Richtung Konstanz gut voranbrachte. Seewind, oft mit westlicher Komponente verstärkt, oder die häufigen West- und Südwest-Winde der Tiefdruckge- biete brachten die Schiffe zurück.
- auch hohe Windstärken können bei raum-achterlichem Wind wegen des sinkenden Segeldrucks noch verkraftet werden. Berichte über Zürcher »Leden« bestätigen, dass mit einem Rahsegel auch bei starkem Sturmwind noch vor dem Wind gefahren werden konnte.<sup>85</sup> In der Not liess man das Segel flattern, senkte es ab oder holte es ganz ein und liess sich treiben.

Es ist wohl kein Zufall, dass praktisch alle Bildbelege zu fahrenden Lastsegelschif- fen auf dem Bodensee eine Fahrposition vor dem Wind mit weit geblähtem Tuch zeigen. Hier konnte das trapezförmige Segel bei minimalem Risiko für Schiff, Ladung und Mann- schaft ein Optimum an Vortrieb leisten.

### 3.7 BEMANNUNG UND AUSTRÜSTUNG<sup>86</sup>

Aus den Schiffsordnungen des 16.–18. Jahrhunderts geht hervor, dass jedes grö- sere Schiff neben dem Steuermeister auch sechs Knechte an Bord haben musste. Der Lindauer Ordnung von 1843 ist die Anzahl von Rudern und Schaltstangen (bis 8 m lange Eschenholzstangen zum Staken in der Flachwasserzone) zu entnehmen. Für grössere Schiffe (> 1200 Zentner Ladung) sind 9 Ruder / 8 Schalter, bis 1200 Zentner 7 Ruder / 5 Schalter, bis 800 Zentner 5 Ruder / 4 Schalter und für Kähne (Kleine Ruderboote) drei Ruder Vorschrift.<sup>87</sup>

Interessant im Abgleich mit Bildquellen ist die gerade Zahl der Schiffknechte und die ungerade der Ruderer. Übereinstimmend zeigen die meisten frühneuzeitlichen Bil- der 2 mal 3, also 6 Ruderer bei der Arbeit (Abb. 23). Dies scheint die übliche Besatzungs- stärke mittelgrosser Lastsegelschiffe gewesen zu sein. Seltener sind auf grösseren Fahr- zeugen 8 oder auf kleineren nur 4 Ruderer zu sehen. Schliesst man von der Zahl der Ruder

auf die Bemannung, die bei ungünstigen Verhältnissen das Schiff vorwärts brachte und rechnet immer jeweils ein Ruder als Ersatz im Falle von Verlust oder Bruch, waren es für grössere Lastsegelschiffe acht Ruderknechte, das nächstkleinere sechs, das kleinste vier. Dies spiegelt sich übrigens auch in der Anzahl der Schaltstangen wieder, bei denen auf jeden Mann eine kam.

Die relativ vielen Knechte gewährleisteten also wohl in erster Linie das Fahren bei schlechten Bedingungen und garantierten dadurch die Einhaltung des Transportvorhabens. Für das An- und Ablegen, bei der Hafeneinfahrt und der Arbeit mit der Ladung, wären nicht unbedingt so viele Hände auf dem Schiff selbst vonnöten gewesen.

Die Anstrengungen der Ruderarbeit schildert Roth,<sup>88</sup> der sie als junger Mann noch hautnah miterlebte: »Fahren wir da eines abends im Sommer [...] von Ludwigshafen mit einer Ziegelladung ab, es mochte zwischen 9 und 10 Uhr nach dem Nachtessen gewesen sein. Mit uns fuhr, mit einer kleinen Holzladung Arthur Keller mit seinem Sohn Josef auch weg. Der Nachtwind war sehr flau, sodass wir nur langsam vorwärts kamen. Abwechselnd ruderten wir, dann half der Segel wieder etwas nach und umgekehrt. Gegen Mittag waren wir erst in der Höhe von Mainau. Die beiden Schiffe waren [...] die ganze Nacht auf Schiffflänge beieinander gewesen. [...] Es war uns allen schon etwas blöd im Magen, da wir nicht für 5 Rappen zu Essen oder zu trinken bei uns hatten. [...] Plötzlich sahen wir, wie der junge Keller (etwa 20-jährig) auf die Holzladung hinaufkletterte und zu seinem Vater [...] hinging, denselben mit den Worten anredete: ›Vatter, jetzt halt i's numme'n us«. Der Vater stellte einen Augenblick das Rudern ein und gab ihm lakonisch zur Antwort: ›Je, Seppeli, wenn Du's numme'n uushaltst, denn musst halt sterbe, Sep-peli.« Hierauf trottete Seppeli ruhig wieder an seinen Ruderstandort und ruderte noch 3 oder 4 Stunden weiter. Wir mussten hellauf lachen, als wir dieses Gespräch zwischen Vater und Sohn hörten, obwohl es uns auch nicht mehr nach Lachen zumute war. [...] So wie diese Fahrt, habe ich in den vielen Jahren Hunderte von Fahrten mitgemacht. Es wundert mich noch heute, dass bei solchen Fahrten die Schiffsknechte nicht murrten oder rebellisch wurden, was ich nie erlebt habe. Es hat wohl dazu beigetragen, dass sie sahen, dass ihr Meister es auch nicht besser hatte.«

Die Strecken am Seerhein zwischen Konstanz und Gottlieben sowie zwischen Schaffhausen und Stein, aber auch am Steilufer des Bodanrücks zwischen Bodman und Wallhausen, wurden auch durch Treideln überwunden, das sogenannte »Rossen«, bei dem ursprünglich Pferde in die Schleppseile (»Rosserseile«) eingespannt wurden. Meist aber, so bemerkt Roth, hatten die Rosse bei dieser mühseligen Arbeit nur zwei Beine.

Wie unzuverlässig der Wind oft war und was das für die Überwindung der Transportstrecke bedeutete, kommt in Roths Bericht zum Ausdruck: »Es ist auch vielmal vorgekommen, dass man irgendwo landen wollte nachdem man die ganze Nacht und den halben Vormittag gefahren war. Aber sobald man in die Nähe eines Dorfes kam, erhob sich oftmals ein schwaches Lüftchen und das musste benützt werden. Sobald man an diesem Ort vorbei war, verschwand auch der Wind wieder und man konnte sich gefasst

machen, weitere 3 bis 4 Stunden zu rudern oder zu schalten anzufangen, bis man einen andern Ort erreichen konnte. Dann allerdings hörte man ein leises oder lautes Fluchen, worin auch der Meister nicht zurückblieb.«<sup>89</sup>

Im Zuge der Motorisierung brauchte man auf den Schiffen nicht mehr so viele Helfer und es wurde dann auch konsequent Personal abgebaut, bis der Schiffmeister oft nur noch mit einem einzigen Mann an Bord auskam.<sup>90</sup> Roth schreibt dazu nach 18 Jahren Fahrt auf Segelschiffen: »[...] mit Einführung dieser Motoren waren nun die größten Gefahren und Strapazen für die Lastschiff-Fahrt verschwunden, denn wenn man maschinelle Kraft zur Verfügung hat, kann man viel eher ein Sauwetter aushalten oder ausweichen. Verschwunden war aber doch auch eine gewisse Poesie die doch auch in dieser Lastsegelschiff-Fahrt gelegen hatte.«<sup>91</sup>

### 3.8 »DIE LETZTEN ARBEITSSEGLER«: ETHNOLOGISCHE PARALLELEN

In den frühen 1980er Jahren dokumentierten die beiden Journalisten Neil Hollander und Harald Mertes Segelschiffe rund um die Welt, die professionell für Transport und Fischerei eingesetzt wurden. Dabei kam eine grosse Menge an Bild- und Filmmaterial zusammen, das auch als Fernsehdokumentation aufbereitet wurde. Vermutlich gehören in der Zwischenzeit viele der gezeigten Schiffe und die Menschen, die auf ihnen Wohnung und Broterwerb hatten, bereits der Vergangenheit an. Diese Dokumentation kann für das Verständnis der vorindustriellen Lastsegelschiffe auf dem Bodensee und ihres gesellschaftlich-wirtschaftlichen Kontextes eine reiche Erkenntnisquelle sein.

Frappierende Ähnlichkeit zu den Verhältnissen auf dem Bodensee hat vor allem der Arbeitsalltag auf Schiffen im Golf von Bengalen und auf grossen Flussmündungen in Bangladesh. Die Dokumentation von Hollander und Mertes zu den rahgetakelten Schiffen auf diesen Gewässern führen uns ein höchst lebendiges Abbild vorindustriellen Lebens und Arbeitens vor Augen: »Die Rah wird einfach mit einem Fall, das durch ein Loch im Mast gezogen ist, aufgetoppt, das Segel ist permanent mit der Spiere verbunden, kann kaum getrimmt oder gebrasst werden. Das Segel selbst ist ein rechteckiger Lappen ohne feststehende Form und ohne Liektau. [...] Ein einfaches Rigg, das der einfachen Aufgabe des Vor-dem-Wind-Laufens gerade gerecht wird. Und da keine größeren Anforderungen an diese Art der Besegelung gestellt werden, hat sich das Rigg bis heute nicht weiterentwickelt und verfeinert.«<sup>92</sup>

Unter dem Kapitel »Rudersegeln auf dem Golf« wird der Transport von Salz beschrieben: »Seit gut einer Stunde sind wir jetzt unterwegs. 15 Tonnen feuchtes Salz drücken das Schiff tief ins Wasser. [...] Schwerbeladen sind diese Schiffe recht schwerfällige Segler, denen nur ein kräftiger Wind etwas Leben einhauchen und die nur ein erfahrener Käpt'n zum Laufen bringen kann. [...] Solange der Wind das namenlose Schiff am Laufen hielt, war es für alle an Bord eine angenehme Fahrt. Wir segelten zwischen den flachen, reisgrünen Inseln [...]. Zum erstenmal konnten die Männer sich ausruhen, und sie taten

es in vollen Zügen; erschöpft schliefen und dösten sie auf dem Deck [...] Sie wussten sehr wohl, was sie am Abend noch erwarten würde. Wir hatten uns schon gewundert, weshalb ein Schiff, das problemlos von vier bis fünf Männern gesegelt werden könnte, über eine Mannschaft von zehn Seeleuten verfügt. Sicher, sie alle wurden und werden gebraucht, um das Schiff zu beladen und zu löschen; doch dafür hätte man ja auch Kulis und Schauerleute anheuern können. Als dann langsam mit der untergehenden Sonne auch der Wind einschlief, wurden die Männer wach und unruhig. Auf Befehl des Alten wurden die Ruder bemannt. Acht Männer, jeder mit einem langen Riemen aus Bambus bewaffnet, nahmen am Bug Aufstellung, laschten die Riemen lose an Holzpfosten und begannen zu rudern. Zuerst wollten wir kaum glauben, dass acht Männer in der Lage seien, dieses tonnenschwere Schiff auch nur eine Meile weit zu rudern. Doch aus der Meile wurden zwei, drei, fünf; dann war uns klar, dass diese ›Rudermaschine‹ nur auf Geheiß des Käpt'n wieder zum Stillstand käme.<sup>93</sup>

#### 4 SCHLUSS

Angesichts mancher Manövrier- und Segelschwächen könnte nun der Eindruck entstehen, die Bodensee-Lastsegelschiffe seien nicht mehr gewesen als zu gross geratene Ruderschiffe mit Hilfssegeln. Dies trifft sicher zu, wenn man diese Schiffe an den veränderten wirtschaftlichen Bedingungen nach der Industriellen Revolution misst und auf ihre Segeleigenschaften reduziert. Die Lastsegelschiffe bekamen im beginnenden Industriezeitalter Konkurrenz durch Verkehrsmittel anderer Technik und konnten die sich ändernden Anforderungen immer weniger erfüllen: höhere Transportgeschwindigkeiten, steigender Güterkonsum und Anspruch pünktlicher Lieferung. Als Frachtschiffe, die in ihrem grundsätzlichen Bauplan mehrere Jahrhunderte nahezu unverändert erfolgreich geblieben waren, besaßen sie jedoch Qualitäten, die sie als optimal an die speziellen Revierbedingungen angepasste Fahrzeuge charakterisieren.

Fassen wir einige der wichtigsten Punkte nochmals zusammen: Wind gab es fast immer am Bodensee. Mit den hohen trapezförmigen Rahsegeln konnte auch der schwächste Wind noch genutzt werden; vorausgesetzt, er wehte in die angepeilte Richtung und kam möglichst raum-achterlich. Die Haupthandelsrouten zwischen der Brengener Bucht, Konstanz und Stein am Rhein konnten mit den vorherrschenden west-östlichen Leicht- bis Mittelwinden an vielen Tagen im Jahr auf Vor-Wind-Kursen bewältigt werden. Schwierigkeiten machten hauptsächlich die Nord-Süd-Kurse, Fahrten gegen die Strömung (etwa auf dem Seerhein) und Fahrten in weniger windbegünstigten »toten Winkeln« des Sees (z. B. im Überlinger See). Tage mit stärkerem Wind etwa über 4 BF, Stürme und hoher Wellengang zwangen zu Fahrtpausen, waren aber im gesamten Wettergeschehen relativ selten. Das Rahsegel konnte sehr schnell und unkompliziert gesetzt, abgelassen und bedient werden. Das Segel aus Mannenbach besitzt keine Reffmöglich-

keit. Es ist generell davon auszugehen, dass die Segel bei stärkerem Wind nicht gerefft, sondern am Mast abgelassen wurden, um den Segeldruckpunkt nach unten zu verlagern. Bei plötzlich auffrischenden Winden konnten besonders schwer beladene Schiffe mit minimalem Freibord schnell in Seenot geraten (Abb. 30).

Die Schiffe wurden zusätzlich zum Segelvortrieb oder bei Flaute gerudert. Die Fahrtzeit verlängerte sich zwar, das Schiff erreichte aber in jedem Fall sein Ziel. Die Schifflente in vorindustrieller Zeit gehörten zu einer Bevölkerungsschicht, die für ihren Unterhalt hart arbeiten musste und extrem ausdauernde körperliche Arbeit von Jugend an gewöhnt war. Stundenlanges Rudern oder Staken war Alltag und wurde nicht hinterfragt.

Die Kritik an der traditionellen hölzernen Schiffbauweise und den Rahsegeln des Bodensees, wie sie etwa in der Schwäbischen Chronik von 1889 geäußert wird, ist eine Perspektive der Moderne. Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden den Lastsegelschiffen zunehmend schlechte Fahreigenschaften bescheinigt. Vorindustrieller technischer Standard, der in der Frühen Neuzeit unumstritten war, wurde nun an anderen Qualitäten gemessen: Die althergebrachte Transportökonomie bot trotzdem immer noch so viele Vorteile, dass sich neue Schiffbau- und Segeltechniken nicht durchsetzen konnten. Ein Schiff, das die gleiche Menge an Frachtgut mit ›guten‹ Segeleigenschaften hätte verbinden können, wäre erheblich grösser ausgefallen, um bei gleicher Zuladung günstige Am-Wind- und Krängungseigenschaften zu entwickeln. Ein solches Schiff wäre nicht flachbodig und damit nicht flachwassertauglich, weniger wendig und schwieriger zu beladen gewesen. Bei gleichbleibender Schiffsgrösse hätte geringere Ladung durch häufigere Fahrten kompensiert werden müssen. Das wäre bei dem wenig verlässlichen Schwachwind jedoch nicht möglich gewesen. Nicht zuletzt hätte der Bau derartiger Schiffe den Bruch mit dem traditionellen Holzschiffbau am Bodensee bedeutet.

Die Konsequenz war die Beharrung auf dem traditionellen Schiffbau- und Transportsystem. Auf wenigen Fahrten wurde soviel wie möglich geladen und der Wind in altbewährter Weise genutzt, keinesfalls aber auf die Flachwasser- und Rudervorteile der flachbodigen Schiffe verzichtet. Da hiess es lieber zu staken, zu treideln und zu rudern, als auf unzuverlässigen Wind zu warten. So war der Zielort auf jeden Fall sicher zu erreichen.

Die traditionellen Lastsegelschiffe des Bodensees wurden schliesslich nicht von besseren Segelschiffen verdrängt, sondern von neuen Verkehrstechniken. Dampfmaschine, Eisenbahn und Verbrennungsmotor ermöglichten einen fast völlig witterungsunabhängigen und zeitlich besser planbaren Gütertransport. Das vormoderne, im Grunde noch mittelalterliche Transportsystem auf dem Bodensee vermochte dem Einzug der verkehrstechnischen Moderne letztendlich nichts entgegenzusetzen. Das Rahsegel aus Mannenbach im Seemuseum Kreuzlingen ist ein seltenes Relikt aus der Endphase der vorindustriellen »hölzernen« Schifffahrtsepoche auf dem Bodensee. Es gibt auch



über die ältere Segeltechnik detailliert Auskunft, die bisher über Schrift- und Bildquellen nur unzureichend erschlossen werden konnte.

Anschrift der Verfasser:

Aenne Schwoerbel M.A., Dr. Dietrich Hakelberg, Michael Kinsky,  
 Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Belfortstrasse 22,  
 D-79098 Freiburg i. Br.  
 hakelberg@ufg.uni-freiburg.de; michael.kinsky@ufg.uni-freiburg.de

#### ANMERKUNGEN

- 1 SCOTT, Tom: *Society and Economy in Germany 1300–1600*, Cambridge 2002, S. 23 ff.
- 2 EITEL, Peter: *Der Konstanzer Handel und Gütertransit im 16. und 17. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des Bodenseeraumes*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 20 (1970), S. 501–561; ders.: *Handel und Verkehr im Bodenseeraum während der frühen Neuzeit*, in: *Schrr VG Bodensee* 91 (1973), S. 67–89.
- 3 Grundlegend sind LEIDENFROST, Johannes: *Die Lastsegelschiffe des Bodensees*. Bodensee-Bibliothek, Bd. 11, Sigmaringen 1975, sowie BLOESCH, Paul: *Die vom »Schiffmacher« Johannes Strasser aus Gottlieben für die Republik Bern 1665/66 gebauten Kriegsschiffe*, in: *Schrr VG Bodensee* 97 (1979), S. 29–52.
- 4 HAKELBERG, Dietrich: *Das Kippenhorn bei Immenstaad. Archäologische Untersuchungen zu Schifffahrt und Holzschiffbau am Bodensee vor 1900. Materialhefte zur Archäologie*, Bd. 56, Stuttgart 2003, S. 27 mit Anm. 115.
- 5 HAKELBERG (wie Anm. 4), S. 144.
- 6 SIEFERLE, Rolf Peter: *Der unterirdische Wald. Energiekrise und industrielle Revolution. Die Sozialverträglichkeit von Energiesystemen*, Bd. 2, München 1982, S. 47–51.
- 7 BLOESCH, Paul: *Some Remarks on the Sailing Barges of Lake Constance*, in: *The Mariner's Mirror* 74 (1988), 321–327; vgl. das Segel des Segner-Modells im Vorarlberger Landesmuseum Bregenz, Inv. Nr. TA 192. Zumindest der Rumpf des Modells wird von J. Leidenfrost aufgrund der Proportionen für authentisch gehalten.
- 8 Ein Fischerschiff von der Insel Reichenau mit einem trapezförmigen Segel steht im Deutschen Schifffahrtsmuseum in Bremerhaven, zu diesem Segel BLOESCH (wie Anm. 7).
- 9 Wir danken Herrn und Frau Wepfer, Seemuseum Kreuzlingen, ganz herzlich für ihre Unterstützung.
- 10 STADELMANN, Eugen: *Geschichte der Harder Schifffahrt*, in: *50 Jahre Marktgemeinde Hard*, Hard 1955, S. 124–148, hier S. 140f.
- 11 BICKEL, Hans: *Traditionelle Schifffahrt auf den Gewässern der deutschen Schweiz. Wort und Sache nach den Materialien des Sprachatlases der deutschen Schweiz. Sprachlandschaften*, Bd. 17, Aarau, Frankfurt/M., Salzburg 1995, S. 208–223.
- 12 REUHLIN, Hermann: *Der Bodensee, Schifffahrt und Handel darauf*, in: BAUER, Ludwig (Hg.): *Schwaben, wie es war und ist. Dargestellt in einer freien Folge von Aufsätzen in Schwaben geborener oder doch einheimisch gewordener Schriftsteller*, Erste Abtheilung, Karlsruhe 1842, S. 263.
- 13 BLOESCH (wie Anm. 7), S. 327; die beiden wichtigen Lindauer Bildquellen von 1604 und um 1608 bei HAKELBERG (wie Anm. 4), Abb. 164–165.
- 14 LEIDENFROST (wie Anm. 3), S. 16f.
- 15 LEHMANN, Benno / MOSER, Eva / KNAPP, Ulrich: *Ansichten vom Bodensee*. Johann Sebastian Dirr, 1766–1830. *Kunst am See*, Bd. 18, Friedrichshafen 1987.
- 16 WIELANDT, Friedrich: *Das Konstanzer Leinengewerbe*. 1. *Geschichte und Organisation*. *Konstanzer Stadtrechtsquellen*, 2, Konstanz 1950; Ammann, Hektor: *Die Anfänge der Leinenindustrie des Bodenseegebietes*, in: *Alemannisches Jahrbuch* (1953), S. 251–313.

- 17 HAKELBERG (wie Anm. 4), S. 86ff., 171.
- 18 StadtA Lindau, Reichsstädtische Akten 102/1, 1612  
Mai 14: Der scheffmacher vnd etlicher weiber raths  
befelch, wegen des schopr khuders.
- 19 VON ZINZENDORF, Karl: Bericht des Grafen Karl  
von Zinzendorf über seine handelspolitische Stu-  
dienreise durch die Schweiz 1764. Herausgegeben  
von Otto Erich Deutsch, in: Basler Zeitschrift für Ge-  
schichte und Altertumskunde 35 (1936), S. 151–354,  
hier S. 188.
- 20 Vgl. dazu MOTT, Lawrence V.: The Development of  
the Rudder. A Technological Tale. Studies in Nautical  
Archaeology, 3, College Station/London 1997.
- 21 HAKELBERG (wie Anm. 4), S. 140.
- 22 BLOESCH, Paul: Die Feder-, Gehr- oder Hauptlä-  
den im Bodensee-Schiffbau des 17. Jahrhunderts.  
Spekulationen um ein Bauteil und seine Benennung,  
in: Skyllis. Zeitschrift für Unterwasserarchäologie 4  
(2001 [2003]), S. 174–191.
- 23 HAKELBERG (wie Anm. 4), S. 153–156, 171–177 mit  
Abb. 191.
- 24 Schwäbische Kronik, Abendblatt, Dienstag  
29. Oktober 1889, S. 2112.
- 25 LEIDENFROST (wie Anm. 3), S. 56, mit den Abb.  
25–26.
- 26 Alle Angaben nach Korrespondenz im Seemuse-  
um Kreuzlingen.
- 27 Für die Faserbestimmung danken wir Dr. Ursula  
Maier, Regierungspräsidium Baden-Württemberg –  
Landesamt für Denkmalpflege, Hemmenhofen.
- 28 REUCHLIN (wie Anm. 12), S. 263.
- 29 BERNER, Herbert (Hg.): Sipplingen am Bodensee.  
Geschichte eines alten Dorfes. Hegau-Bibliothek,  
Bd. 10, Singen 1967, S. 312.
- 30 STADELMANN (wie Anm. 10), S. 140f.
- 31 NIEDERER, Gebhard: Die einstige Rheinschiffahrt  
oberhalb des Bodensees, in: Montfort 11 (1959),  
S. 50–85, hier S. 56.
- 32 Das auf dem Epitaph der Lindauer Kaufmanns-  
familie Deller von 1604 dargestellte Lastsegelschiff  
verfügt über ein Rahsegel, dessen Oberliek mit so  
breiten Schlaufen versehen ist, dass fast vermutet  
werden muss, dieses Segel sei mit Stoffstreifen an  
der Rah angeschlagen gewesen (Abb. 23).
- 33 STADELMANN (wie Anm. 10), S. 140.
- 34 BLOESCH (wie Anm. 7), S. 326.
- 35 LEIDENFROST (wie Anm. 3), S. 18f.
- 36 BEUTHER, Thomas: Arithmetischer Lust-Garten  
bestehend in zehen mal sieben mal zwey immer  
grünenden Blumen vor Liebhaber der edlen Rechen-  
kunst, Lindau: Georg Jacob Ostertag [Chronogramm:  
1772], S. 59–62.
- 37 BLOESCH (wie Anm. 7).
- 38 Wie etwa auch bei den Flussschiffsegeln der  
Loire im 19./20. Jahrhundert: GUILLET, Jacques / CE-  
BRON, Jean-Pierre / GUYOMARD, Emile: La batellerie  
Bretonne. Vie quotidienne des mariniers de l'Ouest,  
Douarnenez 1988, S. 132.
- 39 Die Etymologie von ›Schiff‹ (vom ahd. *scif*, *scef*;  
mhd. *schif*, *schef*) ist nach J. u. W. GRIMM, Deutsches  
Wörterbuch, Bd. 15, Sp. 53, ganz unsicher (vgl. dage-  
gen Bickel, wie Anm. 11, S. 84, der den Begriff auf den  
ausgehöhlten Einbaum zurückführt). Die deutschen  
Begriffe ›Boot‹, ›Schiff‹, ›Kahn‹ und ›Nachen‹ sind  
nahezu synonym, haben aber einen unterschiedli-  
chen Ursprung. Sie wurden teils regionentypisch für  
kleinere und grössere Wasserfahrzeuge verwendet.  
Heute würde man im alltäglichen Sprachgebrauch  
dann von einem Boot sprechen, wenn das Fahrzeug  
relativ klein und offen ist, von einem Schiff, wenn  
es relativ gross ist und ein geschlossenes Deck bzw.  
Aufbauten besitzt.
- 40 Vom ahd. *segal*, *segil*, *segel*; mhd. *segel*, J. u. W.  
GRIMM (wie Anm. 39) Bd. 16, Sp. 82.
- 41 Von mhd. *lede* ›Ladung, Last‹, Bickel (wie Anm.  
11) S. 321f.; die Bezeichnung Segner für ein kleineres  
Bodensee-Lastsegelschiff deutlich von lat. *sagena*  
›Zugnetz‹, Bickel (wie Anm. 11) S. 100ff.
- 42 BICKEL (wie Anm. 11), S. 317ff.
- 43 HAKELBERG (wie Anm. 4), S. 31
- 44 ROTH, August: Erinnerungen an meine Fahrten  
auf dem Bodensee mit meinem Lastschiff in den Jah-  
ren 1876–1922. Seemuseum Kreuzlingen, Nachlass  
Adolf Ribl: masch. Mss., 1927. – Der Segner Roths in  
Kesswil um 1890 ist abgebildet bei LEIDENFROST (wie  
Anm. 3), Abb. 19.
- 45 STADELMANN (wie Anm. 10).
- 46 HASLER, Hans: Alti Bilder vom Zürisee. Schiff und  
Schiffhüt, Ürike 1936, S. 20, nachgedruckt in Welti,  
Hilde (Hg.), Ledischiffe auf dem Zürichsee, Stäfa  
31981.
- 47 LEIDENFROST (wie Anm. 3).
- 48 Anm. 24.
- 49 HAKELBERG (wie Anm. 4), S. 171.
- 50 REUCHLIN (wie Anm. 12), S. 263.
- 51 BICKEL (wie Anm. 11), S. 352f.; Niederer (wie Anm.  
31).
- 52 HOLLANDER, Neil / MERTES, Harald: Solange sie  
noch segeln. Die letzten Arbeitssegler, Hamburg  
1983.

- 53 HASLER (wie Anm. 46), Bonino, Marco: Le imbarcazioni tradizionali delle acque interne nell'Italia centrale: quadro di riferimento e risultati della ricerca. Quaderni dell'Atlante linguistico dei laghi italiani, Bd. 1, Firenze 1982, S. 88–91.
- 54 LEIDENFROST (wie Anm. 3), S. 11.
- 55 GÖTTMANN, Frank: Kreuzschiffe auf dem Bodensee. Die grenzpolizeiliche Überwachung des Getreidehandels im 18. Jahrhundert, in Schrr VG Bodensee 106 (1988), S. 145–182, hier S. 149.
- 56 GÖTTMANN (wie Anm. 55), S. 167f.
- 57 STADELMANN (wie Anm. 10), S. 140.
- 58 GUTERMANN, Thomas: Wetter und Klima im Bodenseeraum, in: Schrr VG Bodensee 99/100 (1981/1982), S. 99–118.
- 59 HUSS, Eduard: Beiträge zur Kenntnis der Winde im Bodenseegebiet, in Schrr VG Bodensee 93 (1975), S. 171.
- 60 REUCHLIN (wie Anm. 12), S. 258.
- 61 Vgl. auch KRUMHOLZ, Emil: Die Geschichte des Dampfschiffahrtsbetriebes auf dem Bodensee, Innsbruck 1906, S. 69: »Die Witterungsverhältnisse der Bodensee-Gegend können, was die Zeit vom Monat Mai bis zum Monate September anbelangt, im allgemeinen als für den Schiffahrtsbetrieb günstige bezeichnet werden. Für gewöhnlich setzt in dieser Zeit des Morgens zwischen 8 und 10 Uhr leichter Nordwestwind ein, der auf gutes Wetter schliessen lässt und daher den Namen ›Wetterwind‹ (Gutwetterwind) führt. Nachmittags lullt die Nordwestbrise ein und es bleibt bis gegen Abend windstill. Nach Sonnenuntergang setzt gewöhnlich leichter Nordost ein, der bis nach Mitternacht anhält und dann allmählich abflaut.«
- 62 HUSS, Eduard / STRANZ, Dietrich: Die Windverhältnisse am Bodensee, in: Pure and Applied Geophysics 81, (1970), S. 323–356.
- 63 Vgl. zu Land- und Seewind auch WIELAND, H. / MALLAUN, Otto / HAUTTMANN, Max: Bodensee-Handbuch. Für Segler, Motorbootfahrer und Wanderruderer, Berlin 1912, S. 24ff.
- 64 HUSS (wie Anm. 59), S. 178.
- 65 REUCHLIN (wie Anm. 12), S. 260.
- 66 REUCHLIN (wie Anm. 12), S. 259.
- 67 KOPFMÜLLER, A.: Der Land- und Seewind am Bodensee, in: Schrr VG Bodensee 54 (1926) S. 280–333; HUSS / STRANZ (wie Anm. 62); HUSS (wie Anm. 59).
- 68 KOPFMÜLLER (wie Anm. 67).
- 69 STADELMANN (wie Anm. 10).
- 70 LEIDENFROST (wie Anm. 3), S. 53.
- 71 NIEDERER (wie Anm. 31), S. 57.
- 72 ROTH (wie Anm. 44), S. III.
- 73 Man vergleiche etwa die schnellen und manövrierfähigen arabischen Dhaus mit ihren Lateinersegeln oder portugiesische Karavellen mit den plumpen, rahsegelten spanischen Galeonen der Frühen Neuzeit (übrigens ein interessanter Aspekt für die Bodenseeschiffe, denn Karavellen sind ja auch in erster Linie für schwere Ladung, wie Geschütze und Edelmetalle, konzipiert gewesen). Wie gut aber ein scheinbar ungünstiger Segeltyp (Rahsegel) mit einem für schnelle, kursstabile Fahrt ausgelegten V-förmigen Schiffsrumpf korrespondieren kann, zeigen nordeuropäische Schiffe, etwa vom Typ der »Wikingerschiffe«. Mit Ausnahme eines Hart-am-Wind-Kurses unter 60° waren sie in der Lage, auf offener See, freilich auch unter Ausnutzung von Meeresströmungen, alle anderen Kurse gut zu bewältigen.
- 74 Auf eine ausführlichere Beschreibung des komplizierten Kräftespiels beim Segeln soll für das Verständnis unseres Zusammenhangs zugunsten einer verkürzten Fassung verzichtet werden.
- 75 FRIEDRICHSEN, Wolfgang (Hg.): Das Segelhandbuch, Hamburg 1986.
- 76 SCHULT, Joachim: Segler-Lexikon, Bielefeld 1998. Der Begriff ›Halse‹ leitet sich aus der Fahrt mit Rahsegeln ab: als ›Hals‹ wird die untere luvseitige Ecke des Rahsegels bezeichnet, die bei der Halse oder Wende mit der Bootsdrehung zum Schothorn wird und die Bordseite wechselt; der heutige Begriff »Steuerbordschoten« entspricht also dem früheren »Backbordhalsen«.
- 77 FIRCKS, Jochen von: Der Nachbau eines altslawischen Bootes. Ein archäologischer Fund aus Ralswiek auf Rügen wird seetüchtig, LübStorf 1999, S. 56.
- 78 SCHULT (wie Anm. 76).
- 79 ROTH (wie Anm. 44), S. III.
- 80 RÖTHLISBERGER, Hans Markus: Die Schiffeleute und ihre Arbeit, in: WELTI (wie Anm. 46), S. 55.
- 81 STADELMANN (wie Anm. 10), S. 140.
- 82 LEIDENFROST (wie Anm. 3), S. 50.
- 83 LEIDENFROST (wie Anm. 3), S. 16.
- 84 REUCHLIN (wie Anm. 12), S. 263.
- 85 HASLER (wie Anm. 46), S. 23.

86 Aus den Angaben zur Ausrüstung und Personal der Schiffe seien an dieser Stelle nur Aspekte genannt, die unmittelbar Rückschlüsse auf Antrieb und Fortkommen der Schiffe zulassen.

87 LEIDENFROST (wie Anm. 3), S. 40ff.

88 ROTH (wie Anm. 44), S. II.

89 ROTH (wie Anm. 44), S. II.

90 LEIDENFROST (wie Anm. 3), S. 56.

91 ROTH (wie Anm. 44), S. IV.

92 HOLLANDER / MERTES (wie Anm. 52), S. 196.

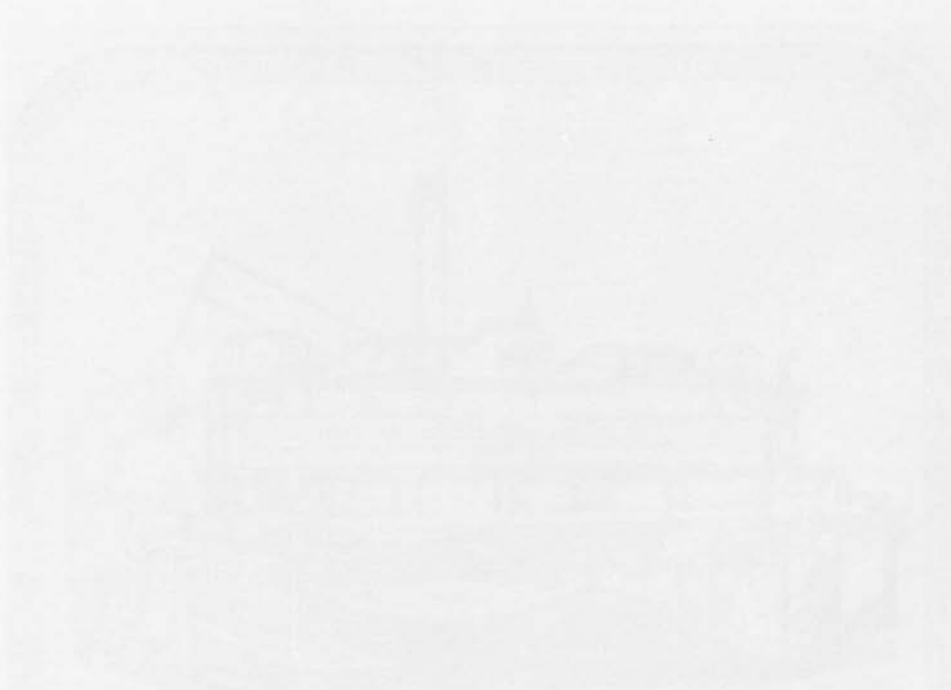
93 HOLLANDER / MERTES (wie Anm. 52), S. 85.

## ST. GALLER STICKFREIGESCHICHTE

### Einleitung oder Zusammenfassung

### EINE IN DIE GEGENWART INITIIERTE WUT

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nach dem Zusammenbruch des Heiligen Römischen Reiches, wurde die Schweiz als ein Bundesstaat mit der ersten Verfassung der Welt betrachtet. Die Schweiz wurde als ein Bundesstaat betrachtet, der die Freiheit der Bürger gewährte. Die Schweiz wurde als ein Bundesstaat betrachtet, der die Freiheit der Bürger gewährte. Die Schweiz wurde als ein Bundesstaat betrachtet, der die Freiheit der Bürger gewährte.







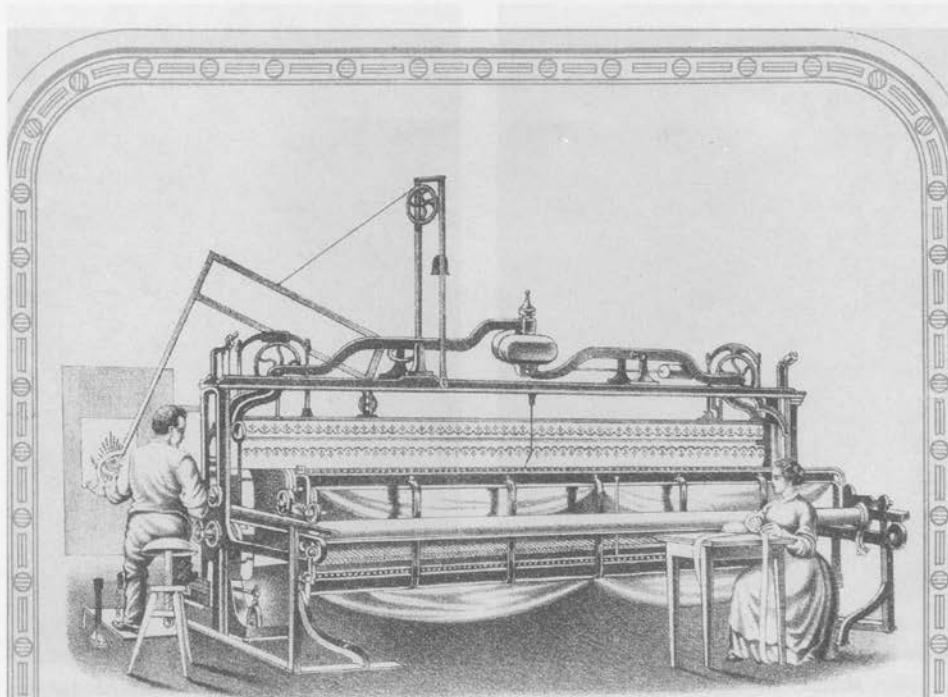
Ursula Karbacher

## ST. GALLER STICKEREIGESCHICHTE

Imitation oder Innovation?

### EINE NIE GESEHENE IMITIERWUT

In seiner 1992 verfassten Schrift *Industrieästhetik* zitiert Stanislaus von Moos den an der Stickmaschine arbeitenden Sticker als anschaulichstes Bild der vom Prinzip der Imitation und Reproduktion dominierten visuellen Kultur des 19. Jahrhunderts: *Der Sticker sitzt auf seinem Hocker, vor ihm, auf dem senkrechten Musterbrett aufgeheftet, die Stickvorlage. Mit*



**Abb. 1** Handstickmaschine mit Sticker und Helferin, wahrscheinlich die Ehefrau, welche die Stickfäden vorbereitet. Das Einfädeln des Fadens in die Nadeln war mehrheitlich die Arbeit der Kinder. Das Bild zeigt einen Ausschnitt eines »Enveloppes«, ein mit Prägedruck verziertes Couvert, in die in der Regel Stickereimuster verpackt wurden. TMSG

der Linken führt er den Pantographen über das Blatt hin und bewegt so den riesigen Stickboden in der Stickmaschine. Wird ein Punkt der Stickvorlage mit dem Pantographen angestochen, führen dutzende – wenn nicht Hunderte – von Nadeln die gleiche Bewegung auf dem Stickboden aus. Während der Sticker seine Vorlage abtastet, entsteht so das gewünschte Motiv gleichzeitig in dutzend-, ja hundertfacher Ausführung... Skrupel hinsichtlich der Tatsache, dass der ganze Aufwand vor allem dazu diente, eine handwerkliche Herstellung vorzutauschen, gab es keine.<sup>1</sup> (Abb. 1)

Für von Moos ist das Kopieren älterer und ausländischer Vorbilder sogar ausdrückliches Programm. In der Blütezeit der St. Galler Spitzen der 1880er Jahre sieht er eine nie gesehene Imitierwut.<sup>2</sup>

In einem vorangehenden Kapitel meint von Moos, dass die Übernahme traditioneller Formen nicht zuletzt deshalb geschehe, [...] weil sie Verständnis und Gebrauch des jeweiligen Gegenstandes überhaupt erst ermöglicht; geändert wird das Material und die Art seiner Verarbeitung. Für solche Unterwanderungen der überlieferten Form durch neue Verarbeitungstechniken und Materialien mag es im Einzelnen hundert gute Gründe geben.<sup>3</sup>

Diese sollen im folgenden Teil näher erörtert und die von von Moos als Imitierwut gestempelte St. Galler Stickerei des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts aus einem anderen Blickwinkel betrachtet werden.

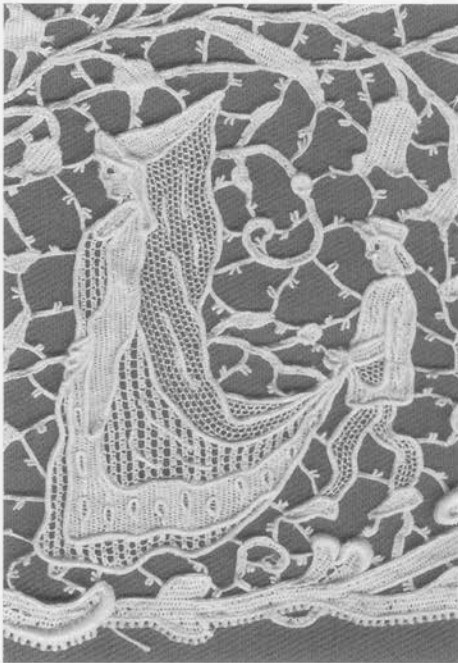


Abb. 2a: Nadelspitze aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Gefertigt nach einer sich im Victoria and Albert Museum in London befindenden Vorlage aus dem 17. Jh., TMSG 1249

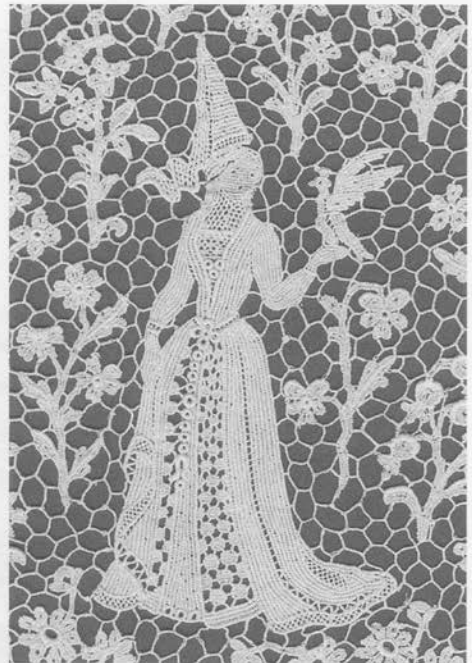


Abb. 2b: St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, geätzt, nach 1900, TMSG Slg Grauer 1249

## SPITZEN FÜR DIE BÜRGERLICHE MODE

Einer der Hauptgründe für den Erfolg der St. Galler Stickerei war mit Sicherheit der Preis des billigeren Industrieerzeugnisses gegenüber dem teureren, von Hand gearbeiteten Produkt. So genannte echte Spitzen, d. h. die von Hand gearbeiteten, konnten sich während Jahrhunderten nur der Adel und das reiche Bürgertum leisten. (Abb. 2 a–b)

Mit der Auflösung der Kleidermandate nach der Französischen Revolution durften auch die unteren Stände sich mit Spitzen und Stickereien zieren. Passend dazu ermöglichte die Herstellung von Maschinenspitzen auch mittleren Einkommenschichten, den Kleidungs- und Wohnstil der tonangebenden Elite zu imitieren. Die Erfüllung des Traums vom Luxus der gesellschaftlichen Vorbilder dürfte der Hauptfaktor der enorm grossen Nachfrage nach St. Galler Stickereien gewesen sein.

St. Gallen lieferte in die ganze Welt, was der Markt wünschte. Gefragt waren historische, naturalistische, klassizistische Stickereien.<sup>4</sup>

Dieser Wunsch nach spitzenartigen, der bürgerlichen Mode adlige Würde verleihenden Stickereien<sup>5</sup> rief zur Vervollkommnung der Täuschung primär nicht nach formalen Innovationen, sondern nach technischen Erfindungen.

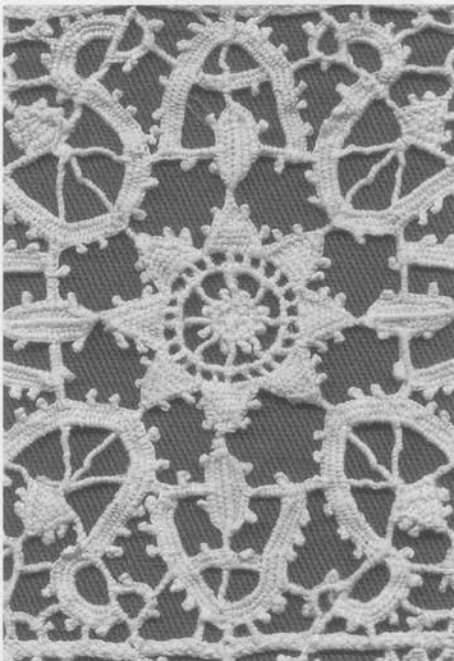


Abb. 3a: Italienische Reticellaspitze, 17. Jh., TMSG 912

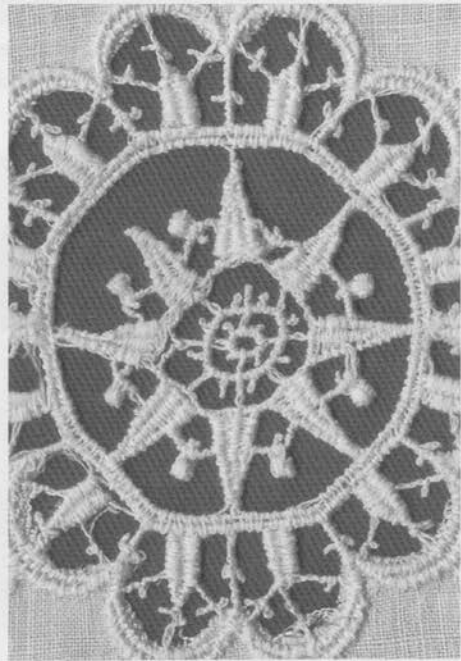
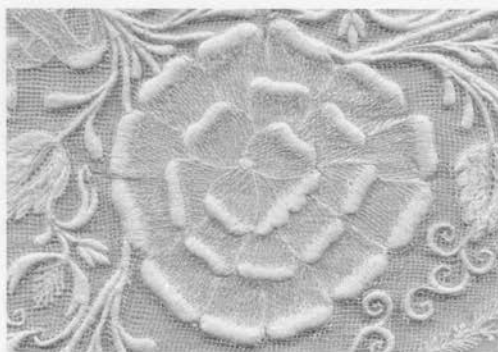


Abb. 3b: St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, geätzt, 1895–1902, Original der Abb. in Iklé (wie Anm. 7), S. 116, TMSG 30805



**Abb. 4a:** Manillastickerei,  
19. Jh., TMSG 23189



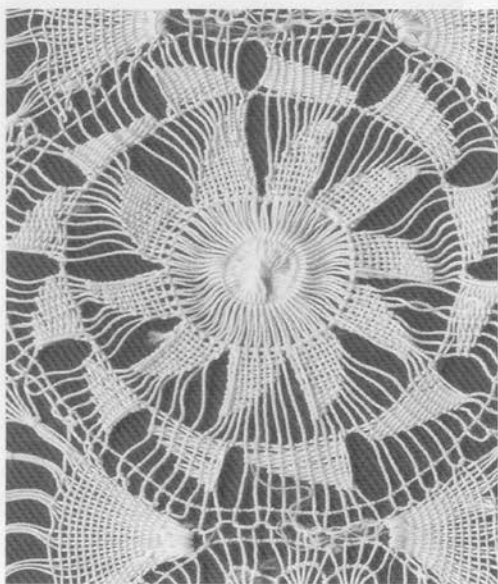
**Abb. 4b:** St. Galler Maschinenstickerei, Handstick-  
maschine, um 1900, Textilbibliothek, Musterbuch der  
Firma Iklé in St. Gallen, Nr. 17



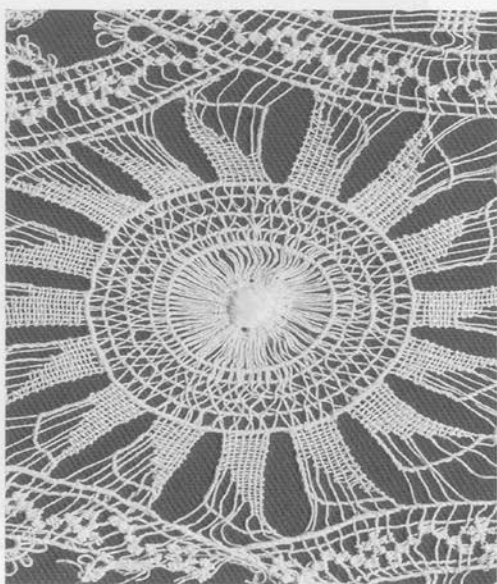
**Abb. 5a:** Chinesische Stickerei,  
19. Jh., TMSG Grauer 369



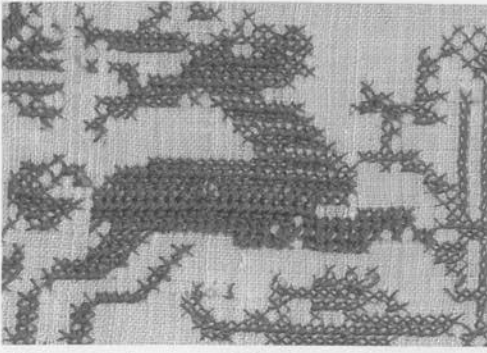
**Abb. 5b:** St. Galler Maschinenstickerei, Handstick-  
maschine, 1890–1910, Textilbibliothek, Musterbuch der  
Firma Huber-Meyenberger in Kirchberg, Nr. 34



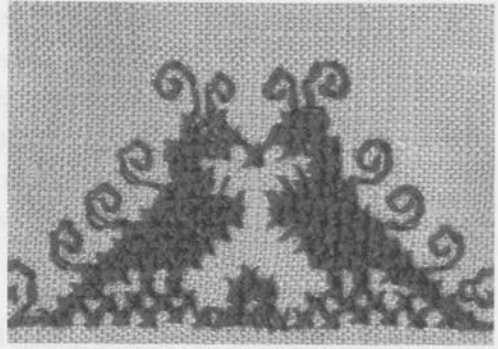
**Abb. 6a:** Südamerikanische Solspitze,  
1850–1888, TMSG 48868



**Abb. 6b:** St. Galler Maschinenstickerei, Handstick-  
maschine, 1885–1894, Original der Abb. in Iklé  
(wie Anm. 7), S. 112, TMSG 30803



**Abb. 7a:** Bündner Kreuzstich, Anfang 19. Jh., TMSG 23767



**Abb. 7b:** St. Galler Maschinenstickerei von 1894, Handstickmaschine, Textilbibliothek, Musterbuch der Firma Alder in St. Gallen, Nr. 12



**Abb. 8:** St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, Damenkrawatte, so genannte Lavallière, 1875–1876, Original der Abb. in Iklé (wie Anm. 7), Pl. I, TMSG 30765

## DIE STICKMASCHINE KANN ALLES

In seiner Rückschau eines Vierundachtzigjährigen führt uns der Stickereifabrikant Otto Alder das Vertrauen in den technischen Fortschritt klar vor Augen: *Der Pariser Kundschaft gegenüber stellte ich mich stets auf den Standpunkt: »Die Stickmaschine kann alles.« Gebt mir eine Aufgabe und ich engagiere mich, sie zu lösen!*<sup>6</sup>

Tatsächlich scheint es nichts zu geben, was die Ostschweizer Stickmaschinen nicht täuschend echt imitieren konnten: italienische Reticellaspitzen, Manillastickereien, chinesische Stickereien, südamerikanische Solarbeiten und Kreuzstichstickereien – um nur einige Nachahmungen aufzuführen. (Abb. 3 a–7b)



Tauchte eine Modeneuheit auf, so wurde sofort versucht, diese ebenfalls herzustellen. Es kam auch vor, dass der eine oder andere Stickereifabrikant gleichzeitig die erste Lancierung eines Produkts für sich in Anspruch nahm: so z. B. die 1872 in Mode gekommenen *Lavallières*, die an beiden Enden bestickten Damenkrawatten (Abb. 8). Ernst Iklé<sup>7</sup> nimmt die erste Lancierung dieses Artikels für sich in Anspruch. Otto Alder<sup>8</sup> meint, dass die Firma Wetter diese Modeneuheit als erste auf den Markt brachte.

## HANDWERKLICHES GESCHICK UND HARTNÄCKIGER ERFINDUNGSGEIST

Es war nicht die Maschine allein, welche die Neuschöpfungen ausführte. Die gestellten Aufgaben waren äusserst knifflig. Es brauchte Geduld und auch handwerkliches Geschick, um sie zu lösen.

Können und Erfahrung des Stickers spielten eine erhebliche Rolle. Wer mit den wenigen noch arbeitenden Handmaschinenstickern ins Gespräch kommt, begreift schnell, dass nach heutiger Sicht das Handmaschinensticken mehr zu den Handarbeiten als zu den Maschinenarbeiten gezählt werden darf. Die neben der Maschine von Hand ausgeführten Arbeiten sind nicht zu unterschätzen. Hoch stehende Stickereien geübter und begabter Handmaschinensticker sind von den von Hand ausgeübten Arbeiten auch für Fachleute nicht immer auf Anhieb zu unterscheiden.

Entwerfer, Sticker, aber auch Techniker mussten Hand in Hand arbeiten, um befriedigende Resultate zu erhalten. Der Erfindungsgeist zur Realisierung der grossen Vielfalt von St. Galler Stickereien war – und ist noch heute – ein fortwährendes, hartnäckiges Suchen nach innovativen Lösungen.

## TECHNISCHE INNOVATIONEN UND CHEMISCHE ERFOLGSREZEPTE

Umfassenden Einblick in die technische Geschichte von 1830–1930 gibt das von Ernst Iklé verfasste Buch zur Maschinenstickerei<sup>9</sup>. Die Mehrheit der darin abgebildeten Stickereien ist im Original in der Sammlung des Textilmuseums erhalten. Sie dokumentieren wichtige Erfindungen und sind als genaue Zeitzeugen ideale Datierungshilfen:

Trotz verschiedenster Verbesserungen an der 1828 von Josua Heilmann erfundenen Handstickmaschine, konnten die zwischen 1840 und 1850 maschinell hergestellten Stickereien mit den von Hand gefertigten noch nicht wirklich konkurrieren.

Ein grosser Erfolg für die Handstickmaschine war ab 1860 die Herstellung der gekreuzten Spitzeneinsätze, der so genannten »jours«<sup>10</sup> (Abb. 9). Sie kamen den spitzen-



Abb. 9: St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, mit gekreuzten Spitzeneinsätzen, den so genannten »jours«, 1860–1865, Original der Abb. in Iklé (wie Anm. 7), S. 26, TMSG 30757

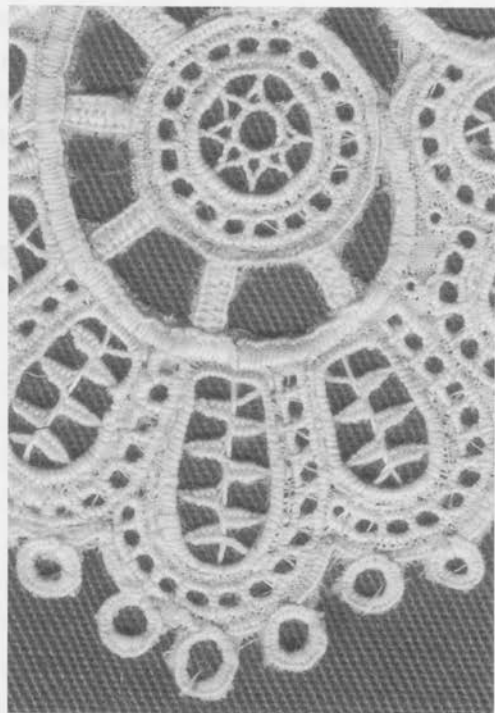


Abb. 10: St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, mit runden Festons am unteren Rand, 1878, Original der Abb. in Iklé (wie Anm. 7), S. 63, TMSG 30782

artigen Füllmotiven der Handstickerei nahe und es mussten bei luxuriösen Stickereien diese Ziermuster anschliessend nicht mehr von Hand ausgefüllt werden.

Zwei elementare, schier unlösbar erscheinende Schwierigkeiten waren jedoch noch nicht bewältigt: Erstens konnte der Festonstich noch nicht mechanisch gestickt werden und zweitens war die Herstellung der Löcher in der Lochstickerei sehr aufwändig, das heisst teuer: Als erstes mussten die Stellen der Löcher markiert, dann von Hand gebohrt und erst in einem dritten Schritt konnte gestickt werden<sup>11</sup>.

Das Problem der Festons wurde 1862 mit der Erfindung des Festonapparates gelöst<sup>12</sup>. Doch wurde erst 1878 ein Apparat entwickelt, der es ermöglichte, runde Festons zu sticken<sup>13</sup>. (Abb. 10)

## VON DER BOHRWARE ZUR BRODERIE ANGLAISE

Die Broderie Anglaise, auch Englische Stickerei oder Lochstichstickerei, war seit dem Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in England sehr beliebt. Hierbei handelte es sich um eine Weissstickerei, bei welcher die in den Stoff geschnittenen, verschie-



Abb. 11a: Broderie Anglaise, England, 2. Drittel 19. Jh., TMSG 22959



Abb. 11b: St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, nach 1868, Textillbibliothek, Musterbuch der Firma Iklé in St. Gallen, Nr. 20

denförmigen Löcher mit Überwindungs- oder Festonstichen umnäht und mit Stepp-, Stiel- oder Plattstich kombiniert werden.

Englische Nonnen brachten diese Stickerei auf die portugiesische Insel Madeira. Typisch für die so genannte Madeirastickerei sind runde, ovale, spitzovale und zweispitzige Lochformen.

Die Maschinenstickerei hat die Lochstickerei übernommen. Da die Löcher mit Hilfe von Schneidinstrumenten, den Bohrern, ausgeschnitten wurden, bezeichnete man die Stickerei zu Beginn auch als Bohrware.

Die Erfindung des Bohrapparats für das Herstellen der Löcher in der Broderie Anglaise erfolgte 1868<sup>14</sup>. (Abb. 11 a–b)

Eine nächste, von Ernst Iklé erfolgreich lancierte Neuheit war zwischen 1870 und 1875 die Broderie Anglaise mit sogenannten fonds

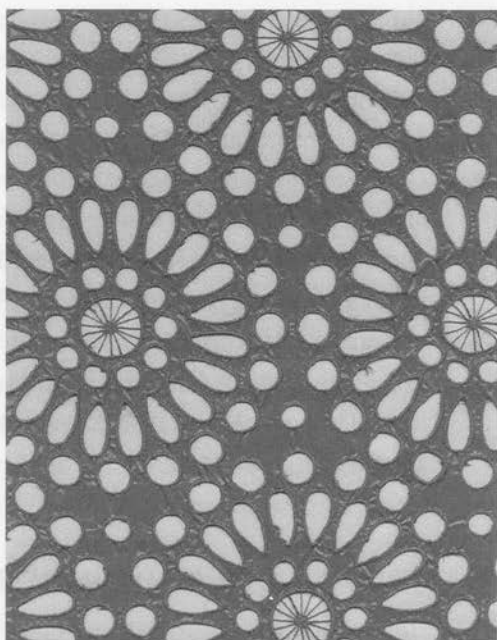


Abb. 12: St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, »Fonds pleins« (heute Allover) in Broderie Anglaise, 1870–1875, Original der Abb. in Iklé (wie Anm. 7), S. 41, TMSG 30763

pleins<sup>15</sup>. Bis anhin wurden nur Entre-Deux gefertigt, Bänder, welche von Schneiderinnen oder Näherinnen je nach Gebrauch zusammengenäht wurden. Die *fonds pleins*<sup>16</sup>, das heisst die auf ihre ganze Breite bestickten Stoffbahnen, fanden grosses Echo und wurden in diversen Farben und Stoffen bestellt. (Abb. 12)

## STICKEREI AUF TÜLL ALS ERSTE SPITZENIMITATION



Abb. 13: St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, Seide auf Tüll, 1882, Original der Abb. in Iklé (wie Anm. 7), S. 52, TMSG 30774

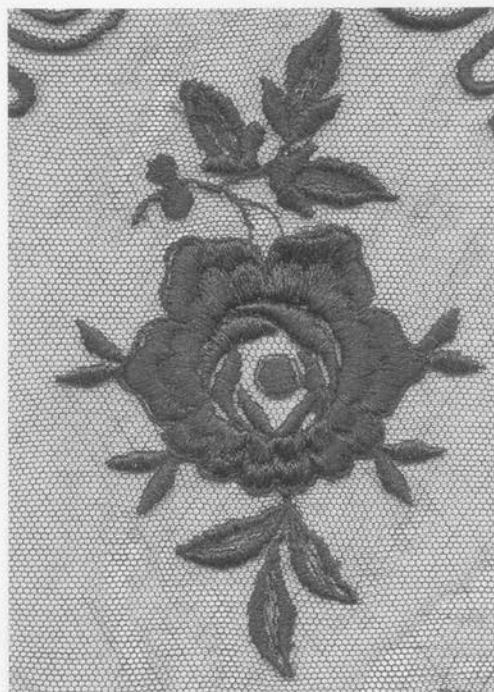


Abb. 14: St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, Seide, schwarz, auf Tüll, vor 1900, TMSG 52036

Stickerei auf Tüll war als Spitzenimitation sehr gefragt. Der Tüll wurde bei den ersten Stickversuchen um 1878<sup>17</sup> zuerst auf normales Papier, später auf Seidenpapier fixiert, welches nach dem Stickten weggerissen wurde. Nicht optimal waren die zurückbleibenden Papierresten. Man wurde kühner, liess das Papier ganz weg und erzielte so ein weit besseres Resultat<sup>18</sup>.

Was sich bei Iklé so unproblematisch anhört, war alles andere als leicht.

Alder beschreibt am Beispiel der spanischen Tüllspitzen, wie schwierig das direkte Stickten mit Seide auf Tüll zu Beginn war: Die grossflächigen Blumenmotive erforderten lange Stiche, welche sich nicht flach legen wollten, sondern sich nach dem Stickten aufbäumten zu hohlen Reliefs, an denen man mit den Fingern hängen blieb. Auch entstanden durch

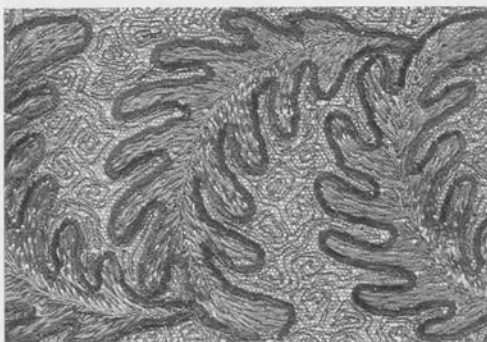


Abb. 15: St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, auf Tüll mit Metallfäden, Filofloss und Chemille, 1890–1910, Textilbibliothek, Huber-Meyenberger in Kirchberg, Nr. 13

Reissen des Tüllgrundes grosse Löcher, welche nach dem Sticken von Hand verwoben werden mussten<sup>19</sup>. (Abb. 13, 14)

1884 entwickelte Saurer einen Soutacheapparat. Dieser ermöglichte es, der Stickerei Schnüre, Litzen, Chenille und andere Materialien anzubringen, welche zu dick waren, um sie in eine Nadel zu fädeln<sup>20</sup>. (Abb. 15)

## DIE ERFINDUNG DER LUFTSPITZE

Keine dieser Errungenschaften jedoch kann sich mit der Erfindung des Wegätzens messen. Seit 1879 hat sich Charles Wetter mit dem Problem des Stickens und der Auflösung des Stickbodens befasst. Erst 1883 gelang es ihm, die erste »chemische Spitze« herzustellen, welche er als *imitations Spitze brûlé*, oder als *Luftspitze* bezeichnete. Der spätere Begriff war *Ätzzspitze*. Heute spricht man von *Guipure*<sup>21</sup>.

Von der Tüllstickerei auf Papier ausgehend, suchte Wetter eine Möglichkeit, das Papier durch Stoff zu ersetzen. Ein in Lyon lebender Aargauer hörte von Wetters Ideen und erzählte ihm von seiner Beobachtung, welche er beim Versuch, Flecken auf einem Stück Seidenstoff mittels Chlor zu entfernen, zufällig gemacht hatte. Wetter begann nun zu Hause in seiner Küche mit Chlor zu experimentieren. Bei diesem Unterfangen litten



Abb. 16a: Irische Häkelspitze, 2. Hälfte 19. Jh., TMSG 1584

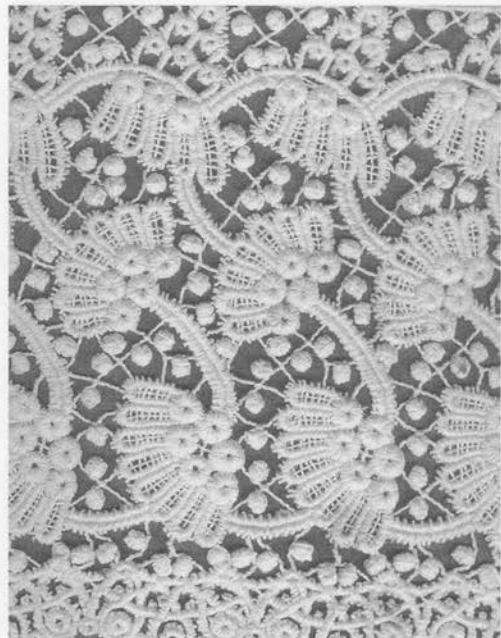


Abb. 16b: St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, geätzt, 1881/82, Museum Bischoff Textil AG St. Gallen, Musterbuch der Firma Wetter & Cie, Engelburg



die Stickereien und Wetters Gesundheit. Erneut kam ihm der Zufall zu Hilfe. Bei einem aus der Bleicherei zurückkommenden Baumwolltaschentuch bemerkte er, dass die mit Seide gewobenen Blumen gänzlich verschwunden waren. Er erkundigte sich nach dem für das Bleichen benutzten Produkt. Es war kaustische Soda (Natronlauge) – Wetter war am Ziel seiner Recherchen<sup>22</sup>.

Wetters Entdeckung und die Erfindung der Schifflistickmaschine von Isaak Gröbli 1863 (eine Stickmaschine mit fortlaufendem Faden) beeinflussten den weiteren Verlauf der Ostschweizer Stickereiindustrie grundlegend. Obwohl seit 1880 mit Schifflistickmaschinen produziert wurde, konnten erst durch ständige Perfektionierung der Maschinen ab 1904 ebenso feine<sup>23</sup> Stickereien hergestellt werden, wie mit der Handstickmaschine.

Charles Wetter war der erste Fabrikant, welcher »chemische Spitzen« auf der Schifflistickmaschine herstellte<sup>24</sup>.

Die irischen Häkelspitzen befand Wetter für seine ersten Imitationsversuche als ideal. Wetter beauftragte den Zeichner Erwin Bernet, nach Irland zu reisen und eine Kollektion dieser Spitzen nach Hause zu bringen.

Die Herstellung der ersten Serie war aufwändig<sup>25</sup>. Denn es mussten die Festonpartien der aus dem Ätzbad kommenden Spitzen wieder in Form gebracht werden. Um dies zu erreichen, wurden die Spitzen auf grosse Bügelbretter geheftet und die Festons mit Nadeln richtig aufgesteckt. Nach dem Trocknen mussten sie noch gebügelt werden. Trotz aller später hinzukommenden Fortschritte beschreibt Ernst Iklé Wetters erste irische Spitzenimitationen als die schönsten<sup>26</sup>. (Abb. 16 a–b)

## FILET IST TRUMPF

Um die Stickereien nach dem Ätzen nicht wie Wetter aufheften und bügeln zu müssen, rollte Otto Alder seine Stickereien in ungeätztem Zustand auf Holzspulen mit hohen Rändern<sup>27</sup>.

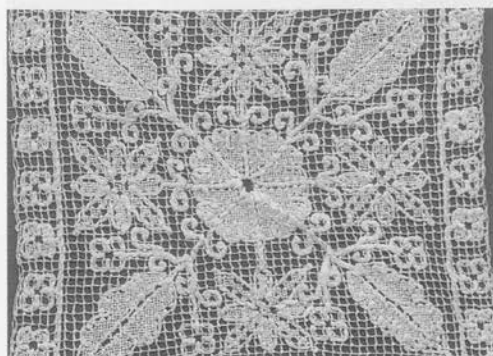


Abb. 17a: Filetarbeit, 19. Jh., TMSG 40052

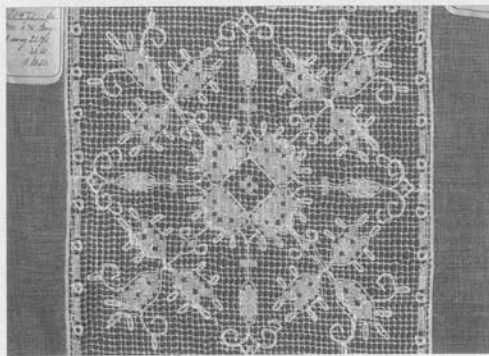


Abb. 17b: St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, vor 1900, TMSG 30211

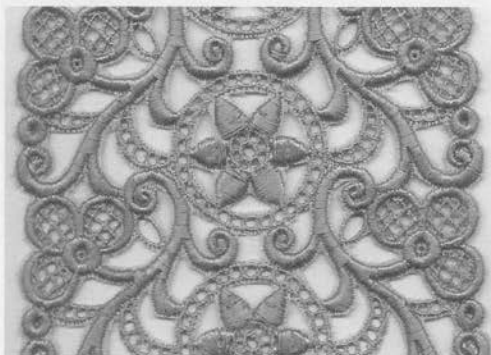
Alder begann mit der Imitation von Filetspitzen. Die von Hand gearbeiteten Spitzen besorgte er sich bei Antiquaren in Paris. Mittels dieser Vorbilder begannen seine unzähligen Versuche.

Das zu überwindende Hauptproblem waren die Kreuzungsstellen der Fäden des Filetgrundes. Diese verrutschten nach dem Ätzen zu einem unregelmässigen Gebilde. Alder liess nicht locker und seine Hartnäckigkeit machte sich bezahlt. Der erste Kunde hielt die Imitationen nicht für St. Galler Stickereien: *Herr Alder! Bis jetzt habe ich Sie stets als geraden, ehrlichen Kaufmann taxiert, und nun muss ich erfahren, dass Sie mich täuschen wollen, indem Sie die Prätension haben, mir, dem Kenner, französischer Produkte als St. Galler Erzeugnisse unterzuschieben und zu verkaufen. So was hätte ich von Ihnen denn doch niemals erwartet!* Alder lag im Trend. Der Markt wünschte Filet. (Abb. 17 a–b)

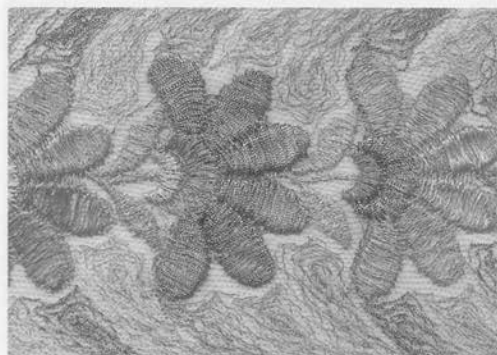
## DAS ÄTZEN VON SEIDEN- UND METALLSTICKEREIEN

Eine weitere von Alder entwickelte Errungenschaft war um 1888 das Ätzen von Seidenstickerei. Gestickt wurde mit Seide auf einen zuvor bearbeiteten Stoff, der sich bei Hitze auflöste. Dank diesem Verfahren konnten Spitzenimitationen in Seide und Metall hergestellt werden<sup>28</sup>. (Abb. 18)

Iklé erwähnt die Erfindung nur kurz und sie erscheint dem Leser einfach und unkompliziert. Bei Alder erfahren wir mehr darüber. Sie wurde ihm nicht geschenkt: *Sehr bald schon nach der epochemachenden Erfindung der baumwollenen Ätztzitze beschäftigte mich lebhaft der Wunsch, nach diesem Prinzip auch seidene Ätztzitzen herauszubringen, war ich doch Spezialist in Seidenstickereien...*<sup>29</sup>. Alder wandte sich mit seinem Anliegen an einen Berufschemiker, doch konnte ihm dieser nicht weiterhelfen. Bald darauf kam ein Sticker und zeigte ihm nach eigener Erfindung hergestellte Seidenätztspitzen. Die daraufhin unternommenen



**Abb. 18:** St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, geätzt, bunte Seidenstickerei, 1885–1890, Textilbibliothek, Musterbuch der Firma Iklé in St. Gallen, Nr. 22



**Abb. 19:** St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, Metallstickerei auf Tüll, 1890–1910. Textilbibliothek, Musterbuch der Firma Huber-Meyenberger in Kirchberg, Nr. 33

Versuche gelangen nur zum Teil. Zur Vervollkommnung des Verfahrens liess Alder einen speziellen Ofen bauen. Auch dieser schien die Erwartungen nicht zu erfüllen und der Erfinder verschwand nach dessen Bau kurzerhand nach Amerika: *Da sassen wir nun mit einem Ofen, aber ohne die Hauptsache: das Rezept der chemischen Präparation des Stoffes.* Zum Glück blieben noch die präparierten Stoffe des verschwundenen Erfinders zurück und es gelang Alder doch noch das Prinzip der Seidenätzspitzen zu ergründen. Bei der Produktion ergab sich aber eine neue Schwierigkeit: Durch die mit Chemikalien präparierten Stoffe begannen beim Sticken gewisse Maschinenteile zu rosten. Schliesslich wurde auch diese Schwierigkeit gelöst und Alder wandte sich einer neuen Herausforderung zu.

Zu Alders beruflichem Steckpferd gehörte die Verwendung des Metallfadens in der Stickerei<sup>30</sup>: [...] *aber ungeahnte Schwierigkeiten stellten sich auch diesem Vorhaben entgegen. Die Metallfäden krangelten und warfen sich in- und übereinander wie wild; es ging einfach nicht, während ich schon von ganz geätzten, wundervoll duftigen, wie fallenden breiten Spitzen gänzlich in Metall träumte.* Sein Mitarbeiter fand die Ursache in der ungenügenden Geschmeidigkeit der Fadenseele (der Baumwollfaden, um welchen der hauchdünne Metallstreifen gewickelt ist). Mittels eines mercerisierten Garns meisterte Alder in Zusammenarbeit eines Lyoner Fabrikanten auch dieses Problem. Es war jedoch nur ein Teilerfolg. Die in England angekommene Lieferung der neuen Metallspitzen, es handelte sich um eine Sendung mehrerer tausend Franken, schien unbrauchbar. Die Metallfäden waren ganz scheckig. Aber auch hier fand sich schlussendlich ein geeignetes Gegenmittel: Zyankali. Wie diese hochgiftige Substanz angewandt wurde verrät Alder leider nicht. (Abb. 19)



Abb. 20a: Gros Point de Venise, Italien, 3. Viertel 17. Jh., TMSG 1139

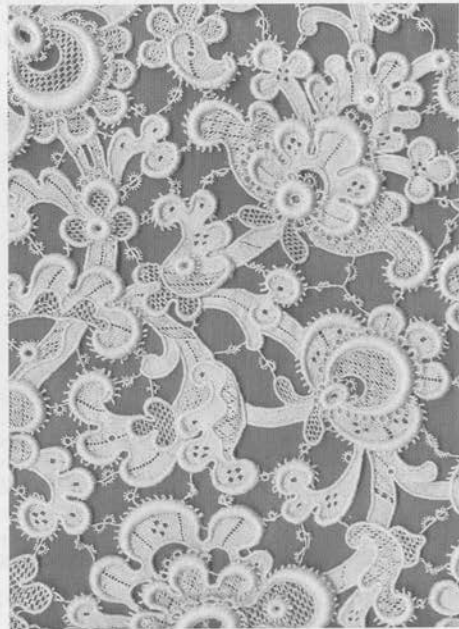


Abb. 20b: St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, um 1900, TMSG Slg. Grauer



Abb. 21a: Point de France, Ende 17./Anfang 18. Jh., TMSG 700

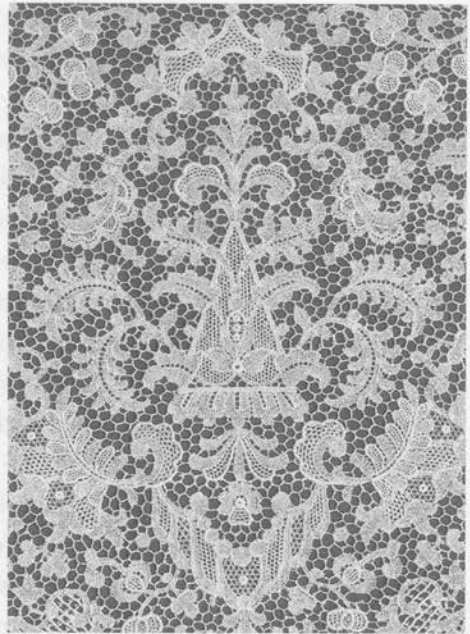


Abb. 21b: St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, geätzt, 1898, Textilbibliothek, Muster der Firma Alder in St. Gallen, Schachtel 13

## GROBE MASCHINEN STELLEN FEINSTE SPITZEN HER

Die Ätzstickerei machte es möglich, mit der Stickmaschine auch die kostbarsten Handspitzen nachzuahmen. Ein grosser Verkaufsschlager für die St. Galler Sticker wurden die alten venezianischen Spitzen, die »Gros points de Venise«. Grauer aus Degersheim gelang es, nicht nur lange, sondern auch breite Spitzen herzustellen, indem er das Spitzenmotiv für die Herstellung mehrfach unterteilte und die einzelnen Motive später von Hand zusammennähen liess<sup>31</sup>. (Abb. 20 a–b)

Die Nachfrage nach Spitzen wuchs und wuchs und die St. Galler Fabrikanten arbeiteten die feinsten Spitzen wie Points de France (Abb. 21 a–b), Brüsseler (Abb. 22 a–b) oder Alençons (Abb. 23 a–b) bis ins kleinste Detail nach.

Der Erfindungsgeist, der Eifer und die Hartnäckigkeit der St. Galler Stickereifabrikanten waren unbrembar. Selbst die Appenzeller Handstickerei wurde als »Genre Appenzell« zwischen 1914 und 1928 imitiert. Um die Vorzeichnung der Handstickerei vorzutauschen, färbten die Sticker die Nadeln der Stickmaschine mit Graphit.<sup>32</sup> (Abb. 24 a–b)

Die Grenzen zwischen Imitation und Inspiration wurden immer fließender. Aus der engen Anlehnung an die historische Spitze entwickelte sich die beeindruckende, unerschöpflich erscheinende Kreativität der St. Galler Stickereien. Heute geniessen die St. Galler Textilschaffenden Weltruf.



Abb. 22a: Point de Gaze, Brüsseler Spitze, 19. Jh., TMSG 3263

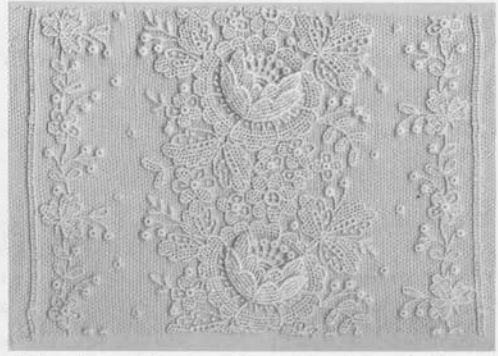


Abb. 22b: St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, um 1900, Textilbibliothek, Musterbuch der Firma Grauer in Degersheim, Nr. 577

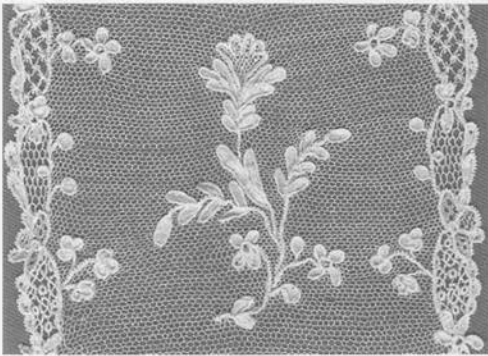


Abb. 23a: Alençons Spitze, Frankreich, 19. Jh., TMSG 760



Abb. 23b: St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, um 1900, TMSG 30166



Abb. 24a: Appenzeller Handstickerei, 2. H. 19. Jh., TMSG 22170

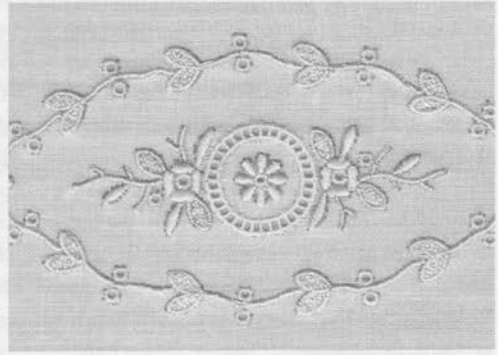


Abb. 24b: St. Galler Maschinenstickerei, Handstickmaschine, so genannter »Genre Appenzell«, 1918, Textilbibliothek, Musterbuch der Firma Iklé in St. Gallen, Nr. 16



## Anschrift der Verfasserin:

Ursula Karbacher, Textilmuseum St. Gallen, Vadianstr. 2, CH-9000 St. Gallen,  
 ukarbacher@textilmuseum.ch

## ANMERKUNGEN

- 1 Moos, Stanislaus von: *Industrieästhetik*. Disentis 1992 S. 54
- 2 MOOS (wie Anm. 1) S. 63
- 3 MOOS (wie Anm. 1) S. 20
- 4 Siehe dazu: WANNER-JEANRICHARD, Anne; MAYER, Marcel: *Vom Entwurf zum Export. Produktion und Vermarktung von Sankt-Galler Stickereien 1850–1914*, in: *Sankt-Galler Geschichte*. St. Gallen 2003, Bd. 6, S. 143–168
- 5 EGGMANN, Verena/MÄDER, Markus: *Made in Switzerland*. Zürich 1988 S. 84
- 6 ALDER, Otto: *Rückschau eines Vierundachtzigjährigen*. St. Gallen 1933 S. 50
- 7 IKLE, Ernest: *La broderie mécanique 1828–1930*. Paris 1931 S. 36
- 8 ALDER (wie Anm. 6) S. 27
- 9 IKLE (wie Anm. 7)
- 10 IKLE (wie Anm. 7) S. 26, 29
- 11 IKLE (wie Anm. 7) S. 22
- 12 IKLE (wie Anm. 7) S. 25, 28 und EHRADT, Willy: *Das Glück auf der Nadelspitze*. Plauen 1995 S. 43: Da war zunächst der Feston-Apparat, mit dem man die Fadenverschlingung an gestickten Abschlussbogen ähnlich herstellen konnte wie die Hand. So einfach der Apparat war, so hat man doch lange daran probieren müssen, bis eine brauchbare Lösung gefunden war. In der Schweiz hatte Otto Rittmeyer, der Bruder des grossen Fabrikanten Balthasar Elysäus Rittmeyer, zusammen mit dem Mechaniker Ulrich Oettle aus Schmidhof bei Weinfelden 1862 einen solchen Festonapparat konstruiert. Die Engländer waren damit um sieben Jahre voraus, hatte doch die Firma Heavens in Manchester auf den alten Heilmannschen Maschinen schon 1855 Festons gemacht, als die Schweizer sie noch mit der Hand sticken liessen.
- 13 IKLE (wie Anm. 7) S. 54, 63 und ERHARDT (wie Anm. 12) S. 43: Einen ersten Kreisfestonapparat, welcher radial gestellte Stiche ermöglichte, erfand 1869 Jaeggli aus Frauenfeld.
- 14 IKLE (wie Anm. 7) S. 32–34 und ERHARDT (wie Anm. 12) S. 43: Rittmeyer und Oettle liessen erstmals eine Einrichtung an der Stickmaschine anbringen, mit welcher man einigermassen befriedigende Hohl-effekte erzielen konnte. Diese mit Metallspitzen versehenen Bohrlineale, waren auf dem Vorder- oder Hinterwagen über die ganze Länge der Stickmaschine montiert und konnten nach Bedarf umgeklappt und ausser Betrieb gesetzt werden.
- 15 IKLE (wie Anm. 7) S. 36, 41
- 16 heute als Allover-Stickerei bezeichnet
- 17 IKLE (wie Anm. 7) S. 43
- 18 IKLE (wie Anm. 7) S. 49
- 19 ALDER (wie Anm. 6) S. 24–25
- 20 IKLE (wie Anm. 7) S. 59, 64
- 21 Da der Stickboden, d. h. der mit Baumwollfaden bestickte Seidenstoff, mit kaustischem Soda weg-geätzt wurde, nannte man die zurückbleibende, luftige Baumwollstickerei bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts »Ätzspitze«. Die so genannte »St. Galler Spitze« wird immer auf ein vorhandenes Trägermaterial gestickt, d. h. es handelt sich immer um Stickereien und nicht um tatsächliche Spitzen. Per Definition sind Spitzen ein dekoratives Gewebe aus dünnen Fäden, dem nicht ein anderes für sich selbst gefertigtes Gewebe oder Netz als Stütze dient. Das Wort »ätzen« ist im Sprachgebrauch auch negativ besetzt ist und so spricht man seit den 1950er Jahren von »Guipure«.
- 22 IKLE (wie Anm. 7) S. 65–66
- 23 IKLE (wie Anm. 7) S. 125
- 24 IKLE (wie Anm. 7) S. 95 und *Musterbuch Wetter & Cie, Engelburg* (wie Abb. 16 b)
- 25 ALDER (wie Anm. 6) S. 51
- 26 IKLE (wie Anm. 7) S. 66
- 27 ALDER (wie Anm. 6) S. 52–53
- 28 IKLE (wie Anm. 7) S. 96
- 29 ALDER (wie Anm. 6) S. 59–61
- 30 ALDER (wie Anm. 6) S. 61–62
- 31 IKLE (wie Anm. 7) S. 95, 97
- 32 IKLE (wie Anm. 7) S. 155, 159

Arnulf Moser

## WILHELM SCHÜRMANN-HORSTER (1900–1943)

Ein politischer Schauspieler als Opfer  
des Nationalsozialismus

Das Leben des Schauspielers Willy Schürmann-Horster (1900–1943) ist bis auf die 12 Monate seines Aufenthalts in Konstanz eigentlich ganz gut bekannt. Nach Schulzeit und Besuch der Schauspielschule von Luise Dumont in Düsseldorf, an der auch Gustav Gründgens Schüler war, spielte und inszenierte er ab 1920 im Rheinland politisch-revolutionäres Theater mit zeitgenössischen Autoren wie Maxim Gorki, Ernst Toller, Georg Kaiser, Erich Mühsam, Bert Brecht und Friedrich Wolf, aber auch Georg Büchner. Daneben befasste er sich stets mit den Klassikern. Vorübergehend war er 1923 sogar Mitglied der KPD, wurde aber nach seinen Aussagen im Prozess von 1943 wegen politischen Differenzen ausgeschlossen. Seine Theatergruppen trugen Namen wie »Jungaktivistenbund« (1920), »Junge Aktion«, »Freie Volksbühne«, »Notgemeinschaft Düsseldorfer Schauspieler« und besonders erfolgreich die »Truppe im Westen«, ein 1930 entstandenes Schauspielerkollektiv.<sup>1</sup> Die Witwe erinnerte sich später an ihn: *Deutlich sehe ich Willy Schürmann noch vor mir, den mitreißenden Regisseur bei der Gestaltung eines Aktschlusses: Die revolutionären Arbeiter sehen dem Tode entgegen, schließen sich eng zusammen und singen: »Brüder in eins nun...«*<sup>2</sup>

Nach der Machtergreifung war er noch kurze Zeit als Regisseur des Kabaretts »Klimperkasten« in Düsseldorf bis zu dessen Schließung durch die Polizei tätig und hatte noch ein Theaterengagement bis 1935 in Bad Godesberg. Er wurde im Herbst 1934 und Anfang 1935 vorübergehend festgenommen. Im Frühjahr 1935 stand er mit einer großen Gruppe von fast 70 Kommunisten wegen Vorbereitung zum Hochverrat vor Gericht, dem Oberlandesgericht Hamm, wurde aber freigesprochen. Der Künstlernamen Horster stammt vermutlich von einem Mitangeklagten Horster, der während des Prozesses Selbstmord begangen hatte. Ein Freund aus dieser Zeit, der kommunistische Gewerkschafter Rudi Goguel, von Anfang 1946 bis 1948 vorübergehend Redakteur beim Konstanzer »Südkurier«, als die Redaktion nach dem französischen Parteiensystem ausgerichtet wurde, beschrieb ihn so: *Willy, groß, mager, ein wenig schielend, mit einer eigenwilligen Künstlermähne, war der typische Bühnenmann – stets geistreich, oft kritisch und immer energiegeladen.*<sup>3</sup>

Ab 1937 lebte Schürmann-Horster in Berlin, meist arbeitslos, er verschickte viele Bewerbungen, auch an Rundfunkanstalten und Filmgesellschaften, sprach in den Vernehmungen der Gestapo von freier Mitarbeit bei Tobis, Ufa und Bavaria. Unter anderem schrieb er ein Drehbuch »Till Eulenspiegel« und beschäftigte sich mit theatertheoretischen Fragen und den deutschen Klassikern. Um ihn bildete sich ein Kreis von etwa 20 Künstlern, Intellektuellen, aber auch Arbeitern und Handwerkern, ein Diskussionskreis im geistigen Widerstand, der in Privatwohnungen über Kulturpolitik und die politische Lage diskutierte. Schürmann-Horster galt als Wortführer dieser Gruppe. Es entstanden Verbindungen zu der Gruppe um den Offizier im Reichsluftfahrtministerium Harro Schulze-Boysen und den Nationalökonom im Reichswirtschaftsministerium Dr. Arvid Harnack, eine lockere Organisation mit vielfältigen Aktivitäten. Eine weitere Gruppe scharte sich um den Psychoanalytiker John Rittmeister, ein Zirkel von Jungkommunisten um Hans Coppi. Die Widerstandsgruppe Schulze-Boysen/Harnack, genannt »Rote Kapelle«, war keine konspirative Organisation, sondern ein Geflecht von Beziehungen mit einem breiten Spektrum sozialer Herkunftsbereiche und unterschiedlichen politischen und weltanschaulichen Motivationen, etwa 130 Personen, darunter sehr viele Frauen. Auslöser für Widerstandsaktivitäten wurde die Sorge vor einem Krieg gegen die Sowjetunion. Für die Gruppe waren Ostorientierung und die Verständigung mit der Sowjetunion leitende Gedanken. Der Begriff »Rote Kapelle« wurde von der militärischen Abwehr auf sowjetische Agenten in Paris und Brüssel angewandt und von der Gestapo auf die Berliner Gruppe übertragen. Der Versuch, militärische Informationen durch persönliche Kontakte in Berlin oder per Funk über den Agenten Leopold Trepper in Paris und Brüssel an die Sowjetunion weiterzuleiten, hat die Gruppe in der Nachkriegszeit noch lange Zeit als Landesverräter in Misskredit gebracht. Vor allem in Westdeutschland wurde während des Kalten Krieges der Vorwurf erhoben, die Gruppe sei wegen Spionage am Tod vieler deutscher Soldaten im Osten schuld. Umgekehrt galt die Gruppe in der DDR als Beweis für die Kontinuität des von der KPD gesteuerten Widerstandes, einzelne Personen wurden nachträglich als »Kundschafter der Sowjetunion« geehrt, 28 Mitglieder der Roten Kapelle erhielten 1969 posthum sowjetische Orden.<sup>4</sup>

Aus der marxistischen Perspektive der DDR-Forschung werden schon die Aktivitäten Schürmann-Horsters in den 20er Jahren der KPD-Linie zugeordnet, die Rote Kapelle wird zur straff geführten Organisation, innerhalb der Schürmann-Horster für marxistisch-leninistische Schulung, das Studium der Werke des Marxismus-Leninismus und die Agitation unter Wehrmichtsangehörigen zuständig war.<sup>5</sup>

Im Frühjahr 1942 wurde die Gestapo durch ein Flugblatt »Die Sorge um Deutschlands Zukunft geht durch das Volk!« erstmals aufmerksam. Eine Sonderkommission des Reichssicherheitshauptamtes (Amt IV A 2 = Sabotagebekämpfung) mit etwa 30 Mitarbeitern wurde schließlich auf die Gruppe angesetzt. Ob Schürmann-Horster Harnack und Schulze-Boysen überhaupt persönlich kannte, ist nicht bekannt. Aus seiner Gruppe stand der Kommunist Hans Coppi mit Schulze-Boysen in Verbindung. An konkreten Ak-



tionen wie Flugblättern, Kontakten zu Russen, Spionage oder Funkverkehr war Schürmann-Horster aber nicht beteiligt. Erhalten sind Vorträge und Manuskripte zum politischen und sozialen Engagement des Theaters, ein undatiertes Text, in dem die Filmpolitik von Goebbels kritisiert wird, und zwei Texte von 1938 und 1939 über philosophische Probleme der Kunst und einer über Idealisierung, Darstellung und Gestaltung. Für den Theaterverlag »Die Wende« bearbeitete er Goethes »Egmont« und Schillers »Don Carlos«.

In einer wohl nicht ganz ernst gemeinten Stimmung beschloss die Gruppe eines Abends im Oktober oder November 1940, von der Diskussionsrunde zur Aktion überzuge-

hen. Schürmann-Horster bestimmte drei Personen als politischen Leiter, Organisationsleiter und Agitationspropagandaleiter, und es wurden freiwillige Beiträge eingesammelt. Diese Dreiergruppe war offensichtlich nach dem Vorbild der KPD im Untergrund gebildet worden. Bereits vierzehn Tage später war allen klar, dass ein solches Vorgehen viel zu gefährlich sei und nicht weiter verfolgt werden sollte. Ab Anfang 1941 war Schürmann-Horster länger krank, hielt sich dann meistens außerhalb von Berlin auf und hat an keiner Sitzung mehr teilgenommen, aber jener Abend sollte der ganzen Gruppe zum Verhängnis werden. Während für die rheinländische Zeit Schürmann-Horsters im Archiv der Berliner Akademie der Künste ein Nachlass vorliegt, stammt das meiste, was wir über die Berliner Zeit und den Prozess wissen, aus dem Zentralen Parteiarchiv der SED, das heute vom Bundesarchiv Berlin als gesonderte Abteilung verwaltet wird (»Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv – SAPMO«). Die Akten zu Schürmann-Horster befinden sich in den SED-Sammlungen Nazijustiz, Rote Kapelle, der die DDR-Forschung natürlich ein besonderes Interesse entgegengebracht hatte, und Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN).<sup>6</sup>

Schürmann-Horster, der von 1926 bis 1929 schon einmal verheiratet gewesen war, heiratete im Oktober 1940 in zweiter Ehe die Volksschullehrerin Klara Harprath, die er seit 1923 aus der rheinländischen Theaterszene kannte. Im April 1941 kam ein Sohn zur Welt. In Vorträgen nach dem Krieg sprach die Witwe, die in der DDR als Lehrerin und Pädagogik-Dozentin tätig war, von den zwei Jahrzehnten, die sie mit ihm in enger Verbun-

denheit verbringen und erleben durfte, als seine Mitarbeiterin, als seine Kameradin, als Genossin, als Kampfgefährtin und später auch als seine Frau.<sup>7</sup> Ab 1941 versuchte Schürmann-Horster sich in die Provinz abzusetzen, wobei er sich nicht als Schauspieler, sondern als Spielleiter für klassische Stücke bewarb. Zugleich verschickte er Schriftsätze über seine Theaterkonzeption an mehrere Reichsbehörden, die mit Theater zu tun hatten, so z. B. an das Amt Rosenberg (Beauftragter des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP), an die Reichsjugendführung, die Reichstheaterkammer und das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda. Darin kritisierte er Pathos, Idealisierung des Heroischen, Übersteigerung des Abgründigen in den Aufführungen der Klassiker und schlug eine experimentelle Studio-Truppe zur Neuentdeckung der Klassiker vor. Ihm ging es um die sozialen Konflikte, die Aktualisierung historischer Konflikte, die gesellschaftliche Wirkung des Theaters, weniger um die individuelle Charakteristik oder die Psychologisierung. Die Resonanz war gering. Erhalten ist ein Schreiben der Dienststelle Rosenberg vom Dezember 1941, in dem sie sich für die Zusendung der Konstanzer Programmhefte bedankte und ihm viel Erfolg in Konstanz wünschte. Für die DDR-Forschung zeigte Schürmann-Horster in diesen Schriftsätzen eine gewisse Ghetto-Denkweise, sektiererische Momente, da er isoliert von den politisch-ästhetischen Auseinandersetzungen in der KPD gewesen sei.

Im November 1941 erhielt Schürmann-Horster etwas überraschend am »Grenzlandtheater« Konstanz eine Stelle als Dramaturg und Werbeleiter, sicher im Zusammenhang mit einem Wechsel des Intendanten im Sommer 1941. Der Kontakt war über den Konstanzer bzw. Karlsruher Schauspieler Wolfgang Müller gelaufen, von dem Schürmann-Horster erfahren hatte, dass in Konstanz Personal gesucht wurde. Das Theater hatte im Sommer 1941 kriegsbedingt vor der Schließung gestanden, Intendant Reinhold Singe war nach Cottbus gegangen, und es waren fast keine männlichen Schauspieler mehr da. Doch Konstanz galt als Sonderfall wegen der Nähe zur Schweiz, wegen der *allgemein deutschen Aufgaben* sollte weitergespielt werden. Der neue Intendant Fritz Becker von der Badischen Landesbühne Karlsruhe brachte auch neue Schauspieler mit. Etwas herablassend erklärte Schürmann-Horster, er habe trotz künstlerischer Bedenken zugesagt, weil wegen der vielen Einberufungen jeder gebraucht werde. Die Verhandlungen zogen sich bis Mitte Oktober hin, ab 2. November 1941 war er in Konstanz tätig. Er wohnte im Bahnhofshotel, damals in der Bahnstraße 4 (heute Nr. 10) und bezahlte 5 RM täglich für Kost und Logis. Sein Gehalt betrug anfangs 300 RM, später 350 RM, ab Herbst 1942 450 RM. Der neue Intendant erhielt das Dreifache. Über die Aufgaben Schürmann-Horstens sind wir durch die Stellenbeschreibung genau informiert, als für ihn ein Nachfolger gesucht werden sollte, was aber letztlich unterblieb. Im Bereich Dramaturgie war er zuständig für die Prüfung eingehender Verlagswerke, Unterbreitung von Spielplanvorschlägen und Preetexten, die Gestaltung der Programmhefte, das Archiv und insbesondere die Reiseleitung bei auswärtigen Gastspielen. Im Bereich Werbeleitung ging es um die Ausarbeitung der Wochenspielläne und des Bilderwerbedienstes, bei der Organisation um



Verhandlungen mit der Freizeitorganisation KdF (»Kraft durch Freude« in der Deutschen Arbeitsfront) und mit anderen Besucherorganisationen, um die Bearbeitung von Bewerbungen und die allgemeine Korrespondenz für den künstlerischen Betrieb. Gespielt hat er selber nicht, politisch aktiv war er auch nicht, er scheint sich in Konstanz aber sicher gefühlt zu haben. Im Scherz musste er sich allerdings als Kulturbolschewik bezeichnen lassen, d. h., von seiner Geisteshaltung oder seinen früheren Aktivitäten muss einiges nach Konstanz durchgesickert sein.<sup>8</sup>

Der verspätete Start mit dem neuen Intendanten im Oktober 1941 muss sehr improvisiert gewesen sein. Zwischen dem, was angekündigt wurde, und dem, was dann tatsächlich gespielt wurde, bestehen große Unterschiede. Das »Grenzlandtheater« war damals ein Dreispartentheater mit Oper und Operette, Ballett, Schauspiel und Komödie und spielte fast täglich mit vielen Gastspielen zwischen Singen und Lindau. Es fehlte vor allem an männlichen Schauspielern, und die Konstanzer »Bodensee-Rundschau« hat deren Probleme einmal so dargestellt: Der Schauspieler, der an einem Abend den Prinzen von Homburg verkörperte, musste am nächsten Abend einen Frosch in der »Fledermaus« spielen, am folgenden Tag in einem Lustspiel mitwirken, dann eine komische Figur in einer Operette mimen und am folgenden Tag im Opernchor von »Rigoletto« mitsingen. In der Spielzeit vom 11. Oktober 1941 bis 15. Mai 1942 gab es 247 Aufführungen (84 Operette, 59 Oper, 53 Lustspiel, 51 Schauspiel). Am erfolgreichsten war die »Fledermaus« mit 15 Aufführungen in Konstanz und 6 Aufführungen auswärts.<sup>9</sup>

Schürmann-Horster schrieb sogar am 15. Mai 1942 in der Konstanzer NS-Zeitung »Bodensee-Rundschau« einen großen Artikel über seine Vorstellungen von der Aufführung der deutschen Klassiker, in diesem Fall »Wallenstein«, nämlich statt schicksalhafter Tragik die Betonung der Rolle des menschlichen Bewusstseins und der Probleme der menschlichen Gesellschaft. Und er leistete sich einen Konflikt mit der Organisation KdF, die mit seinem Angebot nicht zufrieden war und ihm »berliner-jüdisches Geschäftsgebaren« vorhielt. Man warf ihm vor, für die Organisation KdF nur »abgespielte« Stücke anzubieten, die schon 25 Mal gespielt worden seien. Der Intendant stellte sich voll hinter ihn, übertrug ihm auch noch die Reiseleitung für die zahlreichen Gastspiele in der ganzen Region und sorgte für eine Gehaltserhöhung. Es wurde aber im Juni 1942 eine neue Vereinbarung mit der Organisation KdF über den Kartenverkauf und über geschlossene Veranstaltungen getroffen. Um die männlichen Schauspieler vor Einberufungen zu schützen, organisierte Schürmann-Horster im Sommer 1942 nach Beendigung der Theatersaison mit Erfolg eine zusätzliche Sommersaison. Fast täglich spielte das Theater gleichzeitig in Lindau und Konstanz, im Wechsel am einen Ort Theater, am anderen Ort Oper oder Operette. Die Sommeraktion war auch ein finanzieller Erfolg.<sup>10</sup>

Schürmann-Horstens bester Freund, der Bühnenbildner Harald Quedenfeldt, in dessen Familie er wie ein Pflegesohn aufgenommen worden war, kam an Weihnachten 1941 zu Besuch nach Konstanz und lieferte das Bühnenbild für die Operette »Die Fledermaus« von Johann Strauß. Er hat den Krieg ebenfalls nicht überlebt. Nach dem Tod

Schürmann-Horsters versuchte er unterzutauchen, wurde aber im Rheinland verhaftet und kam am 21. November 1944 in der Arrestzelle von Neuwied unter ungeklärten Umständen zu Tode.

In Konstanz wurden nur wenig Blut- und Bodenstücke aufgeführt. Für die Spielzeit 1942/43 war neben Klassikern wie »Die Räuber«, »Torquato Tasso« und »Emilia Galotti« ein Schwerpunkt mit modernen Dramatikern geplant. Vorgesehen waren »Claudia Colonna« von Wilhelm von Scholz, die Uraufführung »Iwan IV.« von Felix Kügele, »Der Jude von Malta« von Otto zur Leppen und »Mensch, aus Erde gemacht« von Friedrich Griese. Letzterer ist dem völkischen Spektrum zuzurechnen, dieses Stück wurde 1933 auch in Berlin mit Heinrich George gespielt. Diese Ankündigung in der »Bodensee-Rundschau« vom 9. Juli 1942 wurde auch in der Vorschau vom 26. September wiederholt. Doch bei den übrigen Sparten des Theaters ergaben sich schon in der September-Vorschau erhebliche Änderungen im Vergleich zum Juli, und was dann ausweislich der Rezensionen in der Zeitung tatsächlich gespielt wurde, sind teilweise wieder andere Stücke. Diese laufenden Änderungen zeigen die Schwierigkeiten, einen regulären Spielbetrieb im Krieg durchzuhalten. Im gedruckten Programmheft für die Saison 1942/43 ist Schürmann-Horster als Dramaturg und Propagandaleiter aufgeführt.<sup>11</sup>

Doch beginnen musste die Herbstsaison 1942 am 3. Oktober, dem 75. Geburtstag des Thurgauer Bauerdichters Alfred Huggenberger, mit einer Uraufführung von dessen Komödie »Heinrichs Brautfahrt«. Am gleichen Tag erhielt Huggenberger im Konzil durch die Freiburger Universität den Erwin-von-Steinbach-Preis zur Förderung der geistig-schöpferischen Kräfte im alemannischen Stammesbereich verliehen. Zu seinem 70. Geburtstag hatte Huggenberger 1937 bereits den Johann-Peter-Hebel-Preis erhalten.<sup>12</sup> Die letzte Eintragung in Schürmann-Horsters Theaterkalender von 1942 lautet am 1. November: Wilhelm von Scholz, »Claudia Colonna«. Das Frankfurter »Illustrierte Blatt« brachte im Dezember 1942 einen zweiseitigen Bericht mit Fotos über das Grenzlandtheater Konstanz als erfolgreiches Provinztheater. Das Theater musste im Herbst 1944 wie die anderen noch verbliebenen Bühnen seinen Betrieb einstellen. Die ersten, die nach Kriegsende die Konstanzer Bühne nutzten, waren im Sommer 1945 die Pariser Comédie Française und das Ballett der Pariser Oper, die auf Einladung des französischen Oberkommandierenden General de Lattre de Tassigny nach Süddeutschland gekommen waren und vor französischem Publikum auftraten.

In Berlin lief die Verhaftungswelle gegen die Mitglieder der »Roten Kapelle« Ende August 1942 an. Über 100 Personen wurden nach und nach festgenommen. In der Nacht vom 28. auf 29. Oktober wurde Schürmann-Horster bei der Rückkehr des Theaterschiffes von einer Vorstellung aus Überlingen verhaftet und kurz darauf nach Berlin in das Polizeigefängnis am Alexanderplatz gebracht. Die Ermittlungen gegen seine Gruppe waren bereits im Oktober vom Reichssicherheitshauptamt an die Staatspolizeileitstelle Berlin abgegeben worden, d. h., bei seiner Gruppe ging es nicht um Spionage oder Landesverrat, es waren keine Militärs oder Beamte beteiligt. Die in Konstanz beschlagnahmten

Bücher und Schriften ergaben nichts Nachteiliges, die in der Berliner Wohnung seiner Frau gefundenen marxistischen Schriften gehörten ihr. Sie wurde aber in der folgenden Zeit weiter nicht behelligt. Eine Anfrage der Schulbehörde wegen des Prozesses gegen ihren Mann wurde von der Gestapo zugunsten der Frau beantwortet.

In den Vernehmungen musste Schürmann-Horster die Bildung einer Dreiergruppe einräumen, bezeichnete sie aber als nicht ganz ernst gemeinten Fehler, der auch ohne weitere Folgen geblieben sei. Er bezeichnete sich selber nicht als Marxisten, sondern als Materialist. Im Sommer 1942 war Schürmann-Horster noch einmal in Berlin gewesen. Dort soll er geäußert haben, er wolle *auf legalem Weg als Kulturbolschewist weiterwirken, um den Leuten zu beweisen, dass sie von der Kunst nichts verstünden*. Der Untersuchungsbericht der Berliner Gestapo war zum Jahresende abgeschlossen. Der Haftbefehl durch das Amtsgericht Berlin wurde erst am 18. Januar 1943 ausgestellt, an diesem Tag wurde Schürmann-Horster in das Strafgefängnis Berlin-Plötzensee überführt. Zu einem nicht genau bekannten Zeitpunkt im Herbst war Intendant Becker sogar nach Berlin gefahren, um sich bei der Reichstheaterkammer und den Justizbehörden für Schürmann-Horster einzusetzen. Dort bedeutete man ihm aber, sich möglichst umgehend aus Berlin davonzumachen, wenn er sich nicht selber gefährden wolle.<sup>13</sup> Das Gehalt wurde ab November 1942 zunächst nicht mehr ausbezahlt. Der Intendant ging am Jahresende davon aus, dass Schürmann-Horster nie wieder nach Konstanz kommen werde. Gegenüber der Stadtverwaltung äußerte Becker, dass der Ausfall Schürmann-Horsters sich *sehr nachteilig für den Betrieb bemerkbar mache*. Ein Nachfolger wurde aber nicht mehr eingestellt, zwei Schauspieler teilten sich die von Schürmann-Horster geleistete Arbeit. Zum 1. Februar 1943 wurde eine fristlose Kündigung ausgesprochen, die gegenüber der Ehefrau damit begründet wurde, dass *die Verhaftung Ihres Herrn Gemahls auf Grund behördlicher Maßnahmen erfolgte*. Das Gehalt wurde ihm bis einschließlich Januar 1943 nachbezahlt. Schürmann-Horster muss sich im Frühjahr 1943 noch Hoffnungen gemacht haben, glimpflich davonzukommen, denn er widersprach der vom Konstanzer Theater ausgesprochenen Kündigung und weigerte sich im Gefängnis, die aus Konstanz geschickten Arbeitspapiere entgegen zu nehmen.<sup>14</sup> Bei der ersten Sprecherlaubnis flüsterte er seiner Frau zu: *Macht ihr anderen es besser als ich*. In einem Brief vom 19. November 1942 sprach er von einem anderen Frieden als 1918: *Dies 1918 sehe ich mit ganzer Gewissheit nicht mehr möglich*. Eben diese Tatsache ist es aber auch, die mich bestimmt, einen Frieden herannahen zu spüren, einen Frieden, der diesmal dem aktiven Teil des deutschen Volkes *Aufgaben und Verpflichtungen auferlegen wird*. Zu diesem Teil zähle ich mich mit, stolz und freudig, wenn immer es auch von irgendeiner Seite bestritten werden soll! Nein doch, es ist schon richtig, auch meine Gegenwart ist es wert, gelebt zu sein, weil jeder von Euch in menschlich erfüllendem Sinne ganz in mir ist und sein wird. Bleigrauer Novemberhimmel, erkaltende Wintersonne! In mir will ich mit eiserner Energie meine körperlich Gesundheit verteidigen, will wach halten einen Funken, der am Tage der winterlichen Sonnenwende zu einer Flamme sich entzündet, will selbst im engen Raum der Zelle nicht in Geduld harren, sondern im Innern verbrennend mich deutlich zu dem Tag bekennen, an dem ich heimgekehrt unter Euch, aktiv das Gesetz des Seins formen helfen werde. Und Anfang Januar 1943

sprach er in einem Brief noch von der Front des Widerstandes: *Aber ich habe es vorgezogen, der Not gehorchend, in Gedanken bei Euch zu sein, für Euch mit an der Front mit allen meinen Sinnen zu stehen und aufrecht kämpfen zu dürfen und damit für uns und unsere Heimat.*<sup>15</sup>

Wegen des Spionagevorwurfs für die Sowjetunion und wegen der Beteiligung von Wehrmatsangehörigen wurden die meisten Mitglieder der »Roten Kapelle« vor dem Reichskriegsgericht abgeurteilt, wobei über fünfzig Todesurteile verhängt wurden. Die ersten Hinrichtungen wurden Ende 1942 vollzogen.<sup>16</sup> Im Prozess gegen Viktor Dubinsky und den Bildhauer Cay von Brockdorff musste Schürmann-Horster im April 1943 als Zeuge auftreten. Dagegen folgte der Prozess gegen die Gruppe Schürmann-Horster erst am 20. und 21. August 1943 vor dem 2. Senat des Volksgerichtshofs unter Leitung von Kammergerichtsrat Diescher. Die Anklageschrift stammte vom 19. Mai 1943. Der erste Vorwurf lautete, *das hochverräterische Unternehmen, mit Gewalt die Verfassung des Reiches zu ändern, vorbereitet zu haben, wobei die Tat a) darauf gerichtet war, zur Vorbereitung des Hochverrats einen organisatorischen Zusammenhalt herzustellen oder aufrechtzuerhalten, b) auf die Beeinflussung der Massen durch Herstellung und Verbreitung von Schriften gerichtet war.* Der zweite Vorwurf besagte, *im Inland es unternommen zu haben, während eines Krieges gegen das Reich der feindlichen Macht Vorschub zu leisten oder der Kriegsmacht des Reiches Nachteile zuzufügen.* Außer Schürmann-Horster waren wegen Vorbereitung zum Hochverrat angeklagt der Architekt Friedrich Schauer, der kaufmännische Angestellte Wolfgang Thiess, der Arbeiter Eugen Neutert, die Stenotypistin Jutta Dubinsky, die Bildhauerin Ruthild Hahne, die Tänzerin Johanna Berger, der Arbeiter Wilhelm Bölter, die Stenotypistin Erika Schmidt, der Mechaniker Bruno Hempel und der Sprachleiter Walter Hoffmann. Schürmann-Horster hatte einen Wahlverteidiger, Dr. Paul Boyke, der für seine Bemühungen immerhin 500 RM erhielt. Bei dieser Prozesswelle, in deren Urteile sogar Hitler persönlich eingriff, konnte er wohl kaum etwas ausrichten. Ende Februar 1943 hatte er noch keine allgemeine Sprecherlaubnis erhalten, im April ging er davon aus, dass noch einige Zeit bis zur Anklageerhebung vergehen werde. Kurz vor Prozessbeginn hatte er nochmals die Prozessakten einsehen können.<sup>17</sup> Gegen die elf Angeklagten gab es folgende Urteile: drei Todesurteile, drei Mal acht Jahre Zuchthaus, zwei Mal vier Jahre, ein Mal zwei Jahre, ein Mal ein Jahr und einen Freispruch. In der Begründung des Todesurteils für Schürmann-Horster hieß es: *Bei den Besprechungen ... war der Angeklagte der eifrige und geistig überlegene Wortführer und blieb es auch, als einige Zeit vor Kriegsausbruch nicht mehr allein künstlerische und andere kulturelle Fragen, sondern mehr und mehr Fragen der deutschen Außen- und Innenpolitik und später auch des Kriegsgeschehens zum Gegenstand der Diskussionen gemacht wurden. Entsprechend der politischen Einstellung der Teilnehmer wurden die Unterhaltungen unter der Leitung des Angeklagten im kommunistisch-marxistischen Sinne geführt... Es war in der Hauptsache die Schulungstätigkeit, durch die Schürmann die Teilnehmer auf die illegale Arbeit vorbereitet und die hochverräterischen Ziele der illegalen KPD gefördert hat. Zur Strafzumessung führte das Gericht aus: Die Angeklagten Schürmann, Thiess und Neutert haben eifrig und umfangreich, hartnäckig und fanatisch die kommunistische Verschwörerarbeit betrieben. Schürmann ist der typische kommunistische Schulungsleiter gewesen, er hat seine Zuhörer geistig be-*

herrscht, in der kommunistischen Betrachtungsweise vertieft und sie für die praktische Verschwörerarbeit unablässig vorbereitet. Er ist darüber hinaus auch bereit gewesen, die Folgerungen aus seiner Tätigkeit zu ziehen, indem er den Dreierkopf eingesetzt hat und weitere Anordnungen für die illegale Arbeit gegeben hat ... Sein Wirken ist für die innere Geschlossenheit und Widerstandskraft des deutschen Volkes, die zur Erringung des Sieges und Erhaltung der Existenz der Gesamtheit im Kriege unangetastet bleiben müssen, besonders gefährlich gewesen. Dass er hernach von der weiteren Durchführung der praktischen illegalen Arbeit abgesehen hat, kann die besonders schädliche Wirkung seiner lange Zeit hindurch ausgeübten geistigen Einflussnahme auf seine Zuhörer nicht mindern. Ausdrücklich wurde ihm aber bescheinigt, dass er keine Verbindungen zur illegalen KPD gehabt habe. Über den Prozess gegen die Gruppe Schürmann-Horster wurde im Funktionsorgan der NSDAP »Der Hoheitsträger« berichtet.

Nach der Verurteilung wurde Schürmann-Horster in eine Zelle zusammen mit dem Schauspieler Olaf Barutzki gelegt, der zeitweise an der Piscator-Bühne Berlin tätig gewesen war und nach dem Krieg in der DDR als Rundfunkregisseur wirkte. Er war im März 1943 zum Tode verurteilt worden, das Urteil wurde später in eine Zuchthausstrafe umgewandelt. Über seine Haftzeit hat er ein Buch geschrieben, das auch ein Kapitel zu Schürmann-Horster enthält. Er beschreibt seinen neuen Mithäftling so: *hager, sehr blass, eine hohe Stirn unter dem welligen, dunkelblonden Haarschopf. Die schmalen Lippen und die Falten von den Nasenflügeln zum Mund zeugen von Energie. Sein Blick wirkt durchschauend, die Dinge durchdringend, wissend auf eine ganz besondere Art. Er ist ein ausgesprochen geistiger Typ, mit unwahrscheinlicher Ausstrahlung. Die Gespräche über die Konstanzer Zeit gibt Barutzki so wieder, dass Schürmann-Horster nach Beginn der Verhaftungen in Berlin telefonisch gewarnt worden sei. Er habe einen Grenzschein im Kleinen Grenzverkehr besessen, da das Grenzlandtheater auch in der Schweiz gespielt habe, so dass er sich eigentlich in die Schweiz hätte absetzen können. Es trifft aber nicht zu, dass das Konstanzer Theater im Krieg in der Schweiz gespielt hat. Und es ist sehr fraglich, ob die Schweiz in den Jahren 1941/42 einen kommunistischen Schauspieler als politischen Flüchtling aufgenommen hätte. Schürmann-Horster erklärte Barutzki, er habe die Gefahr unterschätzt, weil seine illegale Tätigkeit in Berlin noch in der Zeit vor dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion stattgefunden habe. In Berlin habe er auch mitgeholfen, jüdische Schauspieler zu verstecken bzw. ihnen bei der Flucht ins Ausland zu helfen. Als Mistreiter nannte er Bernhard Minetti und Willi A. Kleinau. Sein Engagement nach Konstanz erklärte er mit bestimmten Verbindungen. Die Witwe berichtete, er sei bis zum Lagerkommandanten des Frauen-KZ Ravensbrück vorgedrungen, um sich für jemand einzusetzen.<sup>18</sup> In der DDR-Forschung wird das Konstanzer Engagement Schürmann-Horstens als Teil seiner Widerstandsarbeit gewertet, weil man doch im Kleinen Grenzverkehr schnell Materialien und Nachrichten in die Schweiz habe weitergeben können.*

Sofort nach dem Urteilsspruch erkundigte sich der Oberreichsanwalt bei der Gestapo, ob es aus deren Sicht Argumente für eine Begnadigung oder für die Freigabe der Leiche geben könnte. Beides wurde von der Gestapo verneint, womit von vornherein klar



war, dass Gnadengesuche keine Chance hatten. Beim Justizministerium gingen zahlreiche Gesuche ein, und normaler Weise verging zwischen Urteil und Vollstreckung noch eine beträchtliche Zeit. Gnadengesuche kamen von Schürmann-Horsters Frau, die bestritt, dass ihr Mann eine treibende Kraft in diesem Zirkel war, von einem seiner Brüder, dem Ingenieur Fritz Schürmann, der politisch offensichtlich auf der anderen Seite stand, weil er anführte, dass er als Student beim Hitlerputsch von 1923 Waffen transportiert habe. Weitere Gnadengesuche kamen von seinem Freund Harald Quedenfeldt und dessen Mutter Emma Quedenfeldt sowie vom Verleger des Berliner Bühnenverlages »Die Wende«, der anführte, Schürmann-Horster habe sich in Konstanz für die völkischen Bühnenaufsteller Eugen Ortner und Ernst Geyer eingesetzt und er habe doch in Konstanz regelmäßig die Theaterprogramme geschrieben. Am 30. August erhielt er noch einmal Besuch von Angehörigen und seinem Freund Harald Quedenfeldt. Dieser berichtete: Schürmann ist sehr gefasst und ruhig. Er sagte uns, das Ganze sei ihm völlig unwirklich und ginge vorerst gar nicht in sein Bewusstsein ein. Am 31. August hatte er noch einen Abschiedsbrief an Angehörige und Freunde geschrieben. Danach hatte er noch in der Untersuchungshaft eine größere Anzahl literarischer Arbeiten angefertigt, die sich zur schriftlichen Niederlegung verdichteten und in Heim-Träumerei und Zukunftspläne verwandelten.<sup>19</sup>

Man muss wohl davon ausgehen, dass in diesem Falle die Gnadengesuche an das Reichsjustizministerium gar nicht mehr zur Kenntnis genommen wurden. Die Strafanstalt Plötzensee war nämlich am 3. September 1943 durch einen Luftangriff beschädigt worden. Einige Häftlinge konnten flüchten, und die Guillotine funktionierte nicht mehr. Im Berliner Justizapparat brach eine gewisse Panik aus, und so wurden zwischen dem 7. und 10. September in einer Massenhinrichtung an die 300 Häftlinge hingerichtet. Möglich war dies mit der Tötungsmaschinerie eines langen Galgens, mit dem man jeweils acht Häftlinge im Drei-Minuten-Abstand erhängen konnte. Schürmann-Horster wurde am 9. September um 20 Uhr hingerichtet.<sup>20</sup> In der Kartei des Konstanzer Einwohnermeldeamtes liest sich der gleiche Vorgang so: *Verstorben in Berlin-Charlottenburg, Königsdamm 7*. Dies war die damalige Anschrift von Plötzensee. Barutzki hat ein langes Gedicht »Septembermord. Plötzensee 1943 in memoriam Willy Schürmann-Horster« verfasst. Die Herausgabe der Leiche für eine zivile Beerdigung wurde der Witwe verweigert. Ob die Witwe eine Rechnung für die Hinrichtung erhielt, ist nicht bekannt. Im Ehrenbuch Plötzensee ist in einem anderen Fall eine Rechnung für die Angehörigen über 750 RM abgedruckt, davon 300 RM für das Todesurteil und 158 RM für die Vollstreckung. Der Gefängnispfarrer von Plötzensee, Harald Poelchau, der über seine schrecklichen Erfahrungen im Krieg ein Buch geschrieben hat, schrieb der Witwe im August 1946, dass er sich gut an Schürmann-Horster erinnern könne, da er ihn häufig besucht habe: *Ich habe mich gefreut, wie energisch und tapfer er diese Monate ertrug und wie er mit dem Bewusstsein starb, für eine ernsthafte und richtige Sache hingerichtet zu werden.*<sup>21</sup> Zum Zeitpunkt dieser Justizmorde in Berlin gestaltete der gefeierte NS-Lyriker Gerhard Schumann (Reichskultursenator, SA-Oberführer, Chefdramaturg am württembergischen Staatstheater) im Konstanzer Stadttheater eine

Morgenfeier der HJ mit einer Lesung aus seinen Werken. Ende September wurde sein völkisches Drama »Gudruns Tod« in Konstanz aufgeführt.

Schürmann-Horster war kein Widerstandskämpfer im Sinne von aktiven Widerstandshandlungen, sondern ein intellektueller Gegner des Dritten Reiches, der seit seiner Jugendzeit konsequent seine Überzeugungen auf der Bühne, in Vorträgen und in Diskussionszirkeln vertreten hat. Man kann ihn als exemplarischen Fall sehen, wie jemand wegen seiner Überzeugungen in die Fänge des NS-Machtapparates gerät und schließlich einem Justizmord zum Opfer fällt.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Arnulf Moser, Allmannsdorfer Str. 68, D-78464 Konstanz, Arnulf.Moser@t-online.de

## ANMERKUNGEN

1 LEYDENECKER Karl: Vom Aktivistebund zur Truppe im Westen. Erinnerungen an die Künstler und Widerstandskämpfer Willy Schürmann-Horster und Harald Quedenfeldt, in: Die Tat, Tribüne der Widerstandsbewegung, 21. Januar 1961. SEELBACH Susanne:

Theaterleute im Widerstand. Willy Schürmann-Horster und Harald Quedenfeldt, in: CEPL-KAUFMANN Gertrude u. a. (Hg.): Bilanz Düsseldorf 45. Kultur und Gesellschaft von 1933 bis in die Nachkriegszeit, Düsseldorf 1992, S. 145–157. HELMICH Hans-Joachim: Willy Schürmann-Horster: Schauspieler und Dramaturg im Widerstand gegen das Nazi-Regime, in: Spuren und Wege. Festschrift zum 125jährigen Jubiläum des Geschwister-Scholl-Gymnasiums, Düsseldorf 1997, S. 70–84. Zuletzt: SCHMITT-FÖLLER Rudolf: Die Düsseldorfer Künstlergruppe »Aktivistebund 1919«, in: CEPL-KAUFMANN Gertrude u. a. (Hg.): Krieg und Utopie. Kunst, Literatur und Politik im Rheinland nach dem 1. Weltkrieg, Essen 2006, S. 97.

2 SCHÜRMAN KLARA: »Brüder in eins nun die Hände, Brüder das Sterben...«. Vortrag über Wilhelm Schürmann, 6 S., masch., o. D. Dies.: Vortrag über Wilhelm Schürmann, Juli 1974, 12 S., masch., Archiv Veit Schürmann, Fürstenwalde.

3 GOGUEL Rudi: Es war ein langer Weg. Ein Bericht, Singen 1947, S. 9–11.

4 COPPI Hans u. a. (Hg.): Die Rote Kapelle im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Berlin 1994. DANYEL Jürgen: Zwischen Nation und Sozialismus: Genese, Selbstverständnis und ordnungspolitische Vorstellungen der Widerstandsgruppe um Arvid

Harnack und Harro Schulze-Boysen, in: STEINBACH Peter/TUCHEL Johannes (Hg.): Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Bonn 1994, S. 468–487. Ders., »Ein Endsieg des nationalsozialistischen Deutschland ist nicht mehr möglich«. Die Widerstandsgruppe um Arvid Harnack und Harro Schulze-Boysen im Kontext der Geschichte des militärischen Widerstandes gegen das NS-Regime, in: VOGEL Thomas (Hg.): Militärischer Widerstand gegen Hitler und das NS-Regime 1933 bis 1945, 5. Aufl. Hamburg 2000, S. 465–492. BRUNCKHORST Almut: Kundschafter im Auftrag Moskaus oder integraler Bestandteil des deutschen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus? Die Berliner Widerstandsorganisation um Arvid Harnack und Harro Schulze-Boysen (»Rote Kapelle«), Hamburg 1998. EISTEL Franz/HEIKENROTH Heinz (Hg.): Lebensbilder antifaschistischer Widerstandskämpfer der Schulze-Boysen / Harnack-Organisation, SED-Kreisleitung Berlin 1983.

5 WARDETZKY Jutta: Theaterpolitik im faschistischen Deutschland. Studien und Dokumente, Berlin 1983, S. 174–210.

6 SAPMO – BArch, DY 55, V 287, Nr. 38 (VFN). Sg Y 4, V 1, Bd. 19–21 (Rote Kapelle). NJ 2, Bd. 1–11 (Nazijustiz). In Bd. 9 Polizeifotos von Schürmann-Horster. ZARUSKY Jürgen/MEHRINGER Hartmut (Hg.): Widerstand als »Hochverrat« 1933–1945. Die Verfahren gegen deutsche Reichsangehörige vor dem Reichsgericht, dem Volksgerichtshof und dem Reichskriegsgericht, München 1998.

7 SCHÜRMAN (wie Anm. 2).

- 8 Stadtarchiv Konstanz: S II 3658, S II 3694, S II 15045, S II 15050.
- 9 Überblicke über ganze Spielzeiten: Bodensee-Rundschau Konstanz, 29. 4., 7. 5., 20. 9. 1941, 3. 6., 9. 7., 26. 9. 1942.
- 10 Stadtarchiv Konstanz: Theaterhandbuch 1942/43, Exemplar Schürmann-Horsters mit Spieldaten, Abrechnungen, Zuschauerzahlen. Hier auch der Taschenkalender Schürmann-Horsters für 1941.
- 11 Stadtarchiv Konstanz: Pb 182. Im Stadtarchiv auch Sammlungen von Theaterzetteln und ein Repertorium der Theaterkritiken
- 12 ZIMMERMANN Jan: Die Kulturpreise der Stiftung F.V.S. 1935–1945. Darstellung und Dokumentation, Hamburg 2000, S. 254–259. Frankfurter Illustriertes Blatt, Nr. 50, Dezember 1942, in der Akte S II 3658.
- 13 Freundliche Mitteilung von Fritz Becker, Freiburg, Sohn des Konstanzer Intendanten.
- 14 Akademie der Künste, Berlin, Archiv Darstellende Kunst: Nachlass Schürmann-Horster, Rep. 021 II.
- 15 SCHÜRMANN (wie Anm. 2).
- 16 Überblick über Verhaftungen und Verurteilungen: GRIEBEL Regina u. a.: Erfasst? Das Gestapo-Album zur Roten Kapelle. Eine Foto-Dokumentation, Halle 1992.
- 17 Briefe des Verteidigers an Frau Schürmann, Nachlass Schürmann-Horster, (wie Anm. 14).
- 18 BARUTZKY Olaf: TU-Station. Bericht aus faschistischen Kerkern, Berlin 1981, S. 47–83. Ders.: Sein Wirken galt dem revolutionären Theater. Willy Schürmann-Horster – Künstler und Kämpfer, in: Neues Deutschland, 29./30. Juni 1985. SCHÜRMANN (wie Anm. 2).
- 19 HELMICH (wie Anm. 1) S. 82. Abschiedsbrief in: BIERNAT Karl Heinz/KRAUSHAAR Luise: Die Schulze-Boysen/Harnack-Organisation im antifaschistischen Kampf, Berlin 1970, S. 162 f., und: Deutsche Widerstandskämpfer 1933–1945, Biographien und Briefe, Bd. 2, Berlin 1970, S. 242 f.
- 20 WACHSMANN Nikolaus: Gefangen unter Hitler: Justizterror und Strafvollzug im NS-Staat, München 2006, S. 350–356.
- 21 Ehrenbuch der Opfer von Berlin-Plötzensee, Berlin 1974, S. 83. POELCHAU Harald: Die letzten Stunden. Erinnerungen eines Gefängnispfarrers, Köln 1987, S. 46–50.

Jörg Kruppenacher-Schöll

## RETTUNGSHAFEN OSTSCHWEIZ

Die Flüchtlingsströme am Bodensee zum Ende des  
Zweiten Weltkriegs

In St. Margrethen, dem Dorf in der nordöstlichen Ecke der Schweiz, stand einst eine Brücke. Sie führte über den Alten Rhein und verband die Schweiz mit Österreich, war Nadelöhr wie Eingangspforte. In den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs rettete die alte Brücke, die längst durch eine modernere ersetzt ist, Zehntausenden Menschen das Leben, auf ihr spielten sich Vorgänge von weltpolitischer Bedeutung ab. Im Rahmen der 2005 erschienenen Studie »Flüchtiges Glück« über die Flüchtlinge im Grenzkanton St. Gallen zur Zeit des Nationalsozialismus konnten die aussergewöhnlichen Vorgänge zusammengefügt und in Beziehung gesetzt werden.<sup>1</sup> Im Folgenden werden einzelne Aspekte in vertiefter Form behandelt. Im Gegensatz zu den Geschehnissen vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, als der St. Galler Polizeihauptmann Paul Grüniger, der Brengener Vizekonsul Ernest Prodoliet, die orthodoxe St. Galler Jüdin Recha Sternbuch und unzählige weitere Helfer Tausenden von jüdischen Flüchtlingen das Leben retteten, sind die Vorgänge der letzten Kriegsmonate an den Landesgrenzen um den Bodensee erst in Teilen bekannt. Im Wesentlichen handelt es sich um mehrere KZ-Transporte, die ihr Ende im Kanton St. Gallen hatten, um den Verhandlungspoker, der zur Rettung jüdischer KZ-Häftlinge führte, sowie um den Flüchtlingsstrom aus dem versinkenden Dritten Reich in den letzten 20 Kriegstagen.

### 7. DEZEMBER 1944: DER KASZTNER-TRANSPORT

Der Zug mit 1377 KZ-Häftlingen, der am 7. Dezember 1944 in St. Gallen eintraf, führt zurück ins mörderische Chaos der ungarischen Hauptstadt Budapest, wo der Aussenrhoter Diplomat Carl Lutz, unterstützt von weiteren Gesandten und seiner Frau Gertrud, 62000 jüdischen Einwohnern das Leben rettete.<sup>2</sup> Auch Rudolf Kasztner, ein ungarischer Journalist, verhandelte mit der SS um die Rettung von Zehntausenden Juden; regen Kontakt unterhielt er dabei mit Obersturmbannführer Kurt Becher, einem engen Vertrauten von SS-Reichsführer Heinrich Himmler. Im Juni 1944 gelang es Kaszt-

ner, einen Zug mit 1684 Menschen vor der Fahrt ins Vernichtungslager zu retten; der Zug wurde im KZ Bergen-Belsen quasi zwischengeparkt.<sup>3</sup> Gleichzeitig versuchte Himmler im Herbst 1944, die Fühler nach Amerika und nach dem massgebenden Repräsentanten des Weltjudentums in Europa auszustrecken. Diesen wähnte er in der Person des St. Galler Textilkaufmanns Saly Mayer, der von 1936 bis 1943 Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes gewesen und nun Koordinator des amerikanisch-jüdischen Joint Distribution Committee in Europa war.

Erste Verhandlungen begannen am 21. August 1944 mitten auf der St. Margrethner Brücke, weitere Treffen, sieben an der Zahl, folgten bis zum 4. November am selben Ort.<sup>4</sup> Mayer war darauf bedacht, die Delegationen weder auf deutschem Boden zusammenzuführen noch auf Schweizer Boden zu lassen. Hauptakteure waren Mayer, Kasztner und Becher, der als Unterhändler Himmlers agierte, sein Begleiter, der SS-Offizier Herbert Kettlitz, sowie der ungarische Anwalt Wilhelm Billitz. Mayer hatte im Poker um die Befreiung jüdischer KZ-Insassen nichts in der Hand: Er verfügte weder über Geld noch über irgendein offizielles Mandat, um mit der SS über den Freikauf von Juden zu verhandeln. Das US-Aussenministerium verbot ihm, Lösegeld oder Waren anzubieten: Er solle als Schweizer Bürger und als führendes Mitglied der Schweizer Jüdischen Gemeinde auftreten. Effektiv trat er dann als Vertreter der Schweizer Flüchtlingshilfsorganisation auf, welche die Gelder des Joint an jüdische Flüchtlinge verteilte. Mayer agierte zwischen den Fronten: Er liess die SS im Glauben, die Amerikaner im Rücken zu haben, und spielte auf Zeit, denn die Befreiung der Konzentrationslager schien nur noch eine Frage weniger Monate. Gleichzeitig liess er die Amerikaner im Unklaren darüber, was er den Deutschen versprach. Bei den Verhandlungen ging es erst um die Lieferung von 10 000 Lastwagen und landwirtschaftlichen Maschinen, dann um Mineralien und Industriegüter, schliesslich um einen Kredit an die Nazis von fünf Millionen Dollar, umgerechnet 20 Millionen Franken, oder um Warenlieferungen im selben Wert. Zum Zeichen des guten Willens liess Becher «300 Stück», wie er an Himmler schrieb, in die Schweiz. Er meinte 318 Menschen, die aus dem Budapester Transport nach Bergen-Belsen ausgewählt worden waren und die noch am 21. August bei Basel in die Schweiz einreisen konnten.<sup>5</sup> Drei Tage nach dem Treffen, nachdem er Bechers Bericht erhalten hatte, befahl Himmler, die Budapester Juden nicht zu deportieren. Möglicherweise führten also die von Kasztner angeregten und von Mayer organisierten Gespräche auf der Zollbrücke von St. Margrethen direkt zur Rettung der Budapester Juden.

Am 4. November 1944 führte Saly Mayer die Verhandlungsgruppe erstmals nach St. Gallen, in sein Büro an der Teufenerstrasse 20 und ins Hotel Walhalla direkt beim Hauptbahnhof. Von den Gesprächen wurden Protokolle angefertigt, die glücklicherweise als Filme erhalten sind, wenn auch in schlechter Qualität.<sup>6</sup>

Protokoll vom 4. 11. 1944, 15 Uhr:

Becher erklärt, dass er von Reichsführer Heinrich Himmler allein beauftragt ist, in der Judenfrage Verhandlungen zu führen. [...] Der Reichsführer hat auf seinen Vorschlag den Befehl erteilt, die in



Bergen-Belsen gebliebenen 1300 Juden aus Ungarn sofort an die Schweizer Grenze weiterzuleiten. Am 21. August – fuhr Becher fort – habe ich erklärt, ich werde mich dafür einsetzen, dass die Vernichtung aufhört und dass in Budapest der Status quo der Juden aufrecht erhalten wird. Seit diesem Datum hat keine Vernichtung stattgefunden, abgesehen von der Slowakei. [...]

Becher kam dann auf die eine Million Juden zu sprechen, die zu diesem Zeitpunkt noch im Reich oder im deutschen Hoheitsgebiet lebten:

Mein Chef sagte, er kann den Juden die Chance bieten, dass sie am Leben bleiben. Sie können auch auswandern. Der Reichsführer wünscht nur, dass im Reich nach dem Krieg kein Jude bleibt. Himmler hat nichts dagegen, wenn Hunderttausende von Juden auswandern, wohin immer. Alle Völker werden die Juden nach dem Krieg so beurteilen, wie diese sich heute aufführen. Wir können also – fuhr Becher fort – die jüdischen Konzentrations- und Arbeitslager nach russischem oder nach deutschem Vorbild einrichten. Das russische Vorbild bedeutet die systematische Vernichtung durch Verhungernlassen der eingesetzten Männer und Frauen. Das deutsche, d. h. das europäische Vorbild bedeutet, dass sie anständig behandelt und ordentlich gepflegt werden. Wir können es so oder so machen. Es hängt von Ihnen bzw. vom Ausgang dieser Verhandlungen ab. [...]

Becher erklärte dann, dass Deutschland diesen Krieg gewinnen wird. Es wird ihn unter keinen Umständen verlieren. (Saly Mayer: »Sie können mir höchstens sagen, der Krieg wird nicht aufhören!«) Es ist kein Geheimnis, dass das Reich unter Mangel an Waren leidet. [...] Das Reich braucht also Waren. Mit Geld können wir nichts anfangen. Die Waren dürften der ersten, zweiten oder dritten Klasse angehören, je nach dem sie unseren Anstrengungen dienen. Warenlieferungen würden uns eine Erleichterung des Krieges bedeuten, also Blut ersparen. Dafür sind wir bereit, jüdisches Blut anzubieten. Ich muss also jetzt eine klare Antwort bekommen auf die Frage, ob sie bereit sind und im Stande sind, innerhalb von 2–3 Wochen Waren im Werte von 20 Millionen Schweizerfranken zu liefern.

Nach der Besprechung im Hotel Walhalla reiste die Delegation umgehend weiter nach Zürich. Dort folgten weitere Unterredungen im Hotel Baur au Lac. Grund dafür, dass die Verhandlungen diesmal in die Schweiz verlegt wurden, war der Wunsch Himmlers, Kontakt zu einer Person zu erhalten, die politisch bevollmächtigt war, mit ihm separate Friedensgespräche zu führen. Am folgenden Tag, dem 5. November 1944, war es soweit: Saly Mayer gelang es, die USA zu Verhandlungen mit dem Himmler-Gesandten Becher zu bewegen und die deutsche Abordnung nach Zürich zu bringen – die nebenbei von der Polizei im Auftrag der Bundesanwaltschaft penibel überwacht wurde. Im »Baur au Lac« kam es zu einem Geheimtreffen zwischen Becher und Roswell McClelland, dem Repräsentanten der von US-Präsident Roosevelt gegründeten Flüchtlingsorganisation War Refugee Board in der Schweiz. Ein vergleichbares Treffen zwischen Amerikanern und Nazis im Zweiten Weltkrieg ist nicht bekannt, zumal die USA gemäss offizieller Linie nur bereit waren, über eine bedingungslose Kapitulation der Deutschen zu verhandeln. Letztlich blieb die Begegnung in Zürich denn auch ohne Resultat; Becher erhielt die vom ihm verlangte klare Antwort nicht. Die Amerikaner wollten kein Lösegeld zahlen, und die Deutschen benutzten die Juden nur als Geiseln im Poker um politische Vorteile.<sup>7</sup>

Umso erstaunlicher, dass die SS dann doch vermutlich 1377 Angehörige des Kasztner-Transports aus dem KZ Bergen-Belsen in die Freiheit entliess. Über die tatsächliche Anzahl der Häftlinge im Zug liegen uneinheitliche Angaben vor. Die Zahl 1377 ergibt sich aus dem Namensvergleich zweier grösstenteils übereinstimmender Verzeichnisse, die sich im Schweizerischen Bundesarchiv in Bern bzw. im Archiv für Zeitgeschichte der Universität Zürich befinden.<sup>8</sup> Unter den Zugsinsassen befanden sich beispielsweise der Rabbiner Joel Teitelbaum, der Psychologe Dr. Leopold Szondi, seine Frau Lilly, die Kinder Vera und Peter, sowie vier Familienmitglieder von Rudolf Kasztner und auch zwei Schweizer. Am frühen Morgen des 7. Dezember 1944 traf der Zug, über St. Margrethen kommend, in St. Gallen ein. Betreut wurden die Befreiten in der Kaserne auf der Kreuzbleiche, die als Quarantäne- und Sanitätslager eingerichtet worden war. »Es ist ein namenloses Elend, diese nackten Menschen vor sich zu sehen«, schrieb der St. Galler Arzt Hans Richard von Fels in sein Tagebuch.<sup>9</sup> »Man will und will es nicht begreifen«, so von Fels, »dass diese Dinge, die man im Geschichtsbuch vom Altertum las, nun wieder Wirklichkeit geworden sind.«

Nach einigen Tagen gelangten die Flüchtlinge weiter ins Auffanglager Caux oberhalb von Montreux.

## 24. JANUAR 1945: ZWEITER ZUG AUS BERGEN-BELSEN

Der nächste KZ-Zug traf einige Wochen später, am 24. Januar 1945, in St. Gallen ein, diesmal mit 168 in die Freiheit entlassenen KZ-Häftlingen. Er kam ebenfalls von Bergen-Belsen.

Auch die orthodoxen St. Galler Juden Recha und Isaak Sternbuch sowie dessen Brüder Elias und Nuchim bemühten sich intensiv um die Rettung von KZ-Häftlingen und unterhielten direkten Kontakt zur SS. Bisweilen kreuzten sich ihre Wege mit denen Saly Mayers, den sie eigentlich nicht ausstehen konnten; manchmal arbeiteten sie aber zusammen. Auch Recha und Isaak Sternbuch trafen sich mit Rudolf Kasztner und dem SS-Offizier Herbert Kettlitz. Beispielsweise lieferten die Sternbuchs 40 Traktoren an die SS, um die Freilassung von Häftlingen zu befördern. Finanziert wurden die Traktoren von Saly Mayer. Ihm standen 1944 seitens des Joint immerhin 6,47 Millionen Dollar als Unterstützung für jüdische Flüchtlinge in Europa und Schanghai zur Verfügung, über die er zwar nicht immer frei verfügen, die er aber doch zielgerichtet einsetzen konnte.<sup>10</sup> Die Sternbuchs waren weniger solvent.

Recha Sternbuch hatte vermutlich einen wesentlichen Anteil daran, dass die 168 weiteren KZ-Häftlinge aus Bergen-Belsen freikamen, vorwiegend Juden aus Holland und Deutschland. Sie waren von den Nazis als »nicht wertvolles Zählmaterial« für den Internierenaustausch eingestuft worden.<sup>11</sup> Einen Transport mit freigelassenen Amerikanern ergänzten die Deutschen mit Bergen-Belsen-Häftlingen. Die USA zeigten sich bereit, ein

gewisses Kontingent aus Bergen-Belsen im Austausch ins Land zu lassen. Und sie liessen gefangene Deutsche frei. Rekonstruieren lässt sich die Geschichte dieses »Austausches« dank der Aussagen der Zeitzeugin Marianne Gromb. Was sie erzählte, passt ins Puzzle der Fakten, die sich in Archiven finden liessen, und zu Berichten anderer Zeitzeugen.<sup>12</sup>

Marianne Gromb war Kindermädchen bei Nuchim Sternbuch, dem Schwager von Recha. Eines Tages, erzählte Marianne Gromb, habe Recha sie gefragt, ob sie bereit wäre, mit zwei Koffern in ein bestimmtes Hotel nach Kreuzlingen zu fahren, nahe der Grenze zu Konstanz, und bis nach Mitternacht zu warten. Dann würden zwei Nazis kommen und die Koffer holen. Marianne Gromb sagte zu. Wie instruiert fuhr sie eines Abends mit dem letzten Zug von St. Gallen nach Kreuzlingen, trug zwei identische Koffer mit sich, der eine leicht, der andere schwer, und quartierte sich in einem Hotel nahe dem Grenzübergang zu Konstanz ein. Punkt Mitternacht klopfen zwei Männer von der SA oder SS an ihr Hotelzimmer und fragten nach den Koffern. »Sie stehen neben der Tür«, habe sie geantwortet, worauf die Männer die Koffer genommen hätten und wieder verschwunden seien. Dann habe sie sich angekleidet aufs Bett gelegt, um auf den Morgen zu warten und sei mit dem ersten Zug nach St. Gallen zurückgefahren.

Zwei Tage danach traf der Zug mit den 168 Häftlingen aus Bergen-Belsen, über Kreuzlingen kommend, in St. Gallen ein. Der Zustand der Menschen war erbärmlich. Dass die Schweizer Grenzbehörden in Kreuzlingen darauf bestanden hatten, eine streng korrekte, militärische Zugskontrolle durchzuführen, löste bei der Israelitischen Gemeinde Kreuzlingen Empörung aus. Sie beanstandete die »unverständlich hartherzigen Anordnungen und Massnahmen von Behörden und Armee gegenüber den sich in schlimmster körperlicher Verfassung befindlichen jüdischen Austausch-Internierten.«<sup>13</sup>

Im selben Zug waren 875 US-Internierte, die im Austausch gegen gefangene Deutsche freigekommen waren. St. Gallen wurde zum Kreuzungspunkt eines deutsch-amerikanischen Gefangenaustauschs: Hier warteten bereits weitere 270 amerikanische Zivilinternierte, welche die Deutschen freigelassen hatten, sowie 180 schwerverletzte Deutsche, die in Gefangenschaft der USA gewesen waren.

Marianne Gromb ist überzeugt vom direkten Zusammenhang zwischen den beiden Koffern und der Freilassung der 168 Bergen-Belsen-Häftlinge im Kontext des mit komplizierten Verhandlungen verbundenen Gefangenaustausches. Offen blieb, was in den Koffern war. Marianne Gromb fragte nicht danach und wusste es nicht, als sie nach Kreuzlingen fuhr, und sie wagte auch nicht, die Koffer zu öffnen. Erst viel später habe sie Recha Sternbuch die Frage doch noch gestellt. Es habe Schokolade und Zigaretten drin gehabt, habe Recha geantwortet. Damit war auch geklärt, weshalb die beiden Koffer unterschiedlich schwer waren: im leichten die Zigaretten, im schweren die Schokoladen. Beides war zu jener Zeit praktisch nur auf dem Schwarzmarkt erhältlich, und schwarz sei es auch von den in St. Gallen ansässigen Flüchtlingen, mit denen Recha zusammenarbeitete, beschafft worden. »Vielleicht hatte es auch Geld drin«, erzählte Marianne Gromb, aber Recha Sternbuch habe nie darüber gesprochen. Es dürfte indes kaum Zufall gewesen

sein, dass in Biberach, 80 Kilometer entfernt von der Schweizer Grenze, in jenen Tagen Schokolade und Zigaretten auftauchten. Beides gab es in Deutschland zu jener Zeit nicht mehr. Ausgerechnet in Biberach, wo die KZ-Häftlinge von Bergen-Belsen, bewacht von der SS, auf die Ausreise nach St. Gallen warteten.<sup>14</sup>

## 7. FEBRUAR 1945: DER ZUG AUS THERESIENSTADT

Die Sternbuchs scheuten sich auch nicht, zur Rettung jüdischer Menschen mit dubiosen Personen zusammenzuarbeiten. So kamen sie mit Alt Bundesrat Jean-Marie Musy in Kontakt, um ihn zur Rettung von KZ-Häftlingen einzuspannen. Musy sass von 1920 bis 1934 für die Katholisch-Konservativen in der Landesregierung und führte das Finanz- und Zolldepartement. Er war ein besessener Antikommunist und nationaler Erneuerer, empfänglich für autoritäre Ideologien, sympathisierend mit den frontistischen Bewegungen.<sup>15</sup> Er kannte Himmler persönlich, und dies wollten sich die Sternbuchs zu Nutze machen. Musy reiste Ende 1944 zu Himmler nach Berlin und versprach ihm die Zahlung von mehreren Millionen Dollar. Es kam zu drei weiteren Treffen, worauf Himmler als Zeichen seines guten Willens Anfang Februar 1200 jüdische Häftlinge aus Theresienstadt nach St. Gallen ausreisen liess. Der Bundesrat wurde, wie man weiss, von dieser Aktion völlig überrascht.

Über die Affäre Musy bzw. den Theresienstadt-Transport wurde viel geschrieben, auch über die Motive des Alt Bundesrats. Finanzieller Art dürften sie kaum gewesen sein: Die Sternbuchs bezahlten ihm lediglich die Spesen und kauften ihm ein Auto, damit er überhaupt nach Berlin fahren konnte.<sup>16</sup> Noch ein Jahr nach Kriegsende soll der Familie Sternbuch von den Bundesbehörden eine Rechnung wegen illegaler Nutzung von 200 Litern rationiertem Benzin zugestellt worden sein, die Musy für die Fahrten nach Berlin brauchte.<sup>17</sup> Nicht bekannt ist bisher, dass die Sternbuchs im Rahmen dieser Aktion vermutlich auch Kontakt zu einem dubiosen Geschäftsmann hatten, wie es zu jener Zeit einige gab. Es handelte sich um Michel Olian, einen lettischen Finanzjongleur und Devisenschieber, der während des Kriegs in der Schweiz tätig war, vor allem in Genf, Basel und Zürich. Er soll in der Schweiz nicht weniger als 48 Konten für Parteigrössen der NSDAP unterhalten und generell für das Dritte Reich gearbeitet haben. Von der im Tessin lebenden Ingrid Traube erhielt ich den Hinweis, dass Olian mit den Sternbuchs vereinbart hatte, dass er bei der Fides-Treuhand vier Millionen Franken Garantiesumme hinterlege, um die Freilassung der Theresienstadt-Häftlinge zu ermöglichen. Ob die Summe tatsächlich hinterlegt wurde, ist nicht bekannt. Ingrid Traube ist im Besitze eines Dokuments einer Vernehmung Olians nach dem Krieg, bei der er gefragt wurde, woher er die vier Millionen Franken genommen habe, die er bei der Fides-Treuhand zugunsten von Isaak Sternbuch als Garantie deponieren wollte. Eine Antwort ist leider nicht vermerkt.

Olian verkehrte seinerseits im Baur au Lac in Zürich – ein offensichtlich beliebter Treffpunkt. Als ihn die Schweiz 1948 ausweisen wollte, setzte er sich nach Italien ab. Später lernte er den Schauspieler Orson Welles kennen und war 1952 einer der wichtigsten Financiers von Orson Welles Film »Othello«, der in Cannes die Goldene Palme erhielt. Manches deutet darauf hin, dass Welles für seinen folgenden Film »Dr. Arkadin« durch die Erzählungen von Michel Olian inspiriert wurde. Der Film handelt von einem Finanzjongleur, der im Zweiten Weltkrieg mit den Nazis Schwarzhandel trieb und für sie Geld anlegte.

Am Nachmittag des 7. Februar 1945 traf der Zug aus Theresienstadt, von Kreuzlingen kommend, im Bahnhof St. Fiden in St. Gallen ein. 635 der 1200 Passagiere waren älter als 60jährig; 663 stammten aus Deutschland, 434 aus Holland, 103 aus der Tschechoslowakei. Sie mussten die paar hundert Meter zum Schulhaus Hadwig laufen, wo Territorialkommando und Rotes Kreuz eine Unterkunft eingerichtet hatten. Nur wenige konnten ohne fremde Hilfe aus den Eisenbahnwagen aussteigen. Dann schleppten sich die ausgemergelten, schäbig gekleideten und gebeugten Gestalten mühselig zum Schulhaus, Säcke und Bündel auf dem Rücken und auf den Armen tragend. Immer mehr Passanten blieben stehen angesichts des düsteren, surrealen Zugs überlebender Todgeweihter.<sup>18</sup>

Die weiteren Bemühungen, jüdische Häftlinge aus den Konzentrationslagern herauszuholen, kamen ins Stocken. Saly Mayer, Kasztner und Himmlers Gesandte trafen sich in St. Margrethen am 31. Januar und am 10. Februar 1945 noch zweimal zu Verhandlungen. Doch einerseits verlangte Himmler bis zum Schluss vergebens, dass endlich das versprochene Geld ausbezahlt werde, andererseits konnte er sein gegenüber Musy gemachtes Angebot, wöchentlich 1200 Internierte in die Schweiz zu überstellen, nicht erfüllen, denn Hitler intervenierte höchstpersönlich und verbot die Freilassung weiterer Juden.

Was die Verdienste Saly Mayers betrifft, so wurden sie nach dem Krieg kontrovers beurteilt. Kritik gab es beispielsweise von Seiten der Sternbuchs, er habe sich vor allem vor Kriegsbeginn zu wenig für die Flüchtlinge eingesetzt. Doch immerhin gelang es ihm vor Kriegsende, wie selbst der SS-Mann Becher nach dem Krieg einräumte, auf Zeit zu spielen und ihn an der Nase herumzuführen.<sup>19</sup> Die amerikanische Führung des Joint hielt einige Jahre nach Kriegsende in der Neuen Zürcher Zeitung fest, Saly Mayer habe mit seinen Verhandlungen dazu beigetragen, 200 000 Juden aus Ungarn das Leben zu retten.

24./25./26. APRIL 1945:

TRANSPORTE AUS RAVENSBRÜCK UND MAUTHAUSEN

Gespräche über die Freilassung von Zivilinternierten führten auch Ernst Kaltenbrunner, der Chef der deutschen Sicherheitspolizei, und IKRK-Präsident Carl Jacob



Burckhardt. Die beiden trafen sich am 12. März 1945 in Feldkirch. Die Unterredungen führte nur zu vagen Ergebnissen, setzten aber insofern ein Signal, als das IKRK kurz vor Kriegsende die Bewilligung erhielt, die Häftlinge in den Konzentrationslagern mit Lebensmitteln zu versorgen, ihnen medizinische Hilfe zukommen zu lassen und sie gar zu repatriieren. Auf dem Rückweg in die Schweiz füllten sich die Lastwagenkonvois deshalb mit Hunderten von Häftlingen, vor allem aus den Konzentrationslagern Dachau, Bergen-Belsen, Theresienstadt, Buchenwald, Ravensbrück und Mauthausen, obwohl die entsprechenden Befehle oft nicht bis zu den Lagerkommandanten gelangt waren und die Ermordung von Juden bis zur letzten Sekunde mit teuflischem Eifer fortgeführt wurde.

Zwischen dem 24. und 26. April gelangten über tausend vor allem französische Häftlinge aus dem KZ Mauthausen nach St. Gallen, ebenso 554 Frauen und Mädchen aus Ravensbrück sowie aus Arbeitslagern. Dem Chauffeur Ernst Diem, der eines frühen Morgens die Ankunft eines Transports beim Bahnhof St. Fiden miterlebte, ist der Geruch von Lisol in der Nase hängen geblieben, der ihm aus den Rotkreuz-Wagen entgegenströmte: dem Desinfektionsmittel, mit dem die von Seuchen geplagten Häftlinge besprüht wurden. Diem hat noch das Bild der zum Hadwig-Schulhaus wankenden Menschen vor Augen, ausgemergelt und abgemagert, alle mit dem grossen »J« auf dem Kittel. In einzelnen Wagen sah er Tragbahnen, die an den Wänden wie in einem Warenlager angeordnet waren und auf denen Häftlinge lagen.<sup>20</sup>

Als der Arzt Hans Richard von Fels sie im Notspital und im Schulhaus untersuchte, fand er neben den Krankheiten, Infektionen und Hungerödemen, die er von den früheren KZ-Transporten kannte, auch zahlreiche Striemen auf Gesäss und Rücken, die von Auspeitschungen stammten, die Haut der Malträtierten blutig zerrissen, die Wunden vereitert. Drei Französisinnen, nur noch Haut und Knochen, erzählten ihm, dass sie täglich nur einen Laib Brot für acht Häftlinge erhalten hätten. Wer krank war, sei vergast worden; Hunderte seien neben ihnen gestorben. Noch am Vortag seien sie zum Tod durch Erschiessen bestimmt gewesen, morgens um vier, doch dann sei der Rotkreuz-Camion aufgetaucht, und nun seien sie hier. »Ich habe noch nie so ausgemergelte Menschen gesehen«, schrieb von Fels in sein Tagebuch. »Man ist sprachlos ob der Brutalität der Deutschen.«

Am nächsten Tag widmete sich der Arzt den Männern aus Mauthausen. Was sie ihm erzählten, erschütterte ihn, der inzwischen von vielen Gräueln erfahren hatte, dermassen, dass er nach Mitternacht »wie gebrochen« heimging, »angeekelt und dem Weinen nahe«. Noch am vergangenen Sonntag, so hörte er, am Tag vor Ankunft des IKRK-Transports, seien in Mauthausen rasch 1200 Lagerinsassen kalt gemacht worden, zum Teil vergast, zum Teil mit dem Kopf an einer Mauer ohnmächtig geschlagen »und mit Stiefelabsatz das Genick eingestampft«. Den Kommandanten Franz Ziereis schilderten die Häftlinge als »Sadist mit eisblauen Augen, der sich rufen liess, wenn irgendwo eine Exekution war«.<sup>21</sup>

Insgesamt gut 4 300 KZ-Häftlinge aus Bergen-Belsen, Theresienstadt, Ravensbrück und Mauthausen gelangten in den letzten Kriegsmonaten nach St. Gallen. Die Ostschweizer Metropole war für sie der Ort, der zurück ins Leben führte.

Häftlingstransporte über St. Gallen zum Kriegsende:

Datum	Herkunft aus KZ	Anzahl	Austausch Kriegsgefangene
07. 12. 1944	Bergen-Belsen	1 377	
24. 01. 1945			1 145 US-Soldaten 180 deutsche Soldaten
24. 01. 1945	Bergen-Belsen	168	
07. 02. 1945	Theresienstadt	1 198	
24. 04. 1945	Ravensbrück	554	
25. 04. 1945	Mauthausen	Hunderte	
26. 04. 1945	Mauthausen	617	

## LAGER UND HEIME IN DER BODENSEEREGION

Um die Flüchtlingsströme zum Kriegsende aufnehmen zu können, leistete der militärisch für die Ostschweiz zuständige Territorialkreis 7 ein grosses Mass an Einsatz. Einen Eindruck vom Kommen und Gehen am Beispiel des Lagers Bühler in Appenzell Ausserrhoden vermittelt eine Passage aus dem Schlussbericht über den Aktivdienst 1939–1945<sup>22</sup>:

Am 8.9.44 wurde das Quarantänelager Bühler in den dortigen leer stehenden Fabriken Sutter und Zürcher eingerichtet zur Aufnahme von 400 deutschen Militärinternierten, die am 3. 10. 44 nach Hitzkirch transferiert wurden. Am 16. 10. 44 trafen 548 italienische Flüchtlinge aus der Gegend von Domodossola ein, die bis 15. 1. 45 bis auf ca. 100 transferiert wurden. Am 25. 1. 45 trafen aber wieder 270 amerikanische Flüchtlinge ein, die in der Kaserne St. Gallen, wo tags zuvor bereits 875 Flü. aufgenommen werden mussten, nicht mehr Platz fanden. Am 30. 1. 45 wurden diese Amerikaner aber bereits nach Genf zur Weiterreise nach Marseille transferiert. Am 7. 2. 45 verliessen die letzten ital. Flü. das Lager Bühler, weil gleichen Tags dort 195 Flü. aus Theresienstadt aufgenommen werden mussten, da das Hadwigschulhaus in St. Gallen die über 1 200 Israeliten nicht mehr zu fassen vermochte. Vom 20. 2. 45 an funktionierte Bühler als Quarantänelager zur Reinigung aller im Ter. Kreis illegal eingereister Flü. Der Lagerbestand stieg täglich und erreichte, als am 20. 4. 45 128 poln. und russische Flü. und am 27. 4. 45 weitere 145 Fremdarbeiter eintrafen, den Bestand von gegen 400. Bis zum 21. 6. 45 wurden aber alle transferiert, damit das Lager am 23. 6. 45 380 spanische Flü. aufnehmen konnte, die in Chambéry überfallen und nach der Rückfahrt in die Schweiz von Genf in den Ter. Kreis 7 überführt wurden. Diese Spanier wurden am 16. und 18. 7. 45 in St. Margrethen untergebracht.

Flüchtlingslager im Zweiten Weltkrieg in St. Gallen, Thurgau und beiden Appenzeln:

	1938	1939	1940	1941	1942	1943	1944	1945	1946
<b>ST. GALLEN</b>									
Diepoldsau	■	■	■	■	■	■	■	■	■
St. Gallen	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Gossau	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Degersheim	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Wald/St.Peterzell	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Rorschach								■	
St.Margrethen								■	■
Buchs								■	
Weesen						■	■	■	
Obert.burg/U.wasser							■	■	
Neu-St.Johann							■	■	
Hemberg							■	■	
Ebnat-Kappel							■	■	
Wattwil							■	■	
Lichtensteig							■	■	
Dicken							■	■	
Brunnadern							■	■	



Ab 1940 war die Zentralleitung für Heime und Lager für die zivilen Lager in der Schweiz zuständig. Es entstanden über hundert solche Einrichtungen. Im Kanton St. Gallen befand sich nur ein einziges Flüchtlingsheim, und zwar im Hotel Bellevue-Speer in Weesen. Gar keine Heime oder Arbeitslager wurden im Thurgau und in beiden Appenzell eingerichtet. Emigranten und Flüchtlinge, die im Kanton St. Gallen gelandet waren, wurden ab 1940 auf zahlreiche Arbeitslager in der Schweiz verteilt, viele ins Tessin. Die politischen Flüchtlinge beispielsweise kamen nach Malvaglia, dann nach Gordola, schliesslich in den Jura nach Bassecourt. In Graubünden hingegen befanden sich nicht weniger als sechs Arbeitslager und eine Reihe von Heimen in 11 Gemeinden: In Felsberg entstand das erste Arbeitslager überhaupt, weitere gab es in Filisur, Fläsch, Rabiun, Trans und im Calancatal.<sup>23</sup>

Das Fehlen von nationalen Lagern und Heimen in der Schweizer Bodenseeregion hat damit zu tun, dass diese als besonders gefährdet eingestuft wurde, bei einem Angriff Hitler-Deutschlands überrannt zu werden – mit entsprechend wohl tödlichen Konsequenzen für die Flüchtlinge. Deshalb verzichtete die Zentralleitung bewusst darauf, Heime oder Lager in grenznahen Gebieten einzurichten. Dennoch entstanden im Kanton St. Gallen gegen Kriegsende nicht weniger als 27 regionale Lagerorte, die rund 15 000 Flüchtlinge beherbergten. In den Kantonen Thurgau und in Appenzell Auserrhoden waren es je 5 Lager, in Innerrhoden 3. Geführt wurden sie grösstenteils vom Kommando des Territorialkreises 7.<sup>24</sup>

## WIE VIELE FLÜCHTLINGE GELANGTEN IN DEN KANTON ST. GALLEN ?

Am 13. April 1945 verhängte die Schweiz erneut eine Grenzsperr. Wie in früheren Jahren befürchtete die Landesregierung, dass zu viele Flüchtlinge das Land überschwemmen könnten. Allerdings verfolgte die Massnahme diesmal nicht den Zweck, Flüchtlinge auszusperren, sondern sie zu kanalisieren und zu betreuen. Zudem sollte die Einreise unerwünschter Elemente verhindert werden: von Mitgliedern der Gestapo, von SS, SA und Parteikadern der NSDAP. Am 19. April trat die Sperre an der Nordgrenze zwischen Basel und Altenrhein in Kraft, am 22. April wurde sie im Rheintal bis Luziensteig ausgeweitet. Gleichzeitig richteten die Behörden Grenztore ein, wo die Flüchtlinge erst kontrolliert, dann in Lagern gepflegt und desinfiziert wurden. Im ganzen Land blieben elf Grenzübergänge geöffnet: Kreuzlingen, St. Margrethen, Buchs und Trübbach in der Ostschweiz, Basel/Riehen, Rheinfelden, Schleithem und Ramsen an der Nordgrenze, Chiasso, Dirinella und Ponte Tresa im Tessin.<sup>25</sup>

Am 23. April nahmen die Grenzorgane in St. Margrethen 280 Flüchtlinge auf, fünf Tage später waren es bereits 2 057.<sup>26</sup> Das Desinfektionslager umfasste 27 Baracken und zehn Fliegerzelte. Zuerst kamen vor allem alliierte Zwangsarbeiter, auch Frauen und



Kinder, sowie Befreite aus Konzentrationslagern, dann alliierte Kriegsgefangene und rückwandernde Schweizer. In den gut zwei Wochen bis zum Kriegsende am 8. Mai gelangten mehr als 22 000 Menschen durch das Grenztor St. Margrethen in den Kanton St. Gallen.<sup>27</sup>

Rheinaufwärts in Buchs waren es exakt 7777 Personen, die Einlass fanden, vorwiegend Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene. Zwischen der liechtensteinisch-österreichischen Zollstation Schaanwald, wo die Flüchtlinge empfangen wurden, und dem Lager in Buchs pendelte ab dem 27. April eine Zugskomposition hin und her. Den stärksten Ansturm erlebte Buchs am 2. Mai mit 2 358 Flüchtlingen.<sup>28</sup> Von den rund 30 000 Personen, die in St. Margrethen und Buchs einreisen durften, sind lediglich 2 421 namentlich dokumentiert. Die Hälfte davon waren Polen und Russen. Die meisten Flüchtlinge kamen indes bei Kreuzlingen über die Grenze: 23 000 wurden im Desinfektionslager betreut, das in Baracken und in Fliegerzelten auf dem Sportplatz des FC Kreuzlingen eingerichtet worden war. Durch die genannten drei Grenztore an Bodensee und Alpenrhein – über Trübbach liegen keine Dokumente vor – strömten kurz vor Kriegsende also insgesamt 53 000 Personen in die Schweiz. Das Territorialkommando 7, das für die Betreuung zuständig war, berichtete allein von 45 617 Personen, die es »ärztlich erledigte«, bevor sie von den SBB grösstenteils nach Frankreich weitertransportiert wurden. Zudem nahm das Territorialkommando drei deutsche Truppenverbände in Empfang, um sie rasch wieder auszuschaffen: Am 26. April überschritt ein Detachement bei Kreuzlingen die Grenze und wurde bei St. Margrethen wieder hinausspediert, vier Tage später gelangten eine deutsche Sanitätskompanie bei Widnau und eine weitere an der Südgrenze in die Schweiz; beide wurden am 3. Mai in Kreuzlingen ausgeschafft.

Der berühmteste Flüchtling, der in jenen Tagen an die Grenztore klopfte, war Marschall Henri Philippe Pétain, Staatschef von Vichy-Frankreich.<sup>29</sup> Am Morgen des 24. April, dem Tag seines 89. Geburtstags, traf er in einer Limousine am Schlagbaum von St. Margrethen ein, begleitet von seiner Frau und einem Gefolge von sechs Personen. Protokollgemäss wurde er mit einer Verbeugung aus dem deutschen Reich verabschiedet, dem er, der Not gehorchend, mehr oder weniger pflichtergeben zu Diensten gewesen war. Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Frankreich hatte er im Juni 1940 den Waffenstillstand mit Hitler unterzeichnet und danach versucht, ein Doppelspiel aus Kollaboration und Verweigerung zu spielen. Zwar gelang es ihm, Frankreich aus Hitlers Kriegsplänen herauszuhalten, doch erreichte er weder die Freilassung französischer Kriegsgefangener aus Deutschland noch verhinderte er die Deportationen der Juden aus Frankreich. Am 20. August 1944 liess Hitler Marschall Pétain aus seinem Regierungssitz in Vichy wegführen und wies ihm in Sigmaringen, 40 Kilometer nördlich des Bodensees, eine Zwangsresidenz zu. Als die französische Armee vorrückte, liess ihn die Reichsregierung auf Vermittlung der Schweiz ausreisen. »Vive la Suisse«, soll er proklamiert haben, als er »tief bewegt«, wie das Abendblatt der NZZ berichtete, die Brücke des Zolls von St. Margrethen passierte. Der Marschall sei in ausgezeichnete

körperlicher Verfassung, meldete der Berichterstatter, »seelisch aber scheint er gebrochen«.

Deutschland kalkulierte mit der Rückkehr des Marschalls nach Frankreich, darauf hoffend, dass dies zu innenpolitischen Problemen und zur Schwächung der neuen Regierung de Gaulle führen könnte. Die Schweiz ihrerseits war in Absprache mit de Gaulle bereit, Pétain Asyl zu gewähren. Dieser selbst war indes vom festen Willen beseelt, sich in Frankreich einem Gericht zu stellen, um sein Handeln während des Weltkriegs öffentlich rechtfertigen zu können. Seine Staatslimousine und die beiden Begleitwagen führen von St. Margrethen weiter das Rheintal hinauf, zweigten in Sargans Richtung Zürich ab und stoppten am westlichen Ende des Walensees in Weesen. Dort hatte Minister Walter Stucki, der ehemalige Gesandte der Schweiz in Vichy, das Schlosshotel Mariahalden exklusiv für Pétain herrichten lassen. Stucki konnte den Marschall nicht davon abbringen, sich in Frankreich zu stellen. Nach kaum zwei Tagen brach die Kolonne wieder Richtung Westschweiz auf. Zahlreiche Menschen säumten die Strasse, sie klatschten und bekundeten ihre Sympathie mit Zurufen. Noch am selben Abend verliess Pétain bei der Grenzstation Vallorbe Schweizer Boden. Ein französisches Gericht verurteilte ihn am 15. August 1945 zum Tode, begnadigte ihn aber wegen seines hohen Alters zu lebenslänglicher Festungshaft auf der Insel Yeu vor der französischen Atlantikküste bei Nantes, wo er am 23. Juli 1951 starb.

Wieviele Flüchtlinge, ob prominent oder nicht, in den letzten Kriegswochen an allen elf Grenztoren in die Schweiz kamen, kann bis heute nicht schlüssig beantwortet werden, da Dokumente – sofern sie überhaupt je existierten – nur sehr lückenhaft überliefert sind. Bis zum Erscheinen meiner Studie über die St. Galler Flüchtlingspolitik hielt sich die Geschichtsschreibung an die Zahl von 50 000 Personen, eine Schätzung von Professor Carl Ludwig aus dem Jahr 1957.<sup>30</sup> Allein die nun erfassten Einreisen in Kreuzlingen, St. Margrethen und Buchs übersteigen diese Zahl aber um 3 000. An den andern Grenzübergängen, davon ist auszugehen, gelangten weitere Tausende oder Zehntausende Schutzsuchende in die Schweiz. Anscheinend hatten die eidgenössischen Behörden in Bern am 25. April 1945 aufgehört, die Flüchtlingswelle systematisch zu erfassen, wurden gemäss den bei Ludwig aufgeführten Tabellen doch an jenem Tag die detaillierten Zählungen abgebrochen.

Um zu erfassen, welche Auswirkungen die Flüchtlingsströme in der Bodensee-region auf die schweizerischen Flüchtlingszahlen haben, ist ein Blick auf die Zahl der Einreisen in den Kanton St. Gallen zu werfen. Der Kanton Thurgau, der eine äusserst restriktive Flüchtlingspolitik betrieb und praktisch keine Flüchtlinge duldete (oder sie an umliegende Kantone weiterschob), lässt sich dabei vernachlässigen. Insgesamt gelangten vor und während des Zweiten Weltkriegs mindestens 40 700 Flüchtlinge in den Kanton St. Gallen, allein drei Viertel davon in den letzten Kriegswochen, weitere 4 300 wie beschrieben mittels Transporten aus den Konzentrationslagern. Mindestens 6 200 Verfolgte flohen vor Kriegsausbruch und bis Mitte 1944 nach St. Gallen. Diese Zahlen

(siehe Tabelle) sind zumindest in Umrissen dokumentiert und dennoch zufällig: Denn sie erfassen jene in Not eingereisten Personen nicht, die sich verstecken konnten und die in keinen heute zugänglichen Dokumenten oder in Berichten von Zeitzeugen auftauchen. Nur gerade 8899 Flüchtlinge konnten namentlich erfasst werden. Vermutlich dürften vor und während des Zweiten Weltkriegs aber etwa 45 000 Menschen in den Kanton St. Gallen gelangt sein.

Von den »St. Galler« Flüchtlingen tauchen nur 4 746 in den Flüchtlingsdossiers des Schweizerischen Bundesarchivs auf.<sup>31</sup> Überraschenderweise unterliessen es die St. Galler Behörden auch nach der Absetzung von Polizeihauptmann und Flüchtlingsretter Paul Grüninger im Frühjahr 1939, die Bestände ihrer Flüchtlingsdatei nach Bern zu melden. Nur gerade 36 Namen, die in den St. Galler Akten vermerkt sind, finden sich auch in der Datei des Bundes. Ein Datenaustausch zwischen dem St. Galler Polizeidepartement und der Eidgenössischen Fremdenpolizei fand also praktisch nicht statt. Das äussert sich auch darin, dass die Einreisen jüdischer Flüchtlinge aus Österreich nach der Einverleibung des Landes ins Dritte Reich in den Dossiers des Bundes praktisch nicht vermerkt wurden. Nur gerade 30 Flüchtlinge, die bis Februar 1939 nach St. Gallen flohen, fanden Eingang in die Akten der Eidgenössischen Fremdenpolizei.

Einreisen Flüchtlinge in den Kanton St. Gallen:

Zeitraum Einreise	Zahl	Davon namentlich erfasst
Bis 11. 03. 38 (Einmarsch Österreich)	115	115
Bis 17. 07. 38 (Beginn 1. Flüchtlingswelle)	3 000	41
Bis 08. 02. 39 (Ende 1. Flüchtlingswelle)	1 216	1 216
Bis 12. 08. 42 (Beginn 2. Flüchtlingswelle)	239	239
Bis 11. 07. 44 (Datum Grenzöffnung)	412	412
Bis 20. 04. 45 (Eröffnung Grenztore)	438	438
Kasztner-Transport 7. 12. 44	1 377	1 377
Bergen-Belsen-Transp. 24. 1. 45	168	168
Theresienstadt-Transp. 7. 2. 45	1 198	1 198
Transporte Mauthausen/Ravensbrück	1 554	0
21. 04. 45–07. 05. 45 (letzte Kriegswochen)	29 777	2 456
Ohne Einreisedatum (vermutlich bis 1939)	1 239	1 239
Total	40 733	8 899

Die Ausgangslage legt nahe, dass die Mehrzahl der Flüchtlinge, die über den Bodensee oder den Rhein in die Schweiz gelangen konnten, in den offiziellen Flüchtlingsstatistiken der Schweiz bis anhin fehlten. Wieviele das waren, lässt sich trotz des damals rudimentären Datenaustausches, verschwundener Akten und nicht erfasster Flüchtlinge einigermaßen eingrenzen. Geht man von 45 000 »St. Galler« Flüchtlingen aus und zieht jene 4 746 ab, die in den Dossiers des Bundes auftauchen, ergibt sich eine Zahl von gut 40 000. Davon abzuzählen sind Flüchtlingsströme, die womöglich summarisch erfasst wurden. So meldete beispielsweise Hauptmann Paul Grüninger am 26. Ja-

nur 1939 an die Eidgenössische Fremdenpolizei, St. Gallen habe bisher 858 Flüchtlinge aufgenommen. Durchaus möglich, dass diese vom Bund in einer Emigrantendatei erfasst wurden.

Nachweislich hat der Kanton St. Gallen mindestens 28 870 Emigranten, Zivil- und Militärflüchtlinge aufgenommen, die bis anhin in der schweizerischen Flüchtlingsstatistik nicht vermerkt waren.<sup>32</sup> Diese Zahl ergibt sich aus folgender Berechnungsart:

- Die St. Galler Flüchtlingsdatei umfasste 2 443 Nummern. Paul Grüninger meldete 858 Flüchtlinge nach Bern, weitere 36 fanden sich in den Dossiers des Bundes. Bleiben 1 549 beim Bund nicht registrierte, grösstenteils jüdische Emigranten und Zivilpersonen, die vor und während des Kriegs nach St. Gallen flohen.
- Von den 29 777 Militär- und Zivilflüchtlingen, die in den letzten Kriegstagen durch die Grenzture St. Margrethen und Buchs kamen, sind 2 456 in den Dossiers des Bundesarchivs registriert. Bleiben 27 321 nicht registrierte Personen.

Flüchtlingsstatistik Schweiz, Zweiter Weltkrieg:

	Bisher	Zuzüglich St. Gallen
Emigranten:	9 909	
Zivilflüchtlinge (1. 9. 1939–8. 5. 1945):	51 129	+ 28870
Militärflüchtlinge:	103 869	
Politische Flüchtlinge:	251	
Kinder (meist auf Erholungsurlaub):	59 785	
Grenzflüchtlinge (vorübergehend):	66 549	
<b>Total:</b>	<b>291 492</b>	<b>320 362</b>

Die Flüchtlingsstatistik des Bundes basiert auf den Zahlen des Berichts Ludwig und der Bearbeitung durch das Bundesarchiv.<sup>33</sup> Demnach nahm die Schweiz vor und während des Zweiten Weltkriegs 291 492 Hilfesuchende auf, eine beeindruckende Zahl, die von grosser Hilfsbereitschaft vor allem gegen Kriegsende zeugt. Mitgerechnet wurden allerdings auch knapp 60 000 Kinder, die ihren Erholungsurlaub in der Schweiz verbrachten, und über 66 000 Grenzflüchtlinge, die nach wenigen Tagen die Schweiz wieder verliessen. Was die gut 103 000 Militärflüchtlinge betrifft, so war die Schweiz gemäss Haager Konvention von 1907 verpflichtet, diese aufzunehmen.

Aufgrund der St. Galler Zahlen erhöht sich die Gesamtzahl durch die Schweiz aufgenommener Flüchtlinge auf 320 362. Dieser Wert bleibt eine, wenn auch plausible, Schätzung. Die Folgerung, die Eidgenossenschaft habe sich gegenüber den Flüchtlingen im Zweiten Weltkrieg humaner verhalten als bisher angenommen, ist ohnehin unzulässig. So schreibt etwa der amerikanische Historiker Herbert R. Reginbogin in seinem 2006 erschienenen Buch »Der Vergleich«, damit habe sich auch die Zahl der aufgenommenen jüdischen Flüchtlinge »wesentlich erhöht«.<sup>34</sup> Reginbogins Interpretation, die er unter Bezug auf die St. Galler Studie aufstellt, ist irreführend. Tatsächlich ist davon auszugehen,

dass mindestens 1549 zusätzliche, vorwiegend jüdische Emigranten und Zivilflüchtlinge den Weg in die Schweiz fanden und damit vermutlich ihr Leben retten konnten. Aufgenommen wurden sie aber nicht etwa wegen einer humanen Politik, sondern dank Personen wie Paul Grüninger und Anderen, die sich gegen die offizielle Flüchtlingspolitik stellten und in der Folge persönliche Nachteile in Kauf nehmen mussten. Den weitaus grössten Teil der zusätzlich erfassten Flüchtlinge machten ohnehin jene Militär- und Zivilpersonen aus – Kriegsgefangene, Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter –, die in den letzten Kriegstagen zwar in oft bedauernswertem Zustand über die Grenze kamen, aber kaum mehr an Leib und Leben gefährdet waren.

Gerade um Fehlinterpretationen, die gelegentlich politisch motiviert sind, zu vermeiden, empfiehlt sich eine lebendige Erinnerungskultur an die Geschehnisse des Zweiten Weltkriegs. Die meisten Zeitzeugen sind nicht mehr am Leben, und auch manche von denen, die mit ihren Erinnerungen Wesentliches zur St. Galler Studie beigetragen haben, sind in der Zwischenzeit verstorben. Es ist an der Zeit, sichtbare Zeichen zu setzen, gerade in den Grenzorten am Bodensee und entlang des Alpenrheins: in Kreuzlingen, St. Margrethen, Buchs oder auch Diepoldsau. Dank der Hilfe Einheimischer konnten sich hier Tausende Verfolgte vor den Schergen des Dritten Reichs in Sicherheit bringen. Andere, auch daran ist zu erinnern, wurden hier in den Tod geschickt. Es sind Orte, die Geschichte geschrieben haben.

Anschrift des Verfassers:

Jörg Krummenacher-Schöll, NZZ-Büro Ostschweiz, Postfach 148, CH-9205 Waldkirch,  
joergkrummenacher@bluewin.ch

## ANMERKUNGEN

- 1 KRUMMENACHER-SCHÖLL, Jörg: Flüchtliges Glück. Die Flüchtlinge im Grenzkanton St. Gallen zur Zeit des Nationalsozialismus, Limmat Verlag, Zürich 2005.
- 2 TSCHUY, Theo: Carl Lutz und die Juden von Budapest. Zürich 1995.
- 3 BAUER, Yehuda: Freikauf von Juden? Verhandlungen zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und jüdischen Repräsentanten von 1933 bis 1945, Frankfurt am Main 1996, S. 310–314.
- 4 Ebd., S. 343–347. Die weiteren Treffen fanden am 3., 4., 5. und 29. September, 29. Oktober, 2. und 4. November 1944 statt.
- 5 Der Einreiseort Basel ergibt sich aus den in einer Datenbank des VSJF (Verein Schweizerischer Jüdi-

scher Fürsorgen) verzeichneten Einreisen aus Bergen-Belsen.

6 Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich, sog. Joint General-Dossier, Film 6.

7 BAUER S. 357.

8 Wie viele Personen tatsächlich im Kasztner-Zug waren, ist ungeklärt. Die Auper-Datei des Schweizerischen Bundesarchivs führt 1349 Personen auf, die SIG-Liste des Archivs für Zeitgeschichte 1362 Personen. Die SIG-Liste enthält 28 Namen, die nicht auf der Auper-Liste sind, die Auper-Liste 29 Namen, die nicht auf der SIG-Liste sind. Im besten Falle, zählt man alle Namen zusammen, befanden sich 1377 Personen im Zug. Der Blick in weitere Quellen ist wenig hilfreich: Jede von zehn konsultierten Quellen nennt eine andere Zahl.



- 9 ZIEGLER, Ernst: Hans Richard von Fels. Auszüge aus seinen Tagebüchern 1939 bis 1945, St. Gallen 1998, S. 178.
- 10 BAUER S. 344–345.
- 11 Die Schweiz und die deutschen Lösegelderpressungen in den besetzten Niederlanden. Beiheft zu: Die Schweiz und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus, S. 102 ff.
- 12 Interview mit Marianne Gromb-Gumpertz, 12. August 2004 in Zürich.
- 13 WISSMANN, Reto: Kantonale und kommunale Flüchtlingspolitik am Beispiel der Thurgauer Grenzgemeinde Kreuzlingen 1933–1945. Uznach 2001. S. 108: Brief der Israelitischen Gemeinde Kreuzlingen an den Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund vom 29. Januar 1945.
- 14 ADLER, Reinhold: Das war nicht nur »Karneval im August«. Das Internierungslager Biberach an der Riss 1942–1945. Auszug aus dem Buch in [www.shoa.de](http://www.shoa.de).
- 15 ALTERMATT, Urs (Herausgeber): Die Schweizer Bundesräte. Ein biographisches Lexikon, Zürich und München 1991, S. 343 ff.
- 16 Interview von Stefan Keller mit Elias Sternbuch vom 22. Dezember 1991.
- 17 Tages-Anzeiger vom 12. Dezember 1998, Leserbrief von Dow Sternbuch.
- 18 ZIEGLER, Ernst: Über St. Gallen in die Freiheit, in: St. Galler Tagblatt vom 16. September 1999, Bericht von Fritz Spitzer.
- 19 PICARD Jacques: Die Schweiz und die Juden 1933–1945. Zürich 1994, S. 460 f.
- 20 Interview mit Ernst Diem, 19. Juli 2002 in St. Gallen.
- 21 ZIEGLER: Hans Richard von Fels, S. 198 ff.
- 22 Schweizerisches Bundesarchiv, E 27 (-) 14878 BD 7, Territorialkreis 7: Schlussbericht über den Aktivdienst 1939–1945, Internierung und Flüchtlingswesen.
- 23 ERLANGER, Simon: »Nur ein Durchgangsland«. Arbeitslager und Internierungslager für Flüchtlinge und Emigranten in der Schweiz 1940–1949, Zürich 2006, Anhang S. 263–269.
- 24 Schweizerisches Bundesarchiv, E 27 (-) 14878 BD 7, Territorialkreis 7: Schlussbericht über den Aktivdienst 1939–1945, Internierung und Flüchtlingswesen.
- 25 HÖRSCHELMANN, Claudia: Exilland Schweiz. Lebensbedingungen und Schicksale österreichischer Flüchtlinge 1938–1945, Innsbruck/Wien 1997, S. 81.
- 26 THÜRER, Georg: Der Kanton St. Gallen während der beiden Weltkriege. In: Rorschacher Neujahrsblatt, Rorschach 1968, S. 88.
- 27 Archimob: Zeitzeugen zur Schweizer Geschichte 1939–1945, Interview mit Ulrich Götz, Lagerkommandant St. Margrethen.
- 28 Buchser Chronik der Jahre 1945–1948, S. 10 ff.
- 29 KELLER, Paul: Marschall Pétains Reise durch die Schweiz im April 1945. Ausserdem: Neue Zürcher Zeitung vom 24. 4. 1985, Bericht eines Begleiters von Pétain.
- 30 LUDWIG, Carl Dr.: Die Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart (1957), Bern 1966. Der Bericht wurde ein erstes Mal 1957 veröffentlicht.
- 31 Schweizerisches Bundesarchiv E 4264 (-) 1985/196 und 1985/197, Eidgenössische Polizeidivision, »Zivile Flüchtlinge 1939–45«, Verzeichnis zur Personenaktenserie N.
- 32 Die Bundesbehörden bezeichneten jene vor allem jüdischen Zivilflüchtlinge, die vor Kriegsbeginn einreisten, als Emigranten.
- 33 KOLLER, Guido: Entscheidungen über Leben und Tod. Die behördliche Praxis in der schweizerischen Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkrieges, in: Zeitschrift des Schweizerischen Bundesarchivs, die Schweiz und die Flüchtlinge 1933–1945, Studien und Quellen 22, Bern/Stuttgart/Wien 1996.
- 34 REGINBOGIN, Herbert R.: Der Vergleich. Die Politik der Schweiz zur Zeit des Zweiten Weltkriegs im internationalen Umfeld, Bern 2006, S. 122 und 246.

Manfred Bosch

## »MIR BLEIBT DIE STELLE LIEB, WO ICH GELEBT«

Unbekannte biographische Zeugnisse  
von Kunstsammlern und Kunstwissenschaftlern  
am Bodensee

Vorbemerkung: Der Verfasser hat zu dem von Michael Brunner und Marion Harder-Merkelbach herausgegebenen Band »1100 Jahre Kunst und Architektur in Überlingen (850–1950)« einen Beitrag über »Kunstwissenschaftler in Überlingen« beige-steuert. Der vorgesehene Umfang schloss den Abdruck autobiographischer Texte und einschlägiger biographischer Darstellungen, auf die der Verfasser während seiner Recherchen stieß, leider aus. Da es sich dabei jedoch meistens um unbekannte Arbeiten und nachgelassene Texte handelt, die im Kontext biographischer Forschung der Kenntnis wert sind, schien es sinnvoll, dieses notgedrungene Versäumnis in einer umfangreicheren Form nachzuholen. Dies wird in diesem Beitrag versucht. Wie bereits die Beschränkung auf das 20. Jahrhundert einerseits und auf die deutsche Bodenseeseite andererseits belegt, kann es sich hierbei nur um einen Ausschnitt handeln. Von daher erklärt sich auch die auffällige Prägung des ausgewählten Personenkreises durch die politische Geschichte des 20. Jahrhunderts. MB

### KURT BADT

Würde es Sie interessieren, Bruchstücke aus meiner »Erinnerung an den Bodensee«, e[inem] Manuskript von über 550 Seiten, das ich hier geschrieben habe [...] zu bekommen?<sup>1</sup> Es war der emigrierte Maler und Privatgelehrte Kurt Badt, der diese Frage von London aus am 10. September 1945 an Udo Rukser in Chile richtete. Beide hatten sie, zu ganz verschiedenen Zeiten und unter gänzlich verschiedenen Umständen, den Bodensee als ihre zweite Heimat entdeckt, und beide waren sie 1939 durch eine barbarisch-rassistische Politik ins Exil getrieben worden. Nur drei Wochen nach seinem Brief setzte Badt nach und erkundigte sich nach Neuigkeiten vom Bodensee – war für ihn doch zum ersten Male ein Hoffnungsschimmer aufge-

taucht [...] (wenn auch nur ein schwacher!), dass ich an den Bodensee zurück könnte. Mehr kann und darf ich noch nicht sagen<sup>2</sup>.

Bereits in diesen beiden eng beieinander liegenden brieflichen Zeugnissen wird der Bodensee als mächtig wirkender Bezugspunkt im Leben Kurt Badts deutlich. Erstmals war er mit dieser Landschaft 1908 oder 1909 während seines kunsthistorischen Studiums in Berührung gekommen, das er, nach ersten Semestern in Berlin und München, in Freiburg fortsetzte und 1914 mit einer Arbeit über den Renaissancemaler Andrea Solario bei Wilhelm Vöge beendete. Doch während Badt seinem Kommilitonen und »besten Freunde«<sup>3</sup> Erwin Panofsky den Weg zum (später weltberühmten) Kunstwissenschaftler wies, ging er selbst zunächst nicht diesen Weg, sondern entschied sich, ein Arbeitsangebot an der Bremer Kunsthalle ausschlagend, für eine freiberufliche Existenz als Privatgelehrter und Maler. Als Sohn eines wohlhabenden jüdischen Bankiers und Kunstfreunds<sup>4</sup> 1890 in Berlin geboren, gab er sich starken philosophischen Interessen hin, schrieb nach eigener Aussage viel und veröffentlichte wenig – zumindest bis 1950. Zusammen mit seiner Frau Helen - einer Schwester Rudolf Arnheims – sowie einer ersten Tochter verbrachte Badt immer wieder ganze Sommer am Bodensee, um sich im Jahre 1922, Berlins und seiner Turbulenzen endlich müde, ganz in Bodman niederzulassen. Hier baute er sich, wie der Dichter und Nachbar Wilhelm Schäfer schrieb, »eine rote italienische Villa an unsern grünen Berg«<sup>5</sup>.

In seiner »Erinnerung an den Bodensee« geht Badt sehr detailliert auf seine ersten Begegnungen mit dem Bodensee ein. Seine Eindrücke sind stark vom Kontrast zu seiner bisherigen, urban geprägten Lebenswelt bestimmt; überraschend mögen den heutigen Leser vor allem die stark betonte Ärmlichkeit und Zurückgebliebenheit der dörflichen Lebensverhältnisse anmuten, die in starkem Gegensatz zur Idylle der Landschaft stehen.

Ich bin zum ersten Male an den Bodensee gekommen, als ich in Freiburg Student war. Es muß im Jahre 1908 oder 1909 gewesen sein. Eine Freiburger Familie, mit der ich bekannt geworden war, verzog nach Überlingen und ich besuchte sie dort. Ich erinnere mich noch an das Haus, das sie bewohnten; es war eine der Villen auf der Höhe, ein älteres, ziemlich dunkles Gebäude mit einem Turm und einem großen, verwilderten Garten, der ein Stück den Berg hinab ging. – Dann kam ich wieder an den See auf einer Reise nach Wien. Damals waren wir schon auf der Suche nach einem neuen Wohnsitz, da das Leben in Berlin mir unerträglich geworden war. Wir kamen damals aber nur nach Lindau, von wo wir nach Hause zurückfuhren. Der Mann meiner verstorbenen Schwester erhielt dann später zufällig Nachrichten über den uns unbekanntem Ort Bodman. Er war Assistent an einer Heidelberger Klinik gewesen und der dortige Gärtner, aus Bodman gebürtig, hatte ihm von der Schönheit seiner Heimat erzählt. Es gelang durch diesen, eine Unterkunft für die Sommermonate ausfindig zu machen, wie wir sie brauchten, zwei Zimmer und Küche. Da ich malte, konnten wir nicht im Hotel wohnen. Auch wäre es für die lange Zeit zu teuer geworden. So waren wir seit Jahren gewohnt, unsere Berliner Wohnung für den Sommer zu vermieten, außer Haus zu gehen und dort selber zu wirtschaften. Das hatten wir mehrere Jahre hindurch auf Rügen getan. Schließlich war aber die dortige Landschaft für mich erschöpft, zudem war unsere Tochter Totta dort an Kinderlähmung erkrankt. So mochten wir nicht mehr dorthin gehen.

Auf diese Weise kamen wir nach Bodman. Ich erinnere mich noch gut unserer ersten Reise von Berlin dorthin. Bis Stuttgart fuhren wir in der Nacht. Dann kam die großartige Auffahrt im großen Bogen um die Stadt, zu den »Fildern« aufwärts, deren Namen ich damals noch nicht kannte; dann die stundenlange gemächliche Reise durch das Hügelland, dem Rande der Alp entlang, durch Wiesen und Ackerland, das rings durch Waldstreifen eingefasst war. Kleine Städtchen lagen am Wege, freundliche Dörfer ohne Zahl. Horb mit seiner großen Brücke über das Tal blieb unauslöschlich in meiner Erinnerung. Dann Engen, das wie eine Festung auf seinem Berge liegt. Es war mittlerweile Mittag geworden u. eine große Müdigkeit überkam uns. Alle nach der durchwachten Nacht. Als wir in Radolfzell ankamen, waren wir so abgespannt, dass wir kaum etwas vom See wahrnehmen konnten. Wir stiegen in das Zügle, das uns recht schäbig vorkam mit seinen alten und schmutzigen Wagen und kamen schließlich nach Ludwigshafen. Als wir nach dem Motorboot fragten, hieß es, es ginge erst in zwei Stunden. Wir mussten also im Gasthaus sitzen und warten. Dort war niemand außer ein paar Arbeitern, der Raum war unfreundlich und geschmacklos, die Tische waren mit bunten und verfleckten Tüchern gedeckt, das Bier war schal, zu essen gab es nichts. So wurde unsere Stimmung immer schlechter. Schließlich kam ein starker großer Mann mit rötlichem Haar in einer Art Matrosenuniform: das Motorboot war also von drüben angekommen. Man wartete noch irgend einen Lokalzug ab, brachte unsere Koffer auf das Schiffchen und wir fuhren ab. Das Wasser und der Lufthauch erfrischten uns ein wenig. Wir sahen einen Hügelzug vor uns, – Berge konnte man das nicht nennen, – und zu seinen Füßen ein lang gestrecktes, ziemlich ungepflegt aussehendes Dorf. Da wir angemeldet waren, erwarteten wir irgendjemand von unseren Wirtsleuten an der Landungsstelle zu finden. Es war aber niemand da. Der Bootsmann wies uns den Weg. Wir schleppten einen Teil der Koffer selbst, den Rest ließen wir zurück, und der Mann versprach uns, ihn später zu bringen. Wir mussten die Dorfstraße entlang, die staubig war, und auf die die Sonne glühend herab brannte. Rechts und links alte, unsaubere Fachwerk-Katen. Der Eindruck war nicht ermutigend. Wenig Leute waren zu sehen, sie schienen schmutzig, verwahrlost, fremdartig. Schließlich kam linker Hand ein großer Garten mit einem Eisengitter eingefasst, in der Mitte ein allein stehendes, größeres Haus.

Es sah wohl etwas stattlicher aus als die anderen, aber auch nicht freundlich oder einladend. Irgend ein Stadtarchitekt musste es erbaut haben, in einem Allerweltsstil, der nicht hierher passte. Wir wurden von einer älteren Frau empfangen, die vor Schmutz starrte und uns abschreckend hässlich erschien. Sie führte uns durch einen kahlen Hausgang mit schmieriger Tapete, die kalte Treppe hinauf in unsere Zimmer, die zwar geräumig aber mit den scheußlichsten Möbeln, Öldrucken, Nippes vom Jahrmarkt ausgestattet waren. Wir wagten fast nicht, uns auf die schäbigen Sessel und das Sofa zu setzen. Die Bettwäsche war schmutzig. Die Frau redete in ihrem Dialekt vieles auf uns ein, das uns nicht ganz verständlich war; doch bald wussten wir soviel, dass unten, unter unseren Zimmern, im Erdgeschoß ihr Mann schwer krank schon seit Jahren, im Bette lag. Dies war die Entschuldigung, dass unsere Zimmer so wenig hergerichtet, dass niemand am Boot gewesen war. Sie war ganz allein; der Sohn, der noch im Hause wohnte, war eben auswärts. Später erschien er, ein Mann in den Dreißigern, schmutzig, verwahrlost, halb blöde; nach seinem Aussehen ein Arbeiter. – So war unser Einzug in Bodman, und nur unsere Müdigkeit und die Menge der mitgeschleppten Koffer hinderten uns, sofort wieder abzureisen. Zudem hatten wir fest gemietet, und glaubten uns daran gebunden.

Es war die Familie des »Brauereidirektors« Hug, bei der wir untergekommen waren. Später erfuhren wir, dass der kranke Mann Braumeister beim Grafen Bodman [...] gewesen war. Wir haben ihn später ein oder zwei Male im Garten gesehen, wenn er an einem Tage, wo es ihm ein wenig besser ging, herauskam. Er ist noch im selben Sommer gestorben. –

Unser erstes war, die Nippessachen von den Schränken und den Tischen zu räumen und wegzupacken. Dann begannen wir uns einzurichten. Im Hause standen uns noch mancherlei unliebsame Entdeckungen bevor. In der Küche war kein Geschirr, nicht genügend Messer, Gabeln und Löffel. Was vorhanden war, war angeschlagen oder zerbrochen. Wir mussten das Nötigste im Dorfe dazu kaufen. Ein Kaufladen wurde entdeckt, zu dem es von der Straße eine steile Treppe hinaufging. Überall war es gleich schmutzig und verwahrlost. Die Türen hingen in den Angeln, die Schwellen waren ausgetreten, die Tapeten zerlumpt, Farbe und Verputz verdorben. Offenbar herrschte größte Armut. Das Einzige, was an die Verhältnisse erinnerte, aus denen wir kamen, war das elektrische Licht. Aber die Glaslocken an den Straßenlaternen waren blind und voller Spinnweben.

Die Natur dagegen war prachtvoll. Die mächtigen Obstbäume waren neu für uns, die Gärten voller Blumen, dahinter der Wald und zu unseren Füßen, allerdings von unserem Hause aus nicht sichtbar, der See.

Ich begann alsbald die uralten Apfelbäume zu malen. Sie erschienen mir wie Eichen. Nie zuvor hatte ich derart gewaltige gesehen. Überhaupt gab es wundervolle Bäume der verschiedensten Arten: am Landungsplatz Kastanien, am Ufer Weiden und Pappeln, an der Dorfstraße eine riesige Linde, so auch vor dem Gasthaus, das nach ihnen seinen Namen trug. Dann Fichten, Tannen, Buchen, Lärchen und eine erstaunliche Fülle von Gebüsch. Die Farbe der Landschaft war ein durch Blau verhülltes Grün, vom hellsten lichten bis zum dunklen [ein Wort unleserlich]. Unter den Bäumen waren überall Felder. In den Gärten war Gemüse und waren Blumen. Unser Garten dagegen war ganz leer und kahl; er hatte einen unregelmäßigen Bestand an Obstbäumen, darunter Gras. Kein Sitzplatz befand [sich] darin, keine Laube, keine Bank. Es war einfach ein Grundstück. Gegen die Nachbargrundstücke war er mit einer hohen Hecke abgeschlossen. Hinter dem Wohnhause befand sich noch ein kleiner Ziegelbau darin, welche[r] eine Brennerei enthielt. Hier brannte Gustav Hug, der Sohn, aus Zwetschgen oder Äpfeln Schnaps. Es war das erste Mal, dass ich eine derartige Einrichtung sah. Da der Mann sehr unsauber dabei zu Werke ging, war der Anblick geradezu ekelhaft. Halb verfaultes Obst wurde [ein Wort unleserlich], wobei es ganz braun wurde, dann gekocht und in besonderen Öfen destilliert. Der Raum schwamm im Wasser, und Obstreste lagen überall umher. Dazu roch es fürchterlich, süßlich und nach Alkohol. Von dort habe ich meinen Widerwillen gegen den Obstbranntwein.

Gustav Hug verbrachte seine Tage halb hier, halb im Keller, zu dem eine verfallene, durch eine zweiflügelige Klapptür geschlossene Treppe hinab führte, bei den Mostfässern. Auch dies war etwas Neues für mich. Ich lernte bald, dass Most das Nationalgetränk der Gegend war, dass ungeheure Mengen davon konsumiert wurden, dass die Schädigung der Gesundheit bei der Bevölkerung enorm war. Jedermann machte selbst Most, hatte Most im Keller, und trank zu jeder Mahlzeit Literkrüge voll Most. Auch zur Arbeit aufs Feld wurde Most in Steinkrügen mitgenommen, die man in die Erde grub, um sie



kühl zu halten. Dazu gab es oft nur trockenes Brot und Speck. Es war dies in der Zeit der Inflation oder kurz danach. Die Bevölkerung war völlig verarmt, zudem herrschten Unruhen im Lande, Kommunistentenaufstände u. dgl. Hier war es friedlich, aber die Zeitungen brachten üble Nachrichten aus anderen Gegenden Deutschlands. So war auch hier die Arbeitslust gelähmt, da niemand wusste, was bevorstand. Wir lebten hier den ganzen Sommer. Wir waren ganz allein und kannten niemand. Erst im Herbst lernten wir den Arzt des Ortes, Dr. Rothemann kennen, dann den Bürgermeister, schließlich Paul Weber und seine Frau. Zu diesen Leuten gingen wir manches Mal zu einer Tasse Kaffee und wurden überall sehr freundlich aufgenommen.<sup>6</sup>

Der zuletzt erwähnte Bodmaner Obstbauer Paul Weber<sup>7</sup> wurde unter Badts Einfluß ein begeisterter Freund und Sammler zeitgenössischer Kunst. Wenngleich er seinem Gesprächspartner später Einseitigkeit vorwarf – wie Karl Scheffler bedeuteten Badt die Expressionisten wenig, van Gogh, Renoir und hauptsächlich Cézanne dagegen viel –, so erschlossen ihm doch die häufigen Begegnungen mit ihm neue Zugänge zur Kunst. Zusammen mit seiner Tochter Pia-Victoria Goll hat Paul Weber gegen Ende seines Lebens unter dem Titel »Über die Künstler und über meine Bilder« Aufzeichnungen verfasst; das Kapitel über Badt sei dessen eigenen Erinnerungen an die Seite gestellt.

Im Jahre 1922 lebte sommers über eine Familie aus Berlin in dem jetzt uns gehörenden Haus Nr. 28. Dieses Haus gehörte damals dem Braumeister Hug, er vermietete es an Sommergäste. Es war die Familie Dr. Kurt Badt. Die Frau kam eines Tages zu uns, d. h. zu meiner Frau – wir wohnten damals noch draußen im Haus bei der Kapelle – um für ihre Kinder (dies sind Totta und Pia) etwas zu nähen, da sie ihre eigene Nähmaschine natürlich nicht mit dabei hatte. So lernten wir Frau Badt kennen, eine sehr interessante und sympathische Dame, die uns erzählte, dass ihr Mann Kunsthistoriker sei und selber male. Ich sah ihn auch sehr häufig hinauspilgern in die Felder. Frau Badt schubste und schubste, bald ihren Mann, bald mich, wir sollten uns doch einmal treffen, denn sie hatte schon längst mein besonderes Interesse an Bildern bemerkt. Aber erst im Herbst 1922, kurz vor der Rückreise nach Berlin trafen wir uns dann in unserem Haus.

Dr. Rothemann, der hiesige Arzt, hatte Dr. Badt schon vor mir kennengelernt und erzählte uns von seiner Malweise unter anderem, die Bäume, die er male, wären eigentlich isländische Geysire. Ich selber konnte zunächst, das ist leicht erklärlich, nicht ohne Weiteres Kontakt zu Badts Bildern finden, denn die gute altmeisterliche Art Professor Blums<sup>8</sup> lag mir weit besser.

Im Jahre 1923 war die Familie Badt nicht sehr lange hier, wohl aber Badt allein blieb bis in den Herbst hinein. Er war verzweifelt über die politischen Verhältnisse und beide, Herr und Frau Badt, hatten schon den ganzen Sommer über erklärt, sie möchten heraus aus Berlin, sie möchten bauen. Das führte dann zum Kauf eines Bauplatzes von Peter Maier in Ludwigshafen. [Anm. Der Platz stieß an das Grundstück des Herrn Heinrich Lhotzky<sup>9</sup> und gehörte dem Grafen Bodman]. Es wurde mit dem Bau begonnen und schon Ende 1924 siedelte die Familie über. Ich hatte überall mitgeholfen, wo es galt, Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Es wurde eine gute Freundschaft zwischen uns und den Badts, und sie war ein großer persönlicher Gewinn wohl für beide Teile.

Der erwähnte Dr. Rothemann hatte schon 1923 ein Bild von Badt erworben. Als jedoch die Inflation im Herbst 1923 ihren phantastischen Höhepunkt erreichte und die neue Rentenmark gleich einer Billion Reichsmark gewertet wurde, da war die Familie Dr. Rothemann fast am Verhungern. Ich ließ in diesem Winter die 3 großen stolzen Pappeln, die im Garten am See unten standen, umhauen und erzielte dafür 80 Schweizer Franken. Mit diesen 80 Schw. Franken, die ein wahres Vermögen bedeuteten, kaufte ich Dr. Rothemann sein Bild von Badt ab, was ein wirkliches Opfer für mich war. Aber das Bild faszinierte mich und die Familie Rothemann tat mir leid.

Das war meine dritte Bild-Erwerbung, »Die alte Weide am See« von Badt (Oel).

1925 kaufte ich von Badt das große Chrysanthemenbild, das es mir so angetan hatte. Nur so kann ich es heute erklären, dass ich damals dafür 800.– dieser raren teuren Rentenmark bezahlte und über ein Jahr daran abstottern musste. (Im Verschenken war Badt bestimmt nicht großzügig). Das Blumenbild, das auf dem Rimpertsweilerhof<sup>10</sup> hing und das sich heute noch in meiner Sammlung befindet – leider ist es sehr rissig – ging ohne Bezahlung in meinen Besitz über. Was ich für die »Straße nach Stahringen« mit den alten Bäumen bezahlt habe, ist mir nicht mehr geläufig. Einige kleinere Sachen schenkte er mir, z. B. die Friedhofskapelle und die kleine Winterlandschaft (Seeteil im »Löchle«). Ich muß sagen, der Erwerb der Bilder von Badt war damals für mich eine große Freude, aber weit wichtiger als wie dieser Erwerb der Bilder waren mir die über Jahre geführten gepflegten Unterhaltungen über Kunst und Künstler, wiewohl Badt in seinen Anschauungen und Kenntnissen, die sehr tiefgründig waren, im ganzen doch recht einseitig war. Die Maler der Brücke und der Blauen Reiter bedeuteten ihm nichts, und ich glaube, das ist bis auf den heutigen Tag so geblieben. Er war der große Verehrer der Impressionisten von van Gogh, Renoir, hauptsächlich Cezanne. Auch Corinth wurde von ihm hoch bewertet und Liebermann ließ er ebenfalls gelten. Aber trotzdem: er schloß mir viele Tore des Sehens auf.

Der Beginn der Nazi-Aera bedrängte die Familie Badt, da sie Juden sind, mehr und mehr. Und schließlich brach auch noch die Ehe auseinander. Dr. Badt ließ seine Familie im Stich – ein hässlicher Zug von ihm. Frau Badt wanderte aus mit der jüngsten Tochter Pia nach USA, die ältere Tochter Totta verheiratete sich nach Neuchatel. Wir beide wurden Paten von Pia, denn die Mutter und die beiden Töchter wurden katholisch und sind überzeugte, tiefreligiöse Katholiken. Sie taten diesen Schritt nicht aus irgendwelcher Zweckmäßigkeit, sondern aus vollster Überzeugung – ihre Religion bot ihnen nichts.

Dr. Badt wanderte aus nach England. Ich hatte manche schwierige Sache für ihn zu tun und galt bei den Nazis als ausgesprochener Judenfreund. Dr. Badt kehrte nach der Vernichtung der Nazis wieder zurück, aber ich lernte nun einen anderen Badt kennen, als wie ich ihn früher kannte. Die Verbindung brach ab, musste abrechnen. Er ist ein guter Kunstwissenschaftler geworden, auch Ehrungen ließen nicht auf sich warten. Er bekam das Bundesverdienstkreuz I. Klasse und der Professorentitel belohnte seine literarische Tätigkeit (Ein Werk über Cezanne). Es war wohl auch eine gewisse Wiedergutmachung von Staates wegen.

Von Badt befinden sich in meiner Sammlung: 5 Oelbilder

1 Aquarell<sup>11</sup>

Betrachten wir Badts Bodensee-Zeit vor seinem erzwungenen Abschied noch etwas genauer. Seit Mitte der 20er Jahre waren seine Bilder in Kollektivausstellungen zu sehen, darunter in so bekannten Galerien wie Flechtheim (Berlin) und Thannhauser (München); parallel dazu legte er seine kunstwissenschaftlichen Anschauungen nieder; im Druck erschien davon nur einiges Wenige in Zeitschriften. In Salem, wo seine beiden Töchter Totta und Pia zur Schule gingen, hielt er Vorträge, so über Winckelmann und über archaische und griechische Plastik. Mit Künstlerkollegen verkehrte Badt, der sich auch mit Bildhauerei befasste und Gedichte schrieb, in der Künstlergemeinschaft »Der Kreis«<sup>12</sup>, den bis zu seinem Verbot durch die Nazis der Schriftsteller Norbert Jacques präsiidierte. Wie stark sich Badt mit den Jahren der Bodenseegegend verbunden fühlte, geht vor allem aus dem Umstand hervor, dass er, einem Rat Paul Webers folgend, 1932 den alten überschuldeten Rimpertsweiler Hof im Hinterland von Markdorf erwarb, den er zum Obstgut ausbauen ließ und sich sogar zum Alterssitz umträumte: [...] *viele Male habe ich dort hinab gesehen, den Anblick des schönen, lebendigen Landes genossen und den Gedanken erwogen, an einem dieser Plätze mir ein Haus für mein Alter zu bauen, um in Frieden inmitten eines von mir geschaffenen Werkes auf meinem eigenen Grund und Boden zu sterben*<sup>13</sup>.

Obschon sich Badt vom jüdischen Glauben abgewandt hatte, wurde er nach 1933 Opfer der rassistisch motivierten Judenverfolgung. Bereits 1933 hatte ihn ein dramatischer Vorfall seine Frau, von der er sich in jener Zeit trennte, sowie seine beiden Töchter ins Ausland bringen lassen; er selbst versprach sich ausreichenden Schutz vor Nachstellungen in der Anonymität einer deutschen Großstadt und siedelte 1934 nach München über. Als er sich 1939 schließlich doch zur Emigration gezwungen sah, entschied er sich für England; in London traf er *ohne einen Pfennig*<sup>14</sup> ein. In den folgenden zehn Jahren vertiefte er am Warburg Institute seine kunsthistorischen Studien, und zwischen November 1940 und Oktober 1941 entstanden die großangelegten »Erinnerungen an den Bodensee«, die als Motto den Hölderlinvers tragen: »Mir bleibt die Stelle lieb, wo ich gelebt«. Der handgeschriebene, bis heute unveröffentlichte Text stellt ein bewegendes Dokument der Begegnung und Auseinandersetzung mit einer zur Heimat gewordenen Landschaft dar und bildet eine Außensicht auf den Bodensee, die durch Erinnerungsgenauigkeit gleichermaßen besticht wie durch ungewohnte Einsichten und zeithistorische Zustandsbeschreibungen. Dies Buch, notierte Badt nachträglich über diese Vergegenwärtigung seiner ferngerückten Lieblingslandschaft, ist *vor 20 Jahren geschrieben worden; und schon damals war es eine Erinnerung an etwas Vergangenes. Da es sich aber bemüht, das Ewige zu sehen, mag es vielleicht heute noch Teilnahme erwecken*<sup>15</sup>.

Nach 1945 betrieb Badt zusammen mit seiner zweiten Frau zielstrebig seine Rückkehr an den Bodensee, sah er sich doch nun schon über fünf Jahre [...] ganz herausgerissen aus allen früheren Beziehungen und in Verhältnisse versetzt, die meiner Natur wenig entsprechen, an Kreise gebunden, die mir ferne stehen, und der englischen Welt nur soweit angeschlossen, als dies durch

Lesen möglich ist<sup>16</sup>. 1952 war es soweit: Badt konnte in sein neuerbautes Überlinger Haus Seehalde 22 einziehen, das er, um sich nicht umgewöhnen zu müssen, bis in die Einzelheiten seinem Londoner Domizil nachbauen ließ. Hier entstand nun in großer Konzentration und aufbauend auf dem reichen Material, das er sich während seiner Studien vormoderner Kunst am Warburg Institute erarbeitet hatte, in rascher Folge eine Reihe von Darstellungen und Problemstudien über Vermeer, Delacroix und Cézanne. Machten ihn die genannten Bücher bei einem breiteren kunstgeschichtlich interessierten Publikum auch zu einem Begriff, stand er mit ihnen, vor allem mit seiner »Wissenschaftslehre der Kunstgeschichte« (1971), doch in krassem Widerspruch zu den akademischen Diskursen seiner Zeit. Auf dem Primat des Kunstwerks beharrend, dessen Verstehenwollen er als Begründung kunstwissenschaftlicher Bemühung allein gelten lassen wollte, stellte sich Badt gegen alle damals gängigen sozialhistorisch oder rezeptionstheoretisch orientierten Ansätze. Zwar leugnete er nicht die historische und gesellschaftliche Bedingtheit von Kunst, ordnete diese jedoch metaphysischen und ontologischen Sichtweisen unter. Eine nennenswerte akademische Wirkungsmöglichkeit blieb Badt damit verschlossen; allein ein Freundeskreis um den Germanisten Hans Robert Jauss lud ihn zwischen 1969 und 1973 zu Gastvorlesungen an die neugegründete Universität Konstanz ein.

Und doch galt Badt, der 1950 für die Kunstwissenschaft noch ein gänzlich unbeschriebenes Blatt war, schon einige Jahre später als bedeutender Kunstwissenschaftler, den – zum 70. bzw. 80. Geburtstag – gleich zwei Festschriften<sup>17</sup> als großen »Unzünftigen« seines Fachs feierten. Am 22. 11. 1973 wählte Kurt Badt zusammen mit seiner unheilbar kranken Frau in Überlingen den Freitod.

## UDO RUKSER

Auch Udo Rukser, der Adressat von Badts eingangs zitiertem Brief, hatte von Berlin aus an den Bodensee gefunden. Doch anders als bei Badt hatten nicht landschaftliche Überzeugungskräfte den Ausschlag für seine Übersiedlung gegeben, sondern die Macht ergreifung der Nationalsozialisten. Und wie schon bei Badt war es einmal mehr Paul Weber, der Rukser bei seiner Ansiedlung beriet, sich als Helfer in vielen Situationen erwies und schließlich mit seiner ganzen Familie in ein freundschaftliches Verhältnis kam.

Rukser, 1892 in Posen geboren, hatte wohl mehr auf väterlichen Druck denn aus freiem Willen Jura studiert und den Anwaltsberuf ergriffen. Die Vertretung von Mandanten, die der Erste Weltkrieg um ihre Ländereien im Osten gebracht hatte, machte ihn zum Spezialisten für Ostrecht, und als es ihm gelang, die Ansprüche seiner Mandanten durchzusetzen, wurde er zu einem wohlhabenden Mann. Dieser plötzliche Wohlstand erlaubte ihm, sich vermehrt seinen künstlerischen Interessen zu widmen und den Aufbau einer eigenen qualitätvollen Kunstsammlung voranzutreiben. In ihr fanden sich, neben

etlichen Arbeiten von Meistern des späten 19. Jahrhunderts, auch Vertreter der klassischen Moderne: Dérain und Corinth, Lehbruck und Archipenko, Kokoschka und Otto Freundlich, Rohlf's, Heckel, Hofer, Willi Müller-Hufschmid und viele andere. Darüber hinaus suchte Rukser die Bekanntschaft mit Künstlern<sup>18</sup> und Schriftstellern und veröffentlichte selbst kleine kritische Beiträge – etwa in der von Anselm Ruest und Mynona (= Salomo Friedländer) herausgegebenen Zeitschrift »Der Einzige«. Mit Strömungen der künstlerischen Avantgarde war Rukser überdies durch seinen Schwager Hans Richter vertraut: der Dadaist und Filmpionier war der Bruder seiner Frau Dora.

Bald nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten hielt Rukser es für angezeigt, seine gutgehende Berliner Kanzlei aufzugeben; er war überzeugt, dass mit seinem Verständnis von Recht unter dem Nazi-Regime nichts mehr auszurichten war – offensichtlich gab er sich keiner der damals weitverbreiteten Illusionen über Dauer und Festigkeit der Nazi-Herrschaft hin. Erstaunen muß freilich Rukser's beruflicher Schwenk ins ganz und gar Fachfremde, der ein wenig an die Brüche beruflicher Karrieren erinnert, wie sie jüdischen Emigrationswilligen mit Ziel Palästina zugemutet wurden – nur dass Rukser weder Jude war noch zunächst an Emigration dachte. Er schien sich vielmehr mit seiner jüdischen Frau weitab von den politischen Machtzentren in einem »politikfreien Raum« einrichten zu wollen – als Obstbauer. Gegen Ende einer Ausbildung zum Pomologen wurde er auf den zum Kauf stehenden Oberbühlhof bei Schienen aufmerksam, erwarb das Gut nach Einholung eines Gutachtens bei Paul Weber und baute es unter dessen fachlicher Anleitung innerhalb kurzer Zeit zu einem florierenden Obstbaubetrieb aus. Neue Verfahren zur Konservierung von Obstsaften garantierten guten Absatz, für den er sogar mit einer internationalen Auszeichnung werben konnte. Mit auf den Oberbühlhof gekommen war der ehemalige Berliner Sozius und Schwager Otto Blumenthal, der Rukser's kulturelle Interessen teilte: er hatte 1930 in Berlin mit Hans Richter die »Deutsche Filmliga« mitbegründet und übersetzte Swinburne ins Deutsche; auf Oberbühl nahm er die Aufgabe eines Kellermeisters wahr.

Über seinem Gutsbetrieb vernachlässigte Rukser die Kunst und seine künstlerischen Kontakte keineswegs. Seine auf die Höri transferierte Sammlung konnte er sogar um Neues ergänzen: Ewald Mataré, der Rukser auch einmal besuchte, wurde mit einer Tier-Skulptur beauftragt, die den Treppenaufgang zum Haupthaus zieren sollte, und als Dank für einen mehrmonatigen Aufenthalt auf dem Oberbühlhof hinterließ Walter Trier eine Folge von zwölf großformatigen Aquarellen, die das Hofleben liebevoll glossierten. Zu den Künstlergästen zählte auch Heinrich Nauen, wie Rukser denn in der Abgelegenheit seines Gutes überhaupt die Geselligkeit liebte und suchte. Er fand sie nicht zuletzt in der Künstlerschaft jener Jahre, die sich auf der Höri den Schutz vor unliebsamen Zugriffen versprach, den entlassenen Leiter der Staatlichen Kunstakademie Düsseldorf, Walter Kaesbach, im nahen Hemmenhofen eingeschlossen.

Schließlich holte die Politik Rukser abermals ein. Bereits während einer Griechenland-Reise war es zu einer Durchsuchung des Hofguts gekommen, und als am 10. No-



vember 1938 Stoßtrupps der in Radolfzell stationierten SS-»Germania« in den »Juden-dörfern« Gailingen, Randegg und Wangen die Synagogen sprengten und die wenigen verbliebenen männlichen Juden nach Dachau verschleppten, versetzten im Morgengrauen des nachfolgenden Tages SS-Mannschaften auch auf dem Oberbühlhof die Bewohner in Angst und Schrecken. Otto Blumenthal<sup>19</sup> wurde verhaftet, der mutig dazwischentretende Rukser entging nur knapp seiner Erschießung. Seine Frau Dora war aufgrund alarmierender Vorzeichen vorsorglich in die Schweiz zu Verwandten gegangen; Rukser selbst wurde nun schlagartig klar, daß es auch auf der Höri die Zelte rasch abzurechen galt. Er sah sich nach einem Pächter um, übertrug seinem Berater und Freund Paul Weber die Generalvollmacht über seine Besitzungen und bereitete die Ausreise nach Chile vor. Das Land war ihm von Freunden aufgrund seiner Neutralität empfohlen worden. Wie man sich den Abschied Ruksters auf dem Oberbühlhof vorzustellen hat, ist einem 16seitigen Rundbrief zu entnehmen, den er – bereits auf See – an Ostern 1939 im Durchschreibesystem an die zurückbleibenden Freunde schickte.

*Jetzt wo wir auf See sind u. plötzlich mit all der fieberhaften Tätigkeit der letzten Monate aufhören – jetzt, Ihr Lieben, wo die letzte Küste Europas uns entschwunden ist, können wir uns sammeln u. zurück blicken. Nun tritt uns vor die Seele, wie viel wir Eurer Hilfe seelisch u. materiell verdanken [...]. Um so schwerer – ach wie schwer! – der Abschied von allem, was wir an Liebe u. Freundschaft zurück lassen. Dieser kostbare Besitz bindet ja erst recht an das Europa, das wir in grimmiger Entschlossenheit nicht schnell genug verlassen konnten. Es wird uns erst recht in der Ferne teuer sein u. weiter haften. Habt Dank!*

*Wie waren die letzten Wochen? Am 15. 3. bekamen wir endlich das chilenische Visum – am gleichen Tage, wo Böhmen besetzt wurde u. düstere Möglichkeiten erneut auftauchten. Abschied von denen, die in Berlin anrufbar waren. Letzte geschäftliche Dispositionen. Am 18. 3. packten wir das Schiffsgepäck – 13 Koffer! – was alles Ilse u. Wally mit unserer Martha vorbereitet hatten. Am 19. Übergabe des Oberbühls an den neuen Pächter u. Abschied von Schienen genommen, wo wir noch das besondere Bürgerrecht erworben haben. Bürgermeister u. Pfarrer u. viele andere sehr herzlich! Wir gehen in der Gewißheit, daß wir dort eine Spur hinterlassen.*

*Am 20. 3. Packen des großen Gepäcks – 43 Kisten, 1 Koffer, 2 Verschlüge, 2½ Lastautos voll! Alles ging glatt u. wunschgemäß dank der trefflichen Vorbereitung.*

*Am 21. 3. endlich Abfahrt vom Oberbühl im schwersten Schneesturm, den ich dort erlebt habe. Im Nu war alles dick verschneit; unser Gespann mußte das Auto aus dem Hof ziehen u. erst dann kam ich mit eigener Kraft weiter! Welch ein Abschied!*

*Am Zoll glatte Abfertigung u. ehrenvolle Behandlung mit allen guten Wünschen! Auch die Schweizer waren großzügig u. machten nicht die geringste Schwierigkeit – ich hatte gefürchtet, dass man etwa ein Sondervisum von mir verlange. So kam ich dann am 21. um 13.30 in Basel bei Dora an. Wieder vereint nach 5monatiger Trennung – 5 Monate voller Sorgen und Probleme! Alles ist schließlich besser gegangen als vorhergesehen: denn nach all den großen Zahlungen an Finanzamt u. Devisenstelle ging schließlich alles glatt; wir behielten alles was wir mitnehmen wollten, Schmuck u. Auto, Kunstsa-chen usw. Keine Gestapo, keine Zollfahndung im Haus u. erst am 21. wurden meine Konten gesperrt.*

Dora hatte mit Hilfe von Hans [Hans Richter, M. B.] u. Schweizer Freunden einiges erreicht u. versilbert, sodaß wir Geld vorfanden u. Verkäufe einleiten konnten. Wie schwer das ist, muß man erlebt haben. Die schöne Briefmarkensammlung brachte nur 500 frs! Wegen übergroßen Angebots! Die Marees- u. Rohlfsblätter übernahm Dr. Raeber sehr liebenswürdig zum Verkauf. Das Bild von Corinth Dr. Nathan aus St. Gallen. Anderes wie den Sisley müssen wir nach Amerika geben [...].<sup>20</sup>

Zweifellos hatte es Rukser seinem Status als »Arier« zu verdanken, dass er relativ ungeschoren davonkam. Sein weiteres Schicksal in Südamerika in der gebotenen Kürze zu resümieren ist kaum möglich. Aber es bleibt denkwürdig, wie rasch er sich in Chile abermals eine landwirtschaftliche Existenz aufbaute und nicht nur zielstrebig die neue Sprache lernte, sondern alsbald auch Fachartikel über Probleme des Landbaus auf Spanisch publizieren konnte. Den erhofften gesellschaftlichen Anschluß an die deutsche Gemeinde im Land indes fand er nicht. Was an Deutschen hier herumsitzt, sollte er in einem Brief an die Familie Weber nach Kriegsende über die deutsche Kolonie klagen, ist das Bürgerlichste vom Bürgerlichen und selten trifft man auf einen Menschen, bei dem man auf eine Seele schließen kann.<sup>21</sup>

Diese geistige Isolation zu überwinden, waren die »Deutschen Blätter« das Gegebene. Rukser begründete diese Monatszeitschrift 1943 zusammen mit dem Exilanten Albert Theile; die Kosten für die 34 Ausgaben bestritt er zum großen Teil aus dem Verkaufserlös seiner Kunstsammlung. Teil und Sprachrohr eines anderen, freiheitlichen Deutschland, sammelten die »Deutschen Blätter« die verstreuten Stimmen des Exils – die Autoren- und Mitarbeiterliste, die von Hermann Broch bis Carl Zuckmayer reicht, liest sich wie ein Who's who? der deutschsprachigen Emigration. Im nichtliterarischen Teil der Zeitschrift wurden alle kulturellen, politischen, sozialen und wirtschaftlichen Fragen erörtert, die der inneren Erneuerung Deutschlands dienen konnten; als Leitbegriff diente dabei die Forderung nach einer »Vergeistigung der Politik«. Zwei Motti wurden zum festen graphischen Bestandteil der Titelseite: Für ein europäisches Deutschland/Gegen ein deutsches Europa, und das bei Pestalozzi entlehnte Postulat Wir wollen keine Verstaatlichung des Menschen, sondern eine Vermenschlichung des Staates.

Nach Deutschland zurückkehren wollte Rukser – er war, zusammen mit seiner Frau, noch 1944 ausgebürgert worden – nach dem Kriege nicht mehr. Aber die Verbindung in die alte Bodenseeheimat blieb für ihn wichtig, Wie siehst bei Käsbach aus?, wollte er im Sommer 1947 von Paul Weber wissen, und in der Höri? Und er setzte hinzu: Übrigens bin ich noch immer eingetragener Bürger von Schienen.<sup>22</sup> Zwei Jahre darauf bekannte Rukser in einem Brief an Paul Weber: Wirklich nur nach den wenigen Menschen zieht es uns, nicht nach dem Land, das uns soviel Kummer gemacht hat.<sup>23</sup>

Wie sehr Rukser sich der deutschen Kultur verbunden wusste, zeigt die umfangreiche literarische Arbeit, der er sich in den fünfziger und sechziger Jahren widmete. Es war der Einfluß der deutschsprachigen Kultur auf die spanischsprachige Welt, der ihn interessierte; er untersuchte ihn am Beispiel Goethes, Heines und Nietzsches. Hinzu

kamen ein Buch über Rudolf Pannwitz und eine Ortega-Bibliographie. Mitte 1971 starb Udo Rukser 79jährig in Chile.

## KARL SCHEFFLER

Als der knapp fünfundsiebzigjährige Karl Scheffler 1943 mitten im Krieg nach Überlingen kam, hatte er ein Werk aufzuweisen, das über 50 selbständige, teilweise grundlegende Schriften zur deutschen und internationalen Kunst umfasste und ihn als einen der bedeutenden, wenngleich nicht unumstrittenen Kunstwissenschaftler seiner Zeit auswies. Was ihn zusammen mit seiner Frau aus Berlin vertrieben hatte, war der Krieg – doch nicht er allein. Scheffler hatte der deutschen Hauptstadt, in der er fast sechs Jahrzehnte gelebt und fünf als Schriftsteller gearbeitet hatte, nämlich bereits 1910 ein Buch gewidmet, das (nicht zufällig im Epochen- und Umbruchjahr) 1989 neu aufgelegt wurde: »Berlin – ein Stadtschicksal«. Es handelte sich um einen glänzend geschriebenen Frontalangriff auf die wilhelminische Epoche, in den sich Scheffler schon in jungen Jahren durch seine Mitarbeit an Maximilian Hardens oppositioneller Zeitschrift »Die Zukunft« hatte einüben können. Doch es ging Scheffler um mehr als nur um die Selbsttäuschungen der Gründerzeit und das Erscheinungsbild einer satten und selbstzufriedenen Kunst; sein Buch zielte auch auf den »Mythos Berlin«, den er durch den Vorwurf städtebaulicher Unfähigkeit, poesieloser Unwirtlichkeit und amerikanischer Stupidität zu entkräften suchte.

Zugleich war Berlin der Ort gewesen, von dem aus Scheffler für die Durchsetzung einer neuen Kunst wirkte. Im Mittelpunkt seines Interesses stand der Impressionismus und einige seiner wichtigsten Vertreter, Edvard Munch und Max Liebermann voran. Ihrer Kunst widmete er mehrere Monographien; und im Auftrage Bruno Cassirers versah er von 1906 bis 1933, also 27 Jahre lang, die Redaktion der Zeitschrift »Kunst und Künstler«. Als jedoch Expressionismus, Kubismus und die nachfolgenden Kunstrichtungen auch in Deutschland Eingang fanden, stieß Schefflers Kunstverständnis, das stets auf das Kunstschöne fixiert war, an seine Grenzen – erschienen ihm diese Richtungen doch mehr und mehr als Bankrott einer Kunst, mit der er, stellvertretend durch seinen vehementen Einsatz gegen Ludwig Justis Konzept eines »Museums der Gegenwart«, abzurechnen gewillt war. »Kunst und Künstler« hatte seine Zeit und seine großen Verdienste – doch gegen Ende begann sich die Zeitschrift selbst zu überleben.

Scheffler selbst – ehemaliger Tapetenzeichner, Autodidakt und somit als Außen-seiter ohnehin mit der Erfahrung erlittener Geringschätzung vertraut – geriet so in ein gewisses Abseits, noch bevor ihn 1933 die Kunstpolitik der Nazis kaltstellte, von der ihn Welten trennten. Nun, im Jahre 1943, verordnete sich Scheffler durch seinen kriegsbedingten Umzug an die südlichste Peripherie des Reichs auch räumlich die gebotene Distanz zur deutschen Kunstmetropole. Somit trug sein Umzug an den Bodensee alle Anzei-

chen eines Rückzugs ins Gesicherte. Und es spricht für die persönliche Angemessenheit dieses Schrittes, dass Schefflers Produktivität auch seine letzten acht Jahre vorhielt, die ihm in Überlingen noch blieben: es sollte eine fruchtbare Arbeitsperiode und darum auch eine trotz aller Beschwerden und Zeitumstände glückliche Zeit werden. In der Überlinger Gällerstraße 8 setzte Scheffler 1945 jene umfassende Lebensrechenschaft fort, die er noch in Berlin begonnen hatte und die unter dem Titel »Die fetten und die mageren Jahre« (1946) erschien; ihr folgte noch ein halbes Dutzend Titel, unter anderem eine postum erschienene, völlig neu geschriebene Monographie zu Max Liebermann und »Die Grundlinien einer Weltgeschichte der Kunst« (1947). Auf seine damals erst recht kurze Überlinger Zeit geht Scheffler im zweiten Teil seines Lebensberichts denn auch nur ganz am Rande ein.

Die ersten Teile dieses Buches sind in Berlin entstanden, wo ich fast sechzig Jahre wohnte, wo ich fünfzig Jahre als Schriftsteller gewirkt habe. Der Krieg hat meine Frau und mich von dort vertrieben. Fortgesetzt wird die Arbeit in Überlingen am Bodensee, in einer fremden Wohnung, doch angesichts einer herrlichen Seelandschaft, über die sich im Süden der auf seinen Höhen vergletscherte Säntis groß erhebt. Zuerst musste ohne Hilfe von Büchern gearbeitet werden, jetzt ist die Bibliothek überführt worden, doch können die Bücher zum kleinen Teil nur aufgestellt werden. Im Vergleich mit dem, was Millionen erduldet haben und noch erdulden, ist dieses freilich nicht mehr als eine Unbequemlichkeit. Es ist sogar ein Glücksfall insofern, als aus Fremden, die uns ein Asyl gaben, sorgende Freunde geworden sind.

Meine Tätigkeit hat während des Krieges und vorher nicht geruht, die Produktion floß sogar reichlich, als solle etwas kompensiert werden: seit 1940 sind sechs neue Bücher entstanden, drei konnten sogar gedruckt werden. Das Eingehen der Zeitschrift brachte auch den Vorteil, das Interesse von den Tagesereignissen der Kunst abzuziehen und es der alten Kunst, der Geschichte und den Stilproblemen zuzuwenden. Wobei mir manches neue Licht über die merkwürdige Periodizität im Organismus der Kunst aufging. Ein Buch zeugte immer das nächste, ein Problem entsprang dem anderen, und am Ende hielt ich einen Schlüssel in Händen. In der Zuversicht, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, wurde für das Aufgegebene Ersatz gesucht und gefunden. Wenn die neuen Arbeiten einst in ihrer Entstehungsfolge dem Publikum vorliegen, wird der Gedankengang in manchem auch das Zeitgeschehen erklären. So darf ich die Epoche meiner Emigration im eigenen Lande als eine fruchtbare Arbeitsperiode und darum auch als eine glückliche bezeichnen<sup>24</sup>.

Gegenüber seinem Freund Max Schwimmer hatte Scheffler am 29. 8. 1943 zwar Sorge um das in Berlin Zurückgelassene bekannt, dessen weiteres Schicksal nun den Schlachtengöttern überlassen bleibe; immerhin habe es ein befreundeter Maler fertig gebracht, ihm ein paar Kunstwerke aus der Wohnung hierherzusenden: mein Bildnis von Liebermann, die Geburtstagszeichnung von Th. Th. Heine und Ihre französische Landschaft [...]. Sonst gibt es hier einige wirkliche Menschen. Einer von ihnen ist der Leipziger Kunstprofessor Hetzer [...]. Auch Leopold Ziegler lebt hier, der den Gestaltwandel geschrieben hat<sup>25</sup>. Von den Künstlern der Region war es unter anderem die Plastikerin Hilde Hoppe, mit der das Paar verkehrte. Anfang 1944

erfuhr Scheffler die Genugtuung eines Ehrendoktorats der Universität Zürich, das auf Betreiben von Gotthard Jedlicka zustande gekommen war – es war »Ersatz« für die von Erwin Panofsky hintertriebene Ehrung Schefflers durch seine Heimatstadt Hamburg und eine kleine kulturpolitische Demonstration in einem.

Wenn Scheffler, der immer auch einen Hang zum Pädagogischen hatte, von seinen Büchern einmal sagte, sie seien sämtlich Geständnisse und Bekenntnisse, so gilt dies unter seinen späten Büchern sicher am meisten für die Programmschrift »Kunst ohne Stoff« (1950). Die Keimform des Titels begegnet uns bereits in »Wiedersehen mit Bildern«, dem Bericht über eine Londoner Kunstreise, die der 80jährige 1949 unternommen hatte. Dort war ihm die Kunst des Impressionismus noch dünnblütiger erschienen, als wir es jemals für möglich hielten [...] Ins Bewusstsein, notierte er, rückt wieder die simple Tatsache, dass Stoff, Gehalt und Form eine Dreieinigkeit bilden, dass im lebendigen Stoff immer schon Gehalt und Form, im Gehalt sowohl Stoff wie Form und in der Form Stoff und Gehalt latent beschlossen sein müssen. Der Impressionismus aber habe aus der Not eine Tugend gemacht: Weil an die alten, überlieferten, von Religion und Mythos dargebotenen Stoffe nicht mehr geglaubt wurde und auch nicht länger geglaubt werden konnte, verzichtete der Impressionist charaktervoll darauf, ließ nur noch die Erscheinungen der Natur gelten und hielt diese schicksalhafte Entsagung für Freiheit und Fortschritt. Im Glücksgefühl neuer Erkenntnis übersah er, was die Kunst verlor<sup>26</sup>. Nun aber, angesichts einer mächtig ins Abstrakte tendierenden Kunst, sah er sich vollends alarmiert und fühlte sich bemüßigt – obschon er sich von der Zukunft nur noch wenig erhoffte – noch einmal mit meinen alten Knochen in den Harnisch des Kämpfers zu steigen, denn überall wird die Atomlehre und die Relativitätstheorie, d. h. das ganz und gar Unanschauliche gemalt<sup>27</sup>.

Diese Fundamentalkritik führte Scheffler in seinem Buch »Kunst ohne Stoff« kulturphilosophisch näher aus, das ein Jahr vor seinem Tod am 25. Oktober 1951 im Überlinger Verlag Otto Dikreiter erschien. In diesem kleinen Werk bricht endgültig jener Kulturpessimismus durch, der schon bei Schefflers dezidiertem Ablehnung der nachimpressionistischen Moderne in der Luft gelegen hatte; mit ihm reihte er sich in die prominente Phalanx der Kritiker einer gegenstandslosen Moderne ein, die sich – man denke an Wilhelm Hausenstein, Max Picard, Hans Sedlmayer oder selbst Rudolf Schlichter – auffallend aus Süddeutschen rekrutierte.

## THEODOR HETZER

Mehr noch als Schefflers Blick war der des zwei Jahrzehnte jüngeren Theodor Hetzer zurückgewandt: er galt jenem versunkenen »goldenen Zeitalter« der Kunstgeschichte zwischen 1300 und 1800, das ihm durch Namen wie Giotto, Tizian, Raffael, Dürer, Rembrandt, Veronese, Rubens und Tiepolo verbürgt schien. Den inneren Zusammenhalt dieser Zeit erblickte Hetzer in einer Bildauffassung, die auf inhaltlich-formaler Ganzheit beruhte und die Bildfläche als begrenzten, gegliederten, durch mannigfache



Beziehungen ineinander gewebtes Gebilde<sup>28</sup> verstand, wie es Antike und Mittelalter noch nicht und das 19. Jahrhundert nicht mehr kannte. Wenn der Latinist Friedrich Klingner meinte, die geliebten Kunstwerke hätten Hetzer »etwas vom Geheimnis ihrer Hoheit und Schönheit«<sup>29</sup> enthüllt, dann haben wir imgrunde weniger einen akademischen Kunstwissenschaftler mit seinen vorwiegend rational bestimmten Interessen vor uns als einen Gelehrten, den die »Liebe zum Erkennen« führte. So erklärt sich auch, dass Hetzer erst spät Ordinarius wurde.

1890 als Sohn eines Fabrikanten für Landwirtschaftsmaschinen im ukrainischen Charkow geboren, war Hetzer nach dem frühen Tod des Vaters über die Schweiz nach Freiburg im Breisgau gekommen und hatte ursprünglich Maler werden wollen, studierte jedoch bei Wilhelm Vöge in Freiburg und Heinrich Wölfflin in Berlin Kunstgeschichte. In diesem Fach habilitierte er sich 1923 bei Pinder an der Universität Leipzig, wo er zwei Jahrzehnte lehrte.

Daß Hetzer, einer der bedeutendsten Bildinterpreten der zeitgenössischen Kunstwissenschaft, seit Mitte der 30er Jahre – wenn auch noch nicht ständig – am Bodensee lebte, geschah mit Bedacht. »Schon bevor er aus der Ungewissheit befreit an eine stetigere Zukunft denken konnte«, sagte Friedrich Klingner in seiner Gedächtnisrede auf den Freund, »suchte er sich einen zweiten Wohnsitz, einen Ort der Stille und des Sammelns neben der Stätte seines Wirkens nach außen, der dem Fragwürdigen des leidigen Sommerfrischendaseins entrückt wäre. Er fand ihn in der Landschaft, die ihm wie keine zweite in Deutschland gemäß war, in Überlingen am Bodensee«<sup>30</sup>. Hier suchte er Genesung; hier wollte er aber auch sein Werk weiterführen. In der großen zeitlichen Einschränkung, die ihm sein Herzleiden auferlegte, entstand immerhin noch manche Arbeit – so über die Sixtinische Madonna und Claude Lorrain, den er besonders liebte. Zuletzt schrieb Hetzer buchstäblich gegen die ablaufende Lebenszeit an und suchte, »so viel wie möglich, ja alles noch mitzuteilen, dies alles noch hervorzuschleudern, das vielleicht ihm allein bewusst geworden ist, und wofür die Zeit nun nicht mehr reichen wird«<sup>31</sup>.

Dazu zählten auch seine »Erinnerungen an italienische Architektur«, von ehemaligen Schülern Hetzers 1951 nach seinem frühen Tod am 27. Dezember 1946 postum als unabgeschlossenes Manuskript aus dem Nachlaß herausgegeben. Die Titelgebung des Buches scheint geeignet, noch einmal das Besondere, ja »Unzünftige« an Hetzer herausstreichen zu wollen: das darin zum Ausdruck kommende Erlebnishaftes war aller trocken-akademischen Behandlung denkbar entgegengesetzt und zielte auf »Ergriffensein«; die Diktion war einmal mehr sowohl literarisch als auch allgemein verständlich, und der Gegenstand des Interesses legte ein letztes Mal den Akzent auf Italien als das Land lebenslanger Studien und Vorlieben. Von der Bodenseelandschaft aus, die sich schon so sichtbar der südlichen Welt öffnet, war er ihm näher als von jedem anderen Ort Deutschlands. Seit 1982 begann Hetzers Werk unter dem Titel »Schriften« zu erscheinen – herausgegeben von Gertrude Berthold. Die Leipziger Hetzer-Schülerin hatte, von Hetzers Witwe Charlotte bis zu deren Tod 1967 unterstützt, die Vorarbeiten für eine neunbän-

dige Gesamtausgabe geleistet, die ab 1982 zu erscheinen begann. Es war Frau Berthold vergönnt, den letzten Band noch abzuschließen, bevor sie im Dezember 1997 während seiner Drucklegung im Hause Hetzers verstarb.

## LEOPOLD ZIEGLER

Neben Hetzer war Leopold Ziegler der zweite Name, den Scheffler im Umkreis einer konservativ-restaurativen Kulturkritik erwähnt hatte. Mit welcher Berechtigung jedoch darf der Religionsphilosoph, der 1925 seinen Wohnsitz in der preußischen Enklave Achberg mit Überlingen vertauschte und dort 1958 starb, in einer solchen Darstellung einen Platz beanspruchen? Einen Kunsthistoriker oder gar Kunstwissenschaftler wird man diesen Geistesverwandten Fritz Mauthners, der in der selbstgewählten Einsamkeit seines Efeuhauses ein gewaltiges denkerisches Pensum absolvierte, kaum nennen wollen. Dies nicht allein des spekulativen Charakters seiner Schriften wegen, stehen doch im Vordergrund seines Werkes unzweifelhaft die großen philosophischen Entwürfe – begonnen beim »Gestaltwandel der Götter« über »Der Ewige Buddho« und »Das heilige Reich der Deutschen« bis hin zum »Lehrgespräch vom allgemeinen Menschen«.

Und doch konnte es bei Zieglers enzyklopädischem Zugriff kaum ausbleiben, dass er sich neben religionshistorischen, zeitkritischen, staatspolitischen, wirtschaftstheoretischen und pädagogischen auch kunstphilosophischer Themen annahm. Wer eine letzte Berechtigung suchte, Ziegler an dieser Stelle mit einzubeziehen, fände ihn in der von ihm selbst besorgten »Spätlese eigener Hand« (1953). In diesem Werkquerschnitt ist eines von drei Kapiteln »Kunst, Künstler und Künste« überschrieben, und dass es den Band sogar einleitet, lässt sich sowohl biographisch als auch vom Werk her legitimieren: zum einen hatte Ziegler bereits seit früher Jugend mit bildenden Künstlern intimen Umgang, voran mit seinen beiden badischen Landsleuten Karl Hofer und Karl Albicker; sodann verdeutlichen bereits einige der ersten Veröffentlichungen wie »Das Wesen der Kultur« (1903) und »Florentinische Introdution zu einer Theorie der Architektur und der bildenden Künste« (1912) die Bedeutung dieses Themenkomplexes für Zieglers Denken und Schreiben. Weiterhin ließen sich Abhandlungen nennen wie »Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur« (1910), »Die Bewegung in der Plastik« (1913) oder »Apollons letzte Epiphanie« (1937), die dem Deutschrömer Hans von Marées gilt. Ziegler spricht also im Vorspann zu seiner »Spätlese eigener Hand« zurecht von sich in *Jahrzehnten wiederholenden Versuche[n]*, die um Künste, Kunst und wohl auch Künstler kreisen<sup>32</sup>.

Wie wichtig Ziegler selbst dieser Zweig seines Schaffens war, geht aus seiner Genußtuung über einen Brief der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg anlässlich seines 70. Geburtstages hervor. In ihm heißt es: »Wir sehen in Ihnen einen bahnbrechenden Forscher, [...] der das Gebiet der Ästhetik aus seiner Isolierung herausriß und es in fruchtbare Verbindung mit Geschichte und Metaphysik brachte«<sup>33</sup>. Dies war in erster

Linie auf »Apollons letzte Epiphanie« gemünzt, dessen Werk für Ziegler »die längere Zeit meines Lebens hindurch [...] das dauernd beglückende Geschenk der gesamten neueren Malerei« wurde, weshalb er den »Deutschrömer« auch den »letzten Apollonide[n] des Abendlandes«<sup>34</sup> nannte.

In einem kleinen Essay mit dem Titel »Der Bodensee«, einem der schönsten und verständigsten Texte über diesen an literarischen Darstellungen nicht eben armen See, hat Ziegler seine Lebenslandschaft nicht nur beschrieben, sondern auch deren eigene Bildsamkeit beschworen. Daß diese auch im Falle Zieglers ihre Wirkung tat, wurde bereits in der Verleihungsurkunde zum Bodensee-Literaturpreis dargelegt, den Ziegler zwei Jahre vor seinem Tod 1956 erhielt. Der Bodenseelandschaft, hieß es dort, dürfe an der Ausgestaltung von Zieglers harmonischer Weltschau »das Verdienst einer unmittelbaren Mitwirkung zugesprochen«<sup>35</sup> werden. In der Tat: sein seit dem Ende des Ersten Weltkriegs in der klausnerischen Abgeschlossenheit einer spirituell anregenden Landschaft entstandenes Werk steht zu ihr in mancherlei Beziehung. Wie Ziegler die gesamte Menschheitsgeschichte aus dem Gedanken einer universalen Überlieferung heraus neu betrachtete, wie er die Religionen in ihrem gemeinsamen Ursprung begriff, so entzifferte er auch in seinem kleinen Essay »Der Bodensee« dessen Landschaft und Kultur als eine deutsche, ja europäische Synopse.

(...) dies ist ja die wahre Unerschöpflichkeit des Schwäbischen Meeres, dass es in jeder Tagessunde und Jahreszeit, bei jeder Bewölkung, Benebelung und Besonnung ein anderes ist und eine allgemeine Aussage, welches seine eigentliche Farbe sei, von vornherein gar nicht zulässt. Wenn die übrigen Alpenseen entweder blau oder grün sind, nussfarben oder fahl, so sieht der Bodensee je nach Windrichtung und Windstärke, je nach Sonnenstand und Luftfeuchtigkeit bald flaschengrün gefärbt aus, moosgrün, achatgrün, bald brütet er unbewegt und wie mit einer dünnen Ölschicht übergossen in einem stumpfen Eisengrau, das sich gelegentlich bis zur tollen Bleifarbe verdüstert, bald leuchtet er, ein zarter Widerschein des Himmels, in einem sanften Blau, welches bei östlicher Luftbewegung bis zu einem fast harten Ultramarin, ja Kobaltblau übergehen kann, um dann, dies namentlich in sommerlichen Abendstunden, in allen bunten Tinten des Opals verhalten aufzuglühen oder gar wie ein faltenlos ausgespanntes Stück Seide im lichten Blaugrün des Türkis zu erschimmern. Allzu arm ist die Sprache an Bezeichnungen für die zahllos gestuften Abschattungen innerhalb des Farbkreises, die der See schon bei der leisesten Kräuselung seiner Oberfläche erleidet.

(...) wer immer diese das Herz gleichsam entengende Landschaft leiblich durchwandert, der wandert geistig durch die zwölf Jahrhunderte unserer deutschen Vergangenheit, – der stößt bei jedem Schritt auf ihre herrlichen Denkmäler von der romanischen Zeit bis auf die Gegenwart. Der Bodensee, könnte man sagen, ist die Landschaft unseres deutschen Anfangs. Hier beginnt der Deutsche im Namen Gottes zu reden und zu pflanzen, zu bilden und zu bauen, zu dichten, zu singen und zu sinnen; hier setzt sich jeder Fußbreit der sichtbaren Landschaft draußen um in ein Stück Seelenlandschaft drinnen, und wie es den leiblichen Blick unwiderstehlich in die Fernen des Raumes zieht und lockt, so zieht und lockt es den geistigen Blick unwiderstehlich in die Fernen der Zeiten.

Mit all dem will ich keineswegs behaupten, dass die Höhengestaltung der Ufer und Buchten für unseren See eine bare Nebensache sei. Wenn auch das Gebirge nirgends so nahe an das Wasser rückt, dass es die Vorherrschaft der Waagrechten und der Fläche ernstlich beeinträchtigt, trägt es dennoch das Seinige zur Charakteristik der Landschaft bei. Im Norden vielfach geradezu in die Ebene abdachend und verflachend, stoßen die Berge an anderen Stellen bis nahe an den Wasserspiegel vor, Vorreiter der Alpen, die gleichsam die Ankunft gewaltiger Heersäulen melden. Und auch jetzt scheint uns die Natur all ihre Möglichkeiten vorführen zu wollen, die sie zwischen Gipfel und Tal, zwischen Gebirge und Flachland bereit hält. Kaum ist es zu glauben, dass derselbe See es sei, der am Reichenauer oder Mettnauer Ried etwa den lieblichen Gestaden des Chiemsees ähnelt und wiederum am Bodanrück bei Sonnenuntergängen des Spätsommers einem der nördlichen Fjorde Norwegens gleicht, umhaucht von aller herben Einsamkeit und Weltverlorenheit der Lofoten; derselbe See, dessen Küste ein abendlicher Blick auf die Bergkegel des Hegaus mit Griechenland verwechseln könnte; derselbe See, den im Winter der röhrende Föhn in hochbrandenden Wogenstürzen über die Ufermauern Friedrichhafens wälzt; derselbe See, der einem Sohn der westpreußischen Landschaft Heimweh macht, weil ihn ein Blick auf die Uhdinger Landzunge von gewissen Stellen aus an die Ostsee bei Zoppott gemahnt. So finden wir im Bodensee die Küsten und Gestade fast aller europäischen Meere irgendwie angedeutet und vertreten vom nördlichen Atlantik bis zum Mittelmeere.

Mit nichts in der Welt aber ist er zu vergleichen an jenen Frühlingstagen, wo sich über seine prangenden Blütengärten die Silberkette der Alpen spannt, vom Tödi und Glärnisch bis zu den Oberstdorfer Gabeln und Hörnern, – sie alle gelassen überwölbt vom mächtigen Gestühl des Säntis als ihrer königlichen Mitte, ein Gebirgsstock für sich, wie ihn die Griechen unfehlbar als Thron und Wohnsitz der Götter verehrt hätten. Er hält in hoher Majestät den See und sein Gefilde in guter Hut.<sup>36</sup>

## PAUL RENNER

Ebenso begründungspflichtig wie Leopold Ziegler ist innerhalb unserer Auswahl die Einbeziehung Paul Renners. 1878 in Wernigerode geboren, war Renner vieles: Typograph und Entwerfer, Buchgestalter, Lehrbeauftragter für graphische Gestaltungsfragen, Autor grundlegender typographischer Werke und Maler; Kunstwissenschaftler, zumindest im strengen Sinne, war er nicht. Was er schrieb – etwa »Der Künstler in der mechanisierten Welt« – war auf Praxis und Selbstverortung des Künstlers gerichtet, und sein mutig-nobles Buch »Kulturbolschewismus?« war eine kulturpolitische Abwehrschrift, mit der sich Renner gegen den Aplomb und Impertinenz, Dummheit und Bombast nazistischer Kunstpolitik verwahrte.

Renners Weg führte über die TH Braunschweig an die Kunstakademien von Berlin, Karlsruhe und München. Früh interessierte er sich für Fragen der Buchherstellung, entwarf Schriften – weltberühmt wurde seine Futura – und übernahm für den Verlag Georg Müller die künstlerische Betreuung der Buchproduktion. 1911 gründete er mit Emil Preetorius in München die Schule für Illustration und Buchgewerbe, um sich 1918 vom

elterlichen Erbe in Hödingen ein Haus zu kaufen: die Bodenseelandschaft und die Möglichkeit zu malen sollten das nötige Gegengewicht bilden gegen eine rastlose berufliche Tätigkeit.

Mit »Kulturbolschewismus?« legte Renner 1932 glaubwürdig und vehement Einspruch ein gegen die völkisch-nazistische Ideologisierung der Kunst – und des Denkens generell –, wie sie der »Kampfbund für deutsche Kultur« bereits seit Mitte der 20er Jahre betrieb. Das Buch Renners, in einem schweizerischen Verlag erschienen, gipfelte in der Aufforderung: *Wem es um die deutsche Kunst zu tun ist, schütze sie deshalb vor nationalistischen Bündeln, die mit Schlagworten und Schlagringen für sie kämpfen wollen. Sie geben vor, für die deutsche Kultur zu kämpfen und sind doch jeden Augenblick bereit, die Voraussetzung und Lebensbedingung jeder Kultur: die Freiheit des Geistes, an den Faschismus zu verraten.*<sup>37</sup>

In den Augen seiner Umgebung wirkte Renner »intellektuell angespannt«; (...) er sei extrem leistungsorientiert gewesen, sagt auch der Enkel Hubert Haushofer, der um 1940 im großelterlichen Haus am Bodensee lebte. Und schickt zu Anekdoten geronnene Erinnerungen hinterher: Wie Paul Renner die Zeit zwischen Suppe und Hauptgang nutzte, indem er die Kinder Primzahlen vor- und rückwärts aufsagen ließ. Wie die Buben, wenn sie nichts zu tun hatten, mit Ziegelsteinen im Rucksack nach Sipplingen hinunterlaufen mussten. Der eher ungemütliche Großvater, der jeden Morgen im strammen Tempo um den Andelshofer Weiher marschierte und nach dem Mittagessen in einem privaten Holzverschlag der Freikörperkultur frönte, fällt bei den bayerisch sozialisierten Enkeln unter die Rubrik: preußisch, protestantisch, pflichtbewusst.

»Elite! Elite! Elite!«. So – der ehemalige Salem-Schüler Hubert Haushofer klopft auf den Tisch – habe Renners Lebensmaxime gelautet. Auch wenn ihn der Freundeskreis am Bodensee neckisch Futurus nannte, blieb und war er immer ein konservativer Humanist. Nicht nur die Ölgemälde mit ihren blühenden Wiesen und Apfelbäumen im Stile Cézannes offenbaren, wie stark sich Paul Renner der abendländischen Tradition verpflichtet fühlte<sup>38</sup>.

Diese Haltung war es gewesen, die ihn mit »Kulturbolschewismus?« gegen die Kunstbarbarei der Nationalsozialisten protestieren ließ. Die Quittung war die Entlassung aus dem Amt; dem 56jährigen blieb nichts als der Rückzug an den Bodensee, wo er weiter an Schriften arbeitete, malte und schrieb. Es entstanden »Die Kunst der Typographie« (1938) und die Manuskripte zu »Der Künstler in der modernen Welt« (im Nachkriegsverlag Thorbecke in Lindau angekündigt, aber nicht erschienen) sowie zu »Ordnung und Harmonie der Farben« (1947). Auf nicht mehr nachvollziehbare Weise gelangte 1948 ein Manuskript an den Überlinger Verleger Otto Dikreiter, der es 1974 der »Münchener Akademie für das Grafische Gewerbe« übergab. Dort erschien es als »Der Künstler in der mechanisierten Welt«; Renner thematisiert darin in einer locker gefügten Folge von kleineren Abhandlungen die veränderte Situation des Künstlers angesichts der technischen Entwicklung. Zu seiner alten Produktivität fand Renner nach dem Kriege nicht mehr: 1948 erlitt er einen Schlaganfall, der seine Tätigkeit stark einschränkte; am 25. April 1956 ist er in seinem Haus in Hödingen gestorben.



## GEORG POENSGEN

Von den namhaften Kunsthistorikern Überlingens brachte Georg Poensgen die kürzeste Zeit am See zu – und doch bezog sich seine Tätigkeit in diesen nur drei Jahren in einem strengeren Sinne auf Kunst und Kultur der Stadt und des Bodenseeraums als bei den vorigen. Wie er nach Überlingen gelangte, war für jene Zeit durchaus charakteristisch – nämlich im Rahmen der Auflösung jeglicher gesellschaftlichen Ordnung während der letzten Kriegs- und ersten Friedensmonate. Seine ungedruckten Erinnerungen mit dem Titel »Leben mit Bildern« geben über die persönlichen Bezüge hinaus von jener Zeit be-  
redten und lebendigen Ausdruck.

Georg Poensgen stammte aus Düsseldorf, wo er 1898 geboren wurde; seit Mitte der zwanziger Jahre war er nach kunstwissenschaftlichen Studien Mitarbeiter der staatlich-preußischen Schlösserverwaltung. Bald nach Kriegsbeginn wurde er zu den »Deutschen Heeresmuseen« eingezogen und hatte die Aufgabe, in den eroberten Gebieten des Ostens »konservatorisch einzugreifen, wo immer eine Möglichkeit besteht, Kunstwerke von Rang vor der Vernichtung zu bewahren«. Mit zunehmendem Bombenkrieg, dem auch seine Berliner Wohnung zum Opfer fiel, nach Wien versetzt, flüchtete Poensgen zusammen mit seiner Frau Emma bei Kriegsende an den Bodensee. Auf diese Zeit geht Poensgen in »Leben mit Bildern« ausführlich ein.

Der Zufall verschlug uns zunächst an den Bodensee, da der Leiter des Instituts, an dem meine Frau arbeitete, in Überlingen ein Sommerhaus besaß und dort die ihm übertragenen Aufgaben bis auf weiteres abzuwickeln gedachte. Noch war der Krieg ja nicht zu Ende. Der letzte Befehl des Chefs der Heeresmuseen hatte mich an die Front nach Oberitalien versetzt mit der ausdrücklichen Erlaubnis, die Fahrt dorthin über Konstanz und Bregenz zu nehmen. Durch das menschliche Entgegenkommen eines jungen Militärarztes, der mich einer kleinen Unpässlichkeit wegen krank schrieb, konnte ich die drei Wochen, die bis zur Besetzung Süddeutschlands durch die Franzosen noch verstrichen, in ambulanter Behandlung durchhalten. Als es dann galt, mich bei der Kommandantur des Besatzungskontingentes über mein ehemaliges Militärverhältnis auszuweisen, stieß ich wiederum auf Menschen. In Zivilkleidung ihre Sprache sprechend, erklärte ich dem feindlich dreinschauenden Uniformierten hinter dem Tisch, meine Papiere seien auf der Flucht von Berlin bei einem Fliegerangriff auf den Eisenbahnzug verloren gegangen. Es war evident, dass die Männer mir nicht glaubten. Aber sie ließen mich laufen. Drei Jahre lang musste ich mich zweimal wöchentlich bei ihnen melden und über meinen Broterwerb Bericht erstatten. Das war alles. Die in Überlingen Ansässigen machten uns das Dasein zunächst sehr viel schwerer. Einmal mussten wir es bei einem Gottesdienst im Münster erleben, dass der Priester von der Kanzel herab mit Donnerstimme verkündete, die Flüchtlinge, die sich nun am Bodensee einzunisten versuchten, seien die ihres Ketzertums wegen vom Herrn Geschlagenen. Sie hätten es verdient, dass man ihnen die kalte Schulter zeige.

Indessen überwog das Glücksgefühl, in paradiesischer Landschaft, von Nazitum und Krieg befreit, weiterleben zu dürfen, alle psychischen und materiellen Beschwerden. Während meine Frau ge-

gen Belohnung durch Lebensmittel auf einem Bauernhof der Umgebung arbeitete, versuchte ich, durch kunsthistorische Vorträge und Kurse wieder festen Grund unter die Füße zu bekommen. Der lokalen Bildwerke noch unkundig, machte ich einem gleich nach Kriegsschluß gegründeten Antinazi-Komiteé den Vorschlag, grundsätzlich über das Thema »Was bedeutet uns heute die bildende Kunst?« in seinem Rahmen zu sprechen. Das Unternehmen fand in dem 1492 von Jakob Russ mit Schnitzfiguren der Reichsstände-Vertreter geschmückten Versammlungssaal des Überlinger Rathauses statt. Hinterher fragte mich ein soeben von den Franzosen konzessionierter Verleger<sup>39</sup>, ob ich bereit sei, eine kleine Publikation über jenen einzigartigen, sehenswerten Saal für ihn zu bearbeiten. Den Autor für die photographischen Aufnahmen habe er bereits gewonnen. Ich sagte, wenn auch zögernd, zu, denn es ist eine problematische Angelegenheit, die Bebilderung nicht nach eigenem Wunsch anfertigen lassen zu können. Aber die Arbeit als solche war verlockend genug und der Photograph<sup>40</sup> persönlich ein sehr netter Mensch. Man kann nicht immer alles zugleich haben.

Während der folgenden Wochen und Monate saß ich jeden Vormittag in dem als Bibliothek dienenden, mit Freskomalerei geschmückten ehemaligen Kanzleigebäude der Stadt und studierte Lokalgeschichte. Die geistige Verfassung, in der ich mich damals befand, kommt mir heute als geradezu ideal vor. Es war mir vollkommen gleichgültig, was aus uns werden könnte, wenn der geringe Geldbetrag, den wir noch bei uns hatten, aufgebraucht sein würde. Wir besaßen außer Rucksackgepäck nichts mehr. Mein Uniformrock war in eine Ziviljacke umgewandelt worden, das Zimmer einer Pension, das wir bewohnten, diente mit einem uns geliehenen Eisenofen zugleich als Küche. Unter den Betten lagerten Kartoffeln und Äpfel, von der Decke herab hingen an langen quergespannten Schnüren Blätter von Tabakpflanzen zum Trocknen, auf dem Schrank standen die von meiner Frau verdienten Lebensmittel: Flaschen mit Milch, mitunter sogar etwas Birnen- oder Pflaumenschnaps, Säckchen mit Getreideschrot, manchmal eine Untertasse mit Butter, ein paar Scheiben Bauernbrot, selbstgefertigter Spinat aus Brennesseln, gedörrtes Fallobst. Wenn ich mit meinen benagelten Militär-Schnürstiefeln aus der Stadt dorthin zurückkehrte, meistens beladen mit Feuerholz, einem Kochgeschirr voll flüssiger Blutwurst oder anderen Marken-Lebensmitteln, sowie ein paar Büchern, die mir der Bibliothekar für den Hausgebrauch geliehen hatte, dann jubelte es in mir wie bei der Erfüllung sehnlicher Kinderwünsche. Im gleichen Maße beschwingte mich das langsame Vertrautwerden mit Land und Leuten in Vergangenheit und Gegenwart. Mochte es ihre Angelegenheit bleiben, ob sie uns als ihresgleichen gelten ließen oder nicht; was ich über ihre Vorfahren, über den Werdegang ihrer Stadt las, brachte mich ihnen von Tag zu Tag näher. Ihr erwüchsiger Katholizismus wurde mir wohlthuend begreifbar.

Schon wenige Wochen nach unserer Ankunft am Bodensee durften wir in der Kirche des Klosters Birnau an einer Messe zum ersten Gedenktag des 20. Juli 1944 teilnehmen. Ich habe den Rausch barocker Religiosität selten so stark empfunden wie an jenem Sommerabend in der von Dehio als »Taufsaal Gottes« bezeichneten Wallfahrtskirche. Nach allem, was in jüngster Vergangenheit geschehen war, wirkte die fest verwurzelte Gläubigkeit in der zu neuem Leben erwachten Weite dieser Umgebung erlösend. Ich konnte mich mit dem Grundgefühl jeglicher Frömmigkeit, dem Dank für das Dasein identifizieren und in seinem Sinne begreifen, was mir an Zeugnissen ihrer Entwicklung vor Augen trat. Da der Verleger sogleich nach Fertigstellung des kleinen Rathaussaal-Buches einen Bildband »Madonnen am Bodensee«<sup>41</sup> in Angriff nehmen ließ, und da der wiederum mit mir zusammen arbeitende Photograph

seinen Wagen für die Besichtigung der in Betracht kommenden Kunstwerke mobilisieren konnte, hatte ich schon im ersten Nachkriegssommer das märchenhafte Erlebnis einsamer Fahrten auf noch völlig un- belebten Straßen durch die paradiesisch schöne Landschaft des nördlichen Bodenseeuferes. Österreich und die Schweiz waren uns damals noch verschlossen. Umso konzentrierter bot sich der Eindruck ländlichen Gottvertrauens in den Dorfkirchen der verschiedenen deutschen Gaue rings um den klerikalen Mittelpunkt der Insel Reichenau. Mich beeindruckte ganz besonders die häufige Begegnung mit Schutzmantelmadonnen an den ursprünglich für sie bestimmten Stellen, wie denn überhaupt die primitive Suche mittelalterlicher Menschen nach Geborgenheit im Glauben meinem religiösen Empfinden weit eher entspricht als die strahlende Siegesgewissheit gegenreformatorischer Prunkentfaltung. Die Tatsache, dass Gipsfigurenkitsch auch in jenem Kerngebiet des deutschen Katholizismus altgeweihten Kunstwerken den Rang streitig macht, kann in diesem Sinne als begreifbar bezeichnet werden. Im Zeitalter der Massenware nimmt das einfache Volk Devotionsstücke billigster Qualität, da als alltäglich begreifbar, mit gleicher, nur den Inhalt des Abbildes würdigender Anspruchslosigkeit hin, wie ehemals die Produktionen der Handwerker aus seinen Kreisen.

Da ich in meinem Vortrag »Was bedeutet uns heute die bildende Kunst?« das Gebiet zeitgenössischer Malerei, Bildhauerei und Architektur eingehend behandelt und dabei in erster Linie die maßgebenden Verdienste der von den Nazis als entartet verunglimpften Künstler gewürdigt hatte, ergab sich die Frage, ob ich auch über dieses Gebiet eine Publikation vorbereiten könne und solle. Es hat sich später erwiesen, dass die Ablegenheit meines Flüchtlingsexils, der Mangel an Geldmitteln und vor allem die Unmöglichkeit von Reisen über die Grenzen der französischen Besatzungszone hinaus diesem Unternehmen sehr hinderlich entgegenstanden, dass wertvollste Zeit verstrich, bevor ich damit an die Öffentlichkeit treten konnte. Als ich zunächst informatorisch mit verschiedenen mir von früher her bekannten Künstlern in Briefwechsel trat, konnte ich außerdem noch nicht ein zwar erfreuliches, aber jenen Plan gleichfalls hemmendes Übermaß an Arbeit voraussehen, wie es mir von 1947 ab geboten werden sollte. Während einiger Monate beschäftigte ich mich immerhin vorwiegend mit der Sammlung von Material für einen Bildband über moderne Kunst, den der Verleger besonders kostbar ausstatten wollte, um damit im internationalen Buchhandel Fuß zu fassen. Er wurde krank und musste den Verlag liquidieren, noch ehe eine Gesamtkonzeption für das Buch vorlag. Ich habe daran dann noch jahrelang gleichsam mit der linken Hand weitergearbeitet und es schließlich zusammen mit Leopold Zahn unter dem Titel »Abstrakte Kunst eine Weltsprache« bei Woldemar Klein in Baden-Baden herausgebracht [...].

Unter den persönlichen Begegnungen, die das Vorhaben mit sich brachte, verdienen zwei trotz ihres negativen Ausgangs festgehalten zu werden, da sie in ihrer radikalen Gegensätzlichkeit die Problematik damaliger Auseinandersetzung mit zeitgenössischer Kunst bemerkenswert verdeutlichen. Nach dem Eintreffen der meisten von mir brieflich erbetenen Photographien begab ich mich damit zu Julius Bissier in Hagnau, südöstlich von Meersburg. Der Künstler, um jene Zeit bereits weitgehend auf die überzeugend abstrakten sparsamen Bildformen im Stil ostasiatischer Tuschemalerei konzentriert, die später seinen Weltruhm begründen sollten, empfing mich auf das Freundlichste. Die Durchsicht des Reproduktionsmaterials regte ihn lebhaft an. Er fand den Plan ausgezeichnet und erklärte sich bereit, von seiner Seite aus nicht nur verschiedene Abbildungen, sondern auch schriftliche Beiträge zur Definition

moderner Kunst zu liefern. Auf seine Zusage vertrauend, ließ ich, damit er sich einarbeiten könne, die Photographien in seiner Obhut und veranlasste ich die Vorbereitung einer ihm genehmen, vertraglichen Übereinkunft mit dem Verleger. Nach einiger Zeit erhielt ich als Einschreibepaket das Material zurück, dazu ein Schreiben Bissiers, in dem er mir lapidar erklärte, es sei eine Zumutung, ihn von seiner Produktion abzuhalten, ganz davon zu schweigen, dass er auf gar keinen Fall zusammen mit Expressionisten, Surrealisten und anderen wert- und geistlosen Herstellern von Pseudo-Kunst erwähnt zu werden wünsche. Da wir beim Empfang der Sendung bereits unsere Koffer gepackt hatten, um in Heidelberg einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen, ließ ich es, mit anderen Gedanken im Kopf, bei dem mir schmerzlichen Missklang bewenden. Das Gegenstück dazu erlebte ich in Baden-Baden bei Alfred Döblin. Er saß als Dezernent für Kulturfragen bei der Besatzungsarmee in französischer Uniform hinter seinem Schreibtisch und musterte mich misstrauisch, da die Photographien, die ich von ihm entgegenzunehmen hatte, ihm keineswegs gefielen. Es waren Abbildungen neuerer Werke von Pariser Künstlern, die mir eine französische Freundin übersandte, darunter Werke von Picasso, Laurance, Hartung, Bott, Picabia, Arp und Peisner, also durchaus ernst zu nehmende, in aller Welt respektierte Zeugnisse abstrakter Kunst. Der von mir hochverehrte Schriftsteller aber hielt sie für durchaus ungeeignet zur Wiederbelebung des Interesses an zeitgenössischer Malerei und plastischer Bildnerei in Deutschland. So legte er mir nahe, auf ihre Reproduktion zu verzichten und entließ mich sehr ungnädig, da ich mich außerstande fühlte, ihm zuzustimmen. Als das Buch erschien, war er leider bereits verstorben.

Unabhängig von diesen Misserfolgen, die meine damalige Beschäftigung mit moderner Kunst zeitigte, brachte sie mir rein persönlich den großen Gewinn, der Isoliertheit meiner Flüchtlingsexistenz am Bodensee durch die Aufnahme von Beziehungen zu führenden Künstlern des In- und Auslandes schon kurz nach Kriegsende enthoben zu werden. In dem Maße, wie ich gewiß sein konnte, selbst unter ungünstigen Voraussetzungen nicht auf die relative Enge von Lokalforschung beschränkt zu bleiben, steigerte sich andererseits meine Vorliebe für die kulturhistorischen Denkmäler des mir unmittelbar zugänglichen Gebietes. Eine Beschreibung der Geschichte der Bauformen und des Figureschmucks von dem gegen Ende des 13. Jahrhunderts errichteten »Heiligen Grab« in der Mauritius-Rotunde des Konstanzer Münsters, die ich nach wie vor als Mitarbeiter des »Bildautors« Siegfried Lauterwasser für den ihm befreundeten Verleger zu übernehmen gebeten wurde, führte mich bis in die frühmittelalterliche Geschichte der einstigen Bischofsstadt zurück. Möglichkeiten kunsthistorischer Zusammenhänge des Figureschmucks mit Verwandtem im Regensburg, Straßburg, Basel, Bamberg, Naumburg oder Magdeburg eröffneten auch auf diesem Gebiet Ausblicke, deren Weite mir über das Vage meiner noch durch keinerlei berufliche Chancen gesicherten Zukunft hinweghalf. Immerhin war mittlerweile den Überlinger Stadtvätern durch kunsthistorische Kurse, die ich im Verlauf von zwei Jahren abgehalten hatte, und durch die Rathaussaal-Publikation die Nutzbarkeit meines Tuns deutlich geworden. Als der im ganzen Bodenseegebiet angesehene Restaurator Viktor Mezger ihnen um die Mitte des Jahres 1947 vorschlug, mir eine Neuordnung ihres Heimatmuseums im Reichlin-Meldegg-Haus zu übertragen, gaben sie, wenn auch zögernd, ihre Zustimmung zu der mich sehr lockenden Aufgabe.

Der alte, hoch über der einstigen Reichsstadt gelegene Patriziersitz jenes kultivierten Bürgermeisters, der das Rathaus neu errichten und das dortige Schnitzwerk von Jakob Russ ausführen ließ, war, nach dem Aussterben seiner unmittelbaren Nachkommen, vor einigen Menschenaltern in den

Besitz der Stadt übergegangen und zur Aufnahme musealer Bestände bestimmt worden. 1462 errichtet, bewahrte es auch nach einem weitgehenden, vor allem das Innere neu gestaltenden Umbau vom Ende des 17. Jahrhunderts mit seinem hohen Treppengiebel noch durchaus mittelalterlichen Charakter und ist in seinen Räumen von einzigartig anheimelndem Fluidum durchweht. Ein großer, durch zwei Stockwerke gehender Festsaal, um 1695 von einem der Wessobrunner Stuckatoren des Schmuzerkreises ausgeschmückt, hat bemerkenswert repräsentative Allüre; die im Jahre 1486 geweihte, noch heute mitunter zum Gottesdienst verwendete Hauskapelle ist dem Hauptgebäude östlich angefügt. Von ihrer gegen das Obergeschoß lediglich durch eine Fensterwand mit Sonderpforte abgetrennten Empore dicht unter den spätgotischen Gewölberippen eröffnet sich ein höchst eigenartiger Blick auf den barocken Altar und zahlreiche, zum Teil recht qualitätvolle Bildwerke aus den fünf Jahrhunderten der Existenz des Herrensitzes.

Die Bestände des in diesem [Gebäude, M. B.] untergebrachten kleinen Museums entsprechen im Großen und Ganzen dem dort vorgezeichneten Rahmen. Abgesehen von vereinzelt Zeugnissen aus früheren Epochen (Elfenbein- und Holzschnitzereien religiöser Vorwürfe, illuminierten Handschriften, Münzen etc.) sowie kulturgeschichtlichen Raritäten neuerer Zeit, wie einer zeichnerischen Darstellung von Beethovens Begräbnis, spiegeln sie das allgemeine Niveau vorwiegend klerikaler Kunst am Bodensee vom Ende des Mittelalters bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts. Schöpfungen von außergewöhnlich hohem Rang befinden sich nicht darunter, doch vermögen verschiedene Arbeiten aus dem Umkreis von Jörg Zürn, dem Holzbildhauer des um 1615 entstandenen Hochaltars im Überlinger Münster und seinem großen Nachfolger aus der Mitte des 18. Jahrhunderts Joseph A. Feuchtmayer deutliche Begriffe von der Intensität künstlerischen Ausdrucks der Gegenreformation im dortigen Gebiet zu vermitteln. Daneben verdient eine Folge mythologischer Monatsdarstellungen, um 1600 von dem Konstanzer Maler Bock gefertigt, ihrer für den Niederschlag der Wellen des Manierismus in Südwestdeutschland kennzeichnenden Eigenart wegen, spezielles Interesse. Das Hauptgewicht aber liegt auf dem Eindruck verschiedener, in seltener Vollständigkeit erhaltener Bauernstuben des Linzgaues, die in neuerer Zeit hierher übergeführt wurden.

Die mir obliegende Aufgabe bestand hauptsächlich in chronologisch sinnvoller Ordnung und ästhetisch wirksamer Vorführung der musealen Objekte. Ich ließ schrittweise Raum für Raum leerräumen (nur die Bauernstuben im Obergeschoß des Gebäudes bedurften allenfalls minimaler Korrekturen) und möglichst sparsam im Sinne des Zeitablaufs mit sehenswerten Zeugnissen der Kunst oder des Kunstgewerbes neu ausstatten. An den Wänden der breiten Toreinfahrt konnten Reste und Abgüsse von mittelalterlichen Steinbildwerken zur Schau gestellt werden, im Vestibül des Treppenhauses dekorative Schmiedearbeiten. Ein die ganze Breite des Hauses einnehmender Vorsaal des ersten Stockwerkes eignete sich vorzüglich zur Ausbreitung von Stadtansichten und bildnerischen Wiedergaben historischer Ereignisse, während das ihm entsprechende Gemach darüber repräsentative Möbelstücke aufnahm. Die kleineren, ihnen benachbarten Räume waren wie geschaffen zur Demonstration der Abfolge verschiedener Kunstepochen im Rundgang. In einem saalartigen Gemach des ersten Geschosses mit reichen Stuckdekorationen an Decke und Wänden kamen Bildwerke des 17. und 18. Jahrhunderts besonders schön zur Geltung. Der intime Raum im Ostflügel des Oberstocks mit Ausblick in die Hauskapelle, schon vordem mit Bildnissen von Mitgliedern der Familie Reichlin-Meldegg versehen, wurde wiederum als



Gedenkstätte an die einstigen Inhaber des Anwesens ausgestattet. Verschiedene Weihnachtskrippen und andere plastische Volkskunst-Wiedergaben von Szenen aus der biblischen Geschichte, unter Glasstürzen auf den Fluren und Treppenvorplätzen dargeboten, vermitteln dem ehrwürdigen Gebäude da und dort Refugien zu einer im besten Sinne naiven Beschaulichkeit. Nach den erschütternden Eindrücken von Zerstörungen in russischen Schlössern konnte ich mich hier der Illusion hingeben, Hinterlassenschaften der Landbevölkerung und des Bürgertums, Zeugnisse unhöfischen Alltagslebens seien den Folgen politischer Verwirrungen nicht so unmittelbar ausgesetzt, wie die Wohnsitze einstiger Fürstlichkeiten. Das Ur-Motiv jeglicher musealer Beschäftigung: der Wunsch, sowohl den ausgestellten Objekten wie ihrem Betrachter eine Atmosphäre der Geborgenheit zu vermitteln, kam dem Bedürfnis nach Ruhe und Frieden gerade hier an historisch repräsentativer Stelle einer vom Krieg verschonten Stadt weit entgegen. Mochte mir im Laufe von drei Jahren das Pensionszimmer, das uns wie eine Flucht von Räumen zu allen Daseinszwecken diente, noch so eng ans Herz gewachsen sein: Heimatgefühl in Überlingen begann ich erst mit dem Fortschreiten wohnlicher Ausstattung des Reichlin-Meldegg-Hauses zu empfinden. Als ich zur Vorbereitung der ersten und zweiten Auflage meines im Deutschen Kunstverlag erschienenen Buches »Der Bodensee« in späteren Jahren für kurze Aufenthalte dorthin zurückkehrte, fühlte ich mich nicht mehr als zufällig dorthin verschlagener Fremdling wie während der ganzen Zeit unserer Vertriebenen-Existenz. Gewiß trug auch die innere Ruhe durch gesicherte persönliche Verhältnisse dazu bei, uns die Landschaft des »Schwäbischen Meeres« nun noch viel großartiger und reicher an Kunstzeugnissen erscheinen zu lassen, als ehemals: ausschlaggebend hierfür war das beglückende Empfinden, durch einen kleinen faktischen Beitrag zur Demonstration der Geschichte dieser Landschaft innerlich mit ihr verbunden zu sein.

Im April 1948, kurz bevor wir von hier fortzogen, war es uns beschieden, zum letzten Mal mit meinem schwer erkrankten Vater am schweizer Ufer des Bodensees zusammenzutreffen. Der für unsereins kaum fassbare Eindruck friedlichen Wohlstandes in dem von allen Katastrophen der jüngsten Vergangenheit verschont gebliebenen Land, verlor in meiner Erinnerung viel von seiner tragischen Gegensätzlichkeit zu deutschen Zuständen, nachdem ich hoffen konnte, es werde eines Tages – wie es dann auch geschah – das Bild des uralten Kulturzentrums rings um den See sich wieder unabhängig von politischen Grenzen als völkerverbindende Einheit auf allen Ufern darbieten. Als wir auf dem Marktplatz in Stein am Rhein von meinem Vater Abschied nahmen, glaubte ich, die bunte Vielfalt der uns umgebenden bemalten Häuserfassaden des 16. Jahrhunderts als trostvolle, heimatliche Vertrautheit werten zu dürfen. Die Höri, deren steile Dörfer ich in den drei vergangenen Jahren mehrmals besucht hatte, um Madonnen in ihren Kirchen zu besichtigen oder um in Hemmenhofen mit Otto Dix, Erich Heckel und Walter Kaesbach über moderne Kunst zu sprechen – die deutsche Grenze lag in dichtester Nähe von der Stätte unseres Auseinandergehens für immer.

Mit der Wiedereröffnung des Überlinger Heimatmuseums wenige Tage danach war meine Tätigkeit am Bodensee abgeschlossen. Ich hatte mich in der Voraussicht, dass binnen kurzem eine Abwertung der Reichsmark erfolgen müsse, schon im Jahr vorher um diese oder jene leitende Stellen im Museumswesen beworben. Anfang Januar 1948 schrieb mir ein von der Berliner Volontärzeit her bekannter Kollege, Professor Walter Paatz, Ordinarius für Kunstgeschichte in Heidelberg, die dortige Stadtverwaltung habe den Posten eines Direktors für das Kurpfälzische Museum ausschreiben lassen.

Wenn ich daran interessiert sei, solle ich schleunigst kommen, um mich vorzustellen, da schon verschiedene andere Bewerber in Betracht gezogen würden und eine Entscheidung binnen kürzester Frist vorgesehen sei [...].

Erst nach meiner Pensionierung im Jahre 1964 erfuhr ich, dass der Heidelberger Oberbürgermeister Dr. Swart, der selbst an der Eröffnungsfeier des Überlinger Museums teilnahm, inoffiziell einen Stadtrat des Kulturausschusses dorthin entsandt hatte, auf dessen Urteil über die von mir geleistete denkmalspflegerische Arbeit hin er sich dann zu meiner Berufung entschloß. So wurde die Flüchtlingszeit am Bodensee ausschlaggebend für mein ferneres Leben.<sup>42</sup>

Den völligen Abschied vom Bodensee bedeutete der Weggang nach Heidelberg gleichwohl nicht. Wie erwähnt, kehrte Poensgen, der stets auch Kontakte zu heimischen Künstlern gesucht hatte und in einem leerstehenden Laden eine Ausstellung mit Arbeiten von Julius Bissier, Walter Conz, Karl Hofer, Herbert A. Jaegerhuber und anderen organisiert hatte, zur Vorbereitung seines im Deutschen Kunstverlag erschienenen Buches »Der Bodensee« (1951) öfter hierher zurück. Gestorben ist Georg Poensgen 1973 nach erfolgreichen Jahren der Museumsarbeit in Heidelberg; die Villa Poensgen wurde nach dem Tod seiner Frau im Jahre 1980 zum Gästehaus der Universität.

Anschrift des Verfassers:

Manfred Bosch, Dinkelbergstr. 2b, D-79540 Lörrach, manfred.bosch@gmx.com

## ANMERKUNGEN

1, 2 BADT, Kurt an Udo Rukser. Briefe vom 10. 9. und 4. 10. 1945. Nachlaß Rukser im Institut für Zeitungswissenschaft, Dortmund.

3 Panofsky, Erwin an Kurt Badt, 1. 2. 1926. Zit. nach WÜTTKE, Dieter (Hg.): Erwin Panofsky. Korrespondenz 1910 bis 1968. Eine kommentierte Auswahl in fünf Bänden. Bd. I: Wiesbaden 2001, S. 188.

4 Badts Vater Leopold (1858–1929) besaß u. a. »Cézanne-Aquarelle, eine Delacroix-Magdalena und einen Lehmbruck-Frauentorso«. Zit. nach: ARNHEIM, Rudolf; Lebenslauf. Geschrieben 1981, in: Arnheim-Forum ([www.sozpaed.fh-dortmund.de](http://www.sozpaed.fh-dortmund.de)). – Zu Badt siehe u. a. WENDLAND, Ulrike: Biographisches Handbuch deutschsprachiger Kunsthistoriker im Exil, Bd. 1, München 1999, S. 21–24.

5 SCHÄFER, Wilhelm: Lexikon meiner Mitmenschen. Manuskript der vierten Niederschrift vom Dezember 1949. Typoskript im Nachlaß Wilhelm Schäfer, Heinrich-Heine-Institut, Düsseldorf.

6 BADT, Kurt: Erinnerungen an den Bodensee. Manuskript im Nachlaß Kurt Badt, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, S. 168–174.

7 Zu Paul Weber allgemein siehe BERNER, Herbert: Paul Weber. Obstbauer – Politiker – Prähistoriker und Kunstfreund in Bodman, in: HEGAU 27/28 (1970/71) S. 400–407 und erneut in ebda., 47/48 (1990/91) S. [323]–331 sowie einschlägig: MÜCK, Hans-Dieter: Rückkehr der Moderne. 1945 Überlingen 1995. Die erste Nachkriegs-Ausstellung verfemter deutscher Kunst. Überlingen 1995, S. 41 f.

8 Gemeint ist Hans Blum, München, den Weber 1919 als Bodmaner Malgast kennengelernt hatte. Der Erwerb eines seiner Bilder hatte Webers Lust am eigenen Kunstbesitz entzündet.

9 Zu Lhotzky siehe: BOSCH, Manfred: Lhotzky, Johann Heinrich, in: SEPAINTNER, Fred Ludwig (Hg.): Badische Biographien N. F. Bd. V. Stuttgart 2005, S. 182–184.

- 10 Den Rimpertsweiler Hof bei Markdorf erwarb Badt zu Beginn der 30er Jahre, s. dazu weiter unten.
- 11 WEBER, Paul: Über die Künstler und über meine Bilder. Bd. I: Biographie und Erlebnisberichte. Typoskript, Bodman o. J., Seite 2–4.
- 12 Zum »Kreis« vgl. FÜRST, Edeltraud (Hg.): Die Künstlervereinigung »Der Kreis«. Maler und Bildhauer am Bodensee 1925–1938. Friedrichshafen 1992. Darin auf S. [38 f.] zu Kurt Badt; S. [39] sein Selbstbildnis (um 1930).
- 13 BADT, Kurt (wie Anm. 6), S. 366.
- 14 BADT, Kurt an Udo Rukser, Brief vom 9. 4. 1945 (s. Anm. 1 und 2).
- 15 BADT, hs. Vermerk auf der Titelseite des Manuskripts.
- 16 BADT, Kurt an Udo Rukser, Brief vom 25. 5. 1944 (s. Anm. 1 und 2).
- 17 GOSEBRUCH, Martin, GROSS, Werner (Hg.): Kurt Badt zum siebzigsten Geburtstag. Beiträge aus Kunst- und Geistesgeschichte. Berlin 1961 und GOSEBRUCH, Martin, DITTMANN, Lorenz (Hg.): Argo. Festschrift für Kurt Badt zu seinem 80. Geburtstag am 3. März 1970. Köln 1970.
- 18 Davon zeugt u. a. eine Porträtdarstellung Ruksers von Ludwig Meidner.
- 19 Otto Blumenthal, ein Schwager Ruksers, gelang nach seiner Freilassung aus dem KZ Dachau die Ausreise nach Palästina, wo er sich Oded Bental nannte. Zu den Vorgängen im November 1938 auf dem Oberbühlhof siehe BLUMENTHAL, Otto: Die Verhaftung, in: SCHOENBERNER, Gerhard (Hg.): Wir haben es gesehen. Augenzeugenberichte über Terror und Judenverfolgung im Dritten Reich. Hamburg 1962, S. 53–61.
- 20 RUKSER, Udo: An unsere Freunde! Manuskript-Durchschlag im Besitz von Pia-Victoria Goll, Bodman.
- 21 RUKSER, Udo an Paul Weber, Brief vom 13. 5. 1947 (s. Anm. 1,2)
- 22 Ebda.
- 23 RUKSER, Udo an Paul Weber, Brief vom 9. 7. 1949 (s. Anm. 1,2).
- 24 SCHEFFLER, Karl: Die fetten und die mageren Jahre. München 1946, S. 367.
- 25 BRAUN, Ernst: Briefe zwischen Karl Scheffler und Max Schwimmer 1925–1934, in: Marginalien. Zeitschrift für Buchkunst und Bibliophilie 29 (1991) H. 1, S. 45.
- 26 SCHEFFLER, Karl: Eine Auswahl seiner Essays aus Kunst und Leben 1905–1950. HEISE, Carl Georg, LANGNER, Johannes (Hg.). Hamburg 1969, S. 166
- 27 BRAUN, Peter (wie Anm. 25), S. 57
- 28 BETTHAUSEN, Peter u. a. (Hg.): Metzler Kunsthistoriker Lexikon. Zweihundert Porträts deutschsprachiger Autoren aus vier Jahrhunderten. Stuttgart/Weimar 1999, S. 178.
- 29 KLINGNER, Friedrich: Theodor Hetzer, in: Das Bodenseebuch 36 (1953), S. 98
- 30 Ebda., S. 99.
- 31 WINGLER, Hans Maria: Erinnerungen eines europäischen Gelehrten, in: Frankfurter Hefte 6 (1951), S. 372.
- 32 ZIEGLER, Leopold: Spätlese eigener Hand. München 1953, S. 13.
- 33 Zit. nach ebda., S. 21.
- 34 Ebda., S. 10.
- 35 STADTVERWALTUNG ÜBERLINGEN (Hg.): Wort am See. Preisträger des Bodensee-Literaturpreises der Stadt Überlingen 1954–1959. Überlingen 1960, S. [32].
- 36 Zit. nach BOSCH, Manfred (Hg.): »Unser aller Weg führt über'n Bodensee«. Eine Landschaft und ihre Menschen in der Literatur des 20. Jahrhunderts. Eggingen 2000, S. 9–11.
- 37 RENNER, Paul: Kulturbolschewismus? Erlenbach-Zürich 1932, S. 61.
- 38 Aus: SCHREIBER, Justina: Die Avantgarde der Buchstaben. Vor 80 Jahren erfand Paul Renner die Futura. In: Süddeutsche Zeitung, 18./19. 3. 2006.
- 39 Gemeint ist Werner Wulff; zu seiner Person vgl. BOSCH, Manfred: Bohème am Bodensee. Literarisches Leben am See von 1900 bis 1950. Lengwil 1997, S. 504f.
- 40 Gemeint ist Siegfried Lauterwasser.
- 41 »Madonnen am Bodensee«. Ein Bildband von Siegfried Lauterwasser, eingeleitet und bearbeitet von Georg Poensgen. Überlingen 1947.
- 42 POENSGEN, Georg: Leben in Bildern. Typoskript o. J., S. 87–97.

Für das Recht zum Abdruck der Auszüge aus den Aufzeichnungen von Paul Weber und aus den Erinnerungen von Georg Poensgen dankt der Verfasser sehr herzlich Frau Pia-Victoria Goll (Bodman) und Frau Inge Hubert (Überlingen).



Wolfgang Ostendorp, Hansjörg Brem, Michael Dienst, Klaus Jöhnk,  
Martin Mainberger, Markus Peintinger, Peter Rey, Henno Rossknecht,  
Helmut Schlichtherle, Dietmar Straile, Irene Strang

# AUSWIRKUNGEN DES GLOBALEN KLIMAWANDELS AUF DEN BODENSEE

## 1 EINLEITUNG

Das Weltklima unterliegt zeitgenössisch einem durchgreifenden Wandel, wie er in dieser Geschwindigkeit und in diesem Ausmaß seit mindestens tausend Jahren nicht festgestellt werden konnte (MANN et al. 1999; IDAG 2005; IPCC, 2007). Im vergangenen Jahrhundert stieg die mittlere Temperatur der Erde um etwa  $0,7^{\circ}\text{C}$  an und sie dürfte in den nächsten Jahrzehnten mit einer Rate von  $0,2^{\circ}\text{C}/10$  Jahre weiter steigen (BROHAN et al. 2006). Eine wesentliche Ursache wird in der globalen Zunahme von Treibhausgasen, vornehmlich des Kohlendioxids ( $\text{CO}_2$ ) gesehen, dessen Konzentrationen von rd. 280 ppm (vorindustrieller Referenzwert um 1750) auf nunmehr 380 ppm gestiegen ist. Verantwortlich hierfür sind vor allem menschliche Aktivitäten, z. B. die Verbrennung fossiler Energieträger, die Abholzung der Wälder und der Landnutzungswandel (IPCC 2001).

Von großer Bedeutung sind die Veränderungen im globalen Wasserhaushalt, insbesondere die Zunahme der Wasserdampfsättigung in der Atmosphäre (SODEN et al. 2005, ARNELL, 2006). Diese Temperaturzunahme wird allen Voraussagen nach zu einer Intensivierung des Wasserkreislaufs der Erde führen. Dies heißt keineswegs, dass die Verfügbarkeit und Nutzbarkeit von Wasser generell zunehmen wird, vielmehr werden bei einem Temperaturanstieg von 2 bis  $4^{\circ}\text{C}$ , wie er für das Ende dieses Jahrhunderts wahrscheinlich ist, extreme Trockengebiete der Erde von derzeit 3 % auf 30 % zunehmen (BURKE et al. 2006). Gleichzeitig werden die Gletscher der Polkappen und der Gebirge wie schon bisher weiter abschmelzen (BARNETT et al. 2005). Deren Wasserspeicherkapazität nimmt somit ab, so dass die Wahrscheinlichkeit von Überflutungen in der feuchten Jahreszeit und von Dürreperioden in der trockenen Jahreszeit zunimmt.

Die Klimaszenarien, die die künftigen Entwicklungsoptionen vorwegnehmen, werden mit unterschiedlichen Eingangsdaten für die globale Bevölkerungs- und Wirtschaftsentwicklung sowie mit Indikatoren für die technische Innovationsfähigkeit und



die politische und ökonomische Handlungsfähigkeit der Menschheit beschickt. Sie zeigen, dass das Ausmaß der Klimaänderungen im 21. Jahrhundert von den CO<sub>2</sub>-Emissionen (stellvertretend für die Emissionen aller klimarelevanten Gase) abhängt, mithin auch von der Fähigkeit der Menschheit, den Ausstoß deutlich zu reduzieren und dauerhaft gering zu halten (SCHELLNHUBER et al. 2006). Andererseits zeigen sie auch, dass der Klimawandel im vor uns liegenden Jahrhundert auch dann stattfinden wird, wenn es uns gelingt, die Treibhausgas-Emissionen auf das Niveau von 2000 zu reduzieren. Vor diesem Hintergrund ist eine Doppelstrategie gefragt, die zusätzlich zur langfristigen Perspektive der Emissionsminimierung auch die kurz- und mittelfristige Empfindlichkeit der Natur, der Wirtschaft und der Gesellschaft, die notwendigen Anpassungen und ein Risikomanagement im Blick hat.

Obschon die armen Länder der Erde in besonderem Maße vom Klimawandel betroffen sein werden (STERN 2006), sind die Folgen bereits jetzt auch in Mitteleuropa deutlich wahrnehmbar. Die Hitzewelle von 2003 und die offensichtliche Zunahme von Extremhochwässern im Bodensee-Einzugsgebiet, zuletzt 1999 und 2005, geben einen Vorgeschmack auf die prognostizierte Entwicklung. Mit dem Klima werden sich die Wasserstandsverhältnisse und die Lebensbedingungen der aquatischen Biozöosen des Bodensees ändern. Auch hier lassen die bisherigen Entwicklungen einen Blick in die Zukunft zu. In dem vorliegenden Beitrag beschreiben wir anhand der Plankton-Nahrungskette, der Ufervegetation, der Neozoen-Einwanderung und der fortschreitenden Zerstörung von stein- und bronzezeitlichen Bodendenkmälern die Folgen, die der im wesentlichen klimatisch bedingte Wasserstandstrend des Bodensees bereits jetzt hat.

## 2 KLIMA UND HYDROLOGIE DES BODENSEES

Der Bodensee liegt am Nordrand der Alpen im Molasse- und Moränehügelland der letzten Vereisung. Er ist nach dem Plattensee (Balaton) und dem Genfer See der drittgrößte See und nach dem Comer See und dem Genfer See der dritttiefste See Mitteleuropas (Tabelle 1). Sein oberirdisches Wassereinzugsgebiet (ca. 10 900 km<sup>2</sup> ohne Seefläche, IGKB 2004) erstreckt sich auf die umgebenden Randhöhen (ca. 3 400 km<sup>2</sup>) sowie auf das alpine Einzugsgebiet einschließlich des Alpenrheintals (8 580 km<sup>2</sup>).

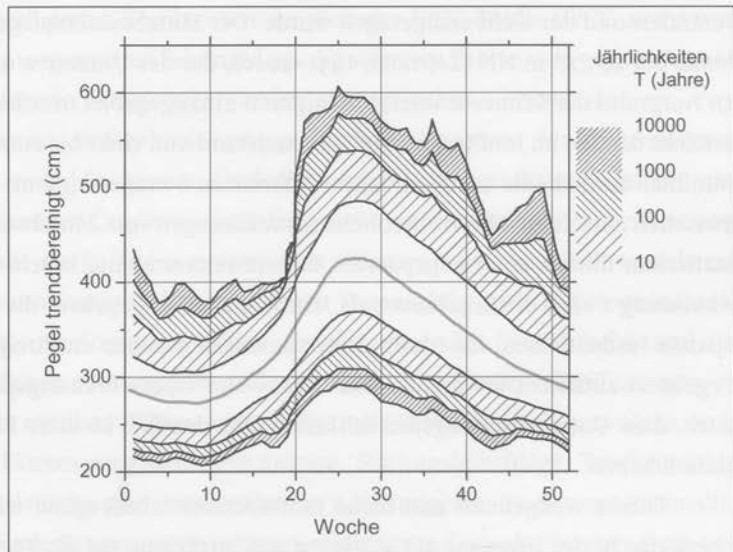
Das Seebecken und das Alpenrheintal liegen in der warm-gemäßigten humiden Klimazone (KÖPPEN-GEIGER-Klimazone Cfb), die für den mitteleuropäischen Raum kennzeichnend ist (KOTTEK et al. 2006). Das alpine Einzugsgebiet ist aufgrund des starken Reliefs durch ein sehr kleinräumiges Klima und Wettergeschehen ausgezeichnet. Die wichtigsten klimatischen Einflüsse sind Westwinde mit milden, feuchten Luftmassen vom Atlantik, kalte Polarluft von Norden, trockene kontinentale Luftmassen aus Osten (kalt im Winter, heiß im Sommer) und warme mediterrane Luft von Süden. Weite Teile der Nordalpen ähneln in ihrem thermischen Jahresgang dem angrenzenden Flachland

mit Ausnahme der Abnahme der mittleren Jahrestemperatur (um 0,50 bis 0,65 °C je 100 m Höhenzunahme). Insgesamt erhält das Bodensee-Einzugsgebiet im Mittel (1961–1990) etwa 1360 mm Jahresniederschlag mit einem Maximum im Sommer (ca. 155 mm/Monat, Juni bis August) und einem Minimum im Winter (ca. 90 mm/Monat, Dezember bis März) (Abbildung 2). Im Winter wird ein großer Teil der Niederschläge in den mittleren und höheren Lagen als Schnee gespeichert, die nach der Schneeschmelze im Frühjahr und Sommer wieder dem See zufließen. Auch die Gletscher, die etwa 0,74% des Einzugsgebietes bedecken, tragen zur Wasserspeicherung bei. Den größten Teil seines Wassers bezieht der Bodensee aus seinem alpinen Einzugsgebiet über die Zuflüsse

**Tab. 1:** Morphologie und Hydrologie des Bodensees (Pegeldaten n. LUBW; Wassertiefe n. WESSELS (1998); Uferlänge n. BRAUN & SCHÄRF (1994), Flächendaten n. M.Dienst, AGBU, unveröff. Daten)

	Untersee	Überlinger See	Obersee
Fläche [km <sup>2</sup> ] bei MMW	60,94	58,73	409,45
max. Tiefe [m]	40,0	147,5	253,3
mittl. Mittelwasser (1951–2001) MMW	395,07	395,27	
mittl. jährl. Hochwasser (MHW)	396,23	396,43	
mittl. jährl. Niedrigwasser (MNW) [m NN]	394,31	394,51	
Uferlänge [km]	96	177	
Fläche [km <sup>2</sup> ] zw. 390,0 m NN und MMW	22,93	4,96	43,45
Fläche [km <sup>2</sup> ] zw. 390,0 m NN und MHW (= Flachwasserzone)	28,81	6,51	51,75
Fläche [km <sup>2</sup> ] zw. mittl. jährl. Niedrigwasser (MNW) u. (MHW) mittl. jährl. Hochwasser	10,80	2,95	16,59

**Abb. 1:** Langjährig durchschnittlicher Jahresgang des Bodensee-Wasserstands (Wochenmittelwerte, Pegel Konstanz) mit Überschreitungs- und Unterschreitungs-jährlichkeiten berechnet anhand eines GEV (General Extreme Value)-Verteilungsmodells auf der Basis trendbereinigter Wochenmittelwerte im Zeitraum 1817 bis 2006; mit Hilfe dieser Grafik lässt sich für einen gegebenen trendbereinigten Pegelwert dessen Jährlichkeit ablesen (Beispiel: In der 40. Kalenderwoche tritt ein Pegelwert von 400 cm statistisch gesehen nur alle 10 Jahre auf, ebenso ein Pegel von 300 cm)



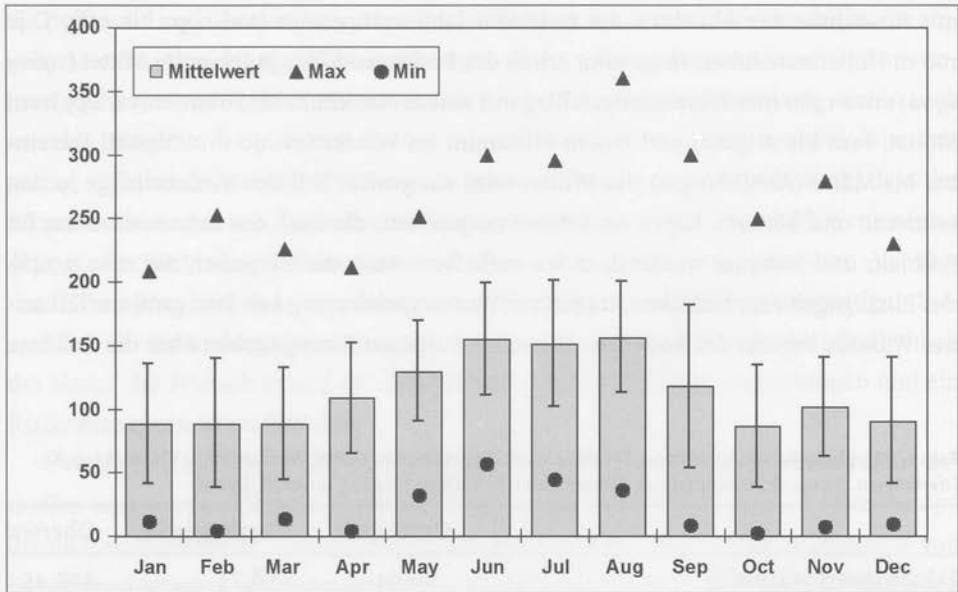


Abb. 2: Jahreszeitliche Verteilung der Gebietsniederschläge (Monatsmittelwerte  $\pm$  Standardabweichungen) im Bodensee-Einzugsgebiet für die meteorologische Normalperiode 1961 bis 1990 (Datenbasis: modellierte Niederschlagsdaten im  $10'$ -Raster der geogr. Länge und Breite, vgl. EFTHYMIADIS et al. 2006 und <http://www.cru.uea.ac.uk/cru/data/alpine.htm>)

Alpenrhein (61,8% des mittl. jährl. Wasservolumens) und Bregenzer Aach (12,6%), während die Zuflüsse des nördlichen Einzugsgebietes nur 9,4% ausmachen (LUFT, 1990). Im Durchschnitt der Jahre 1978 bis 1990 erhielt der Bodensee-Obersee  $362,5 \text{ m}^3/\text{s}$  durch die Zuflüsse und  $15,9 \text{ m}^3/\text{s}$  durch Niederschläge; er verlor  $10,4 \text{ m}^3/\text{s}$  durch Verdunstung und  $3,9 \text{ m}^3/\text{s}$  durch Trinkwasserexport aus dem Einzugsgebiet (WAGNER et al. 2002).

Der Bodensee ist der einzige große Alpensee, dessen Ausfluss nicht bedeutend verändert und der nicht staugeregelt wurde. Der Mittelwasserspiegel des Obersees liegt heute bei 395,27 m NN (Zeitraum 1951–2000), der des Untersees 0,19 m tiefer (Tabelle 1). Aufgrund der Schneeschmelze im alpinen Einzugsgebiet (mittlere Höhe ca. 1800 m) erreicht der See im Juni/Juli seinen Maximalstand und sinkt bis zum Spätwinter auf den Minimalstand ab; die mittleren Jahresdifferenzen betragen 1,92 m. Gleichwohl können zwischen einzelnen Jahren erhebliche Abweichungen vom Mittelwert auftreten, die sich statistisch mittels einer angepassten Extremwertverteilung beschreiben lassen. In der Abbildung 1 sind die Ergebnisse als Jährlichkeiten angegeben, die die Größe der Zeitspanne verdeutlichen, innerhalb derer statistisch gesehen ein Ereignis mit gegebenem Pegelwert auftritt. Die Verläufe von Unter- und Überschreitungsjährlichkeiten zeigen auch, dass Unterschreitungsjährlichkeiten eine deutlich kleinere Bandbreite in der Variation haben.

Dieses weitgehend natürliche Jahreswasserstandsregime wirkt sich verständlicherweise in der Uferzone am stärksten aus, nicht nur auf die Vegetation, die Wirbel-

losen- und Fischfauna, sondern auch auf die Art und Weise der Ufernutzungen durch den Menschen. Die durchschnittliche Breite der bei mittlerem Mittelwasserspiegel (MMW) überschwemmten Uferzone liegt bei etwa 260 m, in Flussmündungsbereichen werden mehr als 1 km erreicht. Die im jährlichen Wasserwechselbereich liegende Uferfläche beträgt rd. 30,3 km<sup>2</sup>.

### 3 KLIMAWANDEL

#### 3.1 GLOBALER KLIMAWANDEL

Die Aussagen zum globalen und regionalen Klimawandel stützen sich

- einerseits auf eine Rückschau der Entwicklung von Temperatur, Niederschlag, Luftdruck, Großwetterlagen-Häufigkeit und anderer klimatologischer Schlüsselparameter im 19. und 20. Jahrhundert,
- andererseits auf die Prognose der Treibhausgas-Konzentrationen in der Atmosphäre, der Wärmebilanz der Erde, der Temperatur und der Niederschläge in der Mitte oder gegen Ende des 21. Jahrhunderts unter Annahme verschiedener Entwicklungsszenarien des Energieverbrauchs der Menschheit, der wirtschaftlichen und technologischen Entwicklung.

Dabei werden nicht nur die nachgewiesenen bzw. die zu erwartenden Trends der »durchschnittlichen« Verhältnisse, beispielsweise in Form von saisonalen und jährlichen Mittelwerten betrachtet, sondern auch die Änderungen der Eintrittswahrscheinlichkeiten von Extremereignissen, etwa von Starkniederschlägen, Stürmen und Dürre- und Hitzeperioden (Zusammenfassung in IPCC 2001, 2007, SCHELLNHUBER et al. 2006, STERN 2006). In der Tabelle 2 sind die beobachteten Veränderungen des 20. Jahrhunderts und die Prognosen für das 21. Jahrhundert in stark zusammengefasster Form dargestellt.

Nach den aktualisierten Ergebnissen der jüngsten IPCC-Studie (IPCC 2007) war die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die wärmste Zeitperiode vergleichbarer Länge seit rd. 1300 Jahren. Die globale Mitteltemperatur nahm kontinuierlich um etwa 0,13 °C pro Jahrzehnt zu, maßgeblich bedingt durch die Zunahme der Treibhausgase Kohlendioxid, Methan und Stickoxide, die durch menschliche Aktivitäten (v. a. Verbrennung fossiler Energieträger, Landwirtschaft) freigesetzt wurden. Infolge der Erwärmung der Ozeane, die mehr als 80% des zusätzlichen Wärmegewinns der Erde speichern, erhöhte sich der Wasserdampf-Gehalt der oberen Troposphäre, was mit einer Intensivierung des globalen hydrologischen Zyklus' gleichzusetzen ist. Die Gletscher und die schneebedeckten Flächen schrumpften, währenddessen der Meeresspiegel um 0,17 m anstieg. Nicht nur die mittleren Witterungsbedingungen veränderten sich, sondern auch die Häufigkeit von Extremereignissen wie Stürme, Starkniederschläge, Trockenperioden, tropische Wirbelstürme und Hitzewellen. In Abhängigkeit von den unterschiedlichen Treibhausgas-Emissionsszenarien müssen wir bis zum Ende des Jahrhunderts mit

**Tab 2:** Klimawandel im 20. Jahrhundert und mutmaßliche Entwicklung im 21. Jahrhundert (n. IPCC, 2001, 2007, STERN 2006 und der darin zitierten Literatur)

Veränderungen im 20. Jh.	Prognosen für das 21. Jh. bis 2090/2100 Ausmaß der Veränderungen abhängig vom CO <sub>2</sub> -Emissionsszenario
<ul style="list-style-type: none"> <li>● Zunahme der globalen Mitteltemperatur: <math>0,6 \pm 0,2</math> °C</li> <li>● Zunahme der Hitze-Indices (z. B. Anzahl der heißen Tage)</li> <li>● Zunahme der kontinentalen Niederschläge um 5–10% (Nordhalbkugel)</li> <li>● Zunahme der Starkregenereignisse in den mittleren und hohen nördlichen Breiten</li> <li>● Abnahme der Dauer der Eisbedeckung der Flüsse u. Seen um ca. 2 Wochen (Nordhalbkugel)</li> <li>● Abnahme der Schnee-Bedeckung um 10% (seit ca. 1960)</li> <li>● polwärtige Verschiebung der Areale von Pflanzen und Tieren</li> <li>● zeitlich frühere Blütezeit, Ankunft von Zugvögeln, Brutbeginn (Vögel), Insektenemergenz (Nordhalbkugel)</li> <li>● Meeresspiegelanstieg um 0,17 m</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>● weiterer Anstieg der globalen Mitteltemperatur um 1,8 bis 4,0 °C bis zum Ende des Jh.</li> <li>● Intensivierung des globalen Wasserkreislaufs</li> <li>● überdurchschnittliche Erwärmung über den Kontinenten und in den hohen nördlichen Breiten</li> <li>● erhöhte Wahrscheinlichkeit von heißen Tagen und Hitzeperioden</li> <li>● Zunahme der Niederschläge in den höheren Breiten, Abnahme in den subtropischen Regionen</li> <li>● erhöhte Variabilität des Klimas und erhöhte Wahrscheinlichkeit von Extremereignissen (v. a. Starkniederschläge)</li> <li>● weitere Abnahme der schneebedeckten Erdoberfläche, weiterer Rückgang der Gletscher</li> <li>● weiterer Meeresspiegelanstieg</li> <li>● Trägheit des Klimas gegenüber CO<sub>2</sub>-Reduktionsszenarien</li> </ul>

einer Temperaturzunahme zwischen 1,8 und 4,0 °C im Vergleich zur Periode 1980–1999 rechnen. Die bisherigen Trends der Klimafolgen (Gletscherrückgang, Meeresspiegelanstieg, Zunahme von Extremereignissen, regionale Zunahme der Niederschläge) werden sich verstärken.

Der Klimawandel stellt sich in den verschiedenen Erdregionen unterschiedlich dar. Paradoxerweise werden die Regionen und Gesellschaften der nördlichen Hemisphäre, die derzeit die größten Mengen an Treibhausgasen emittieren, noch verhältnismäßig glimpflich davonkommen. Die wirtschaftlich schwachen Länder, die teilweise bereits jetzt unter Wasserknappheit und Überflutungen zu leiden haben, werden dagegen dem Klimawandel am stärksten ausgesetzt sein (STERN 2006). Im Winter-Quartal dürfte sich in Mitteleuropa bis zum Ende des Jahrhunderts der monatliche Niederschlag geringfügig um wenige Millimeter erhöhen, im Sommer-Vierteljahr ist dagegen mit einer deutlichen Abnahme in der Größenordnung von 20 mm pro Monat zu rechnen. In den mittleren Lagen des südlichen Mitteleuropa entspricht dies etwa 20 bis 30% der heutigen monatlichen Niederschlagsmenge. Da gleichzeitig die Sommertemperaturen um etwa 3 °C ansteigen könnten, bedeutet dies bei entsprechender Zunahme der Landverdunstung



eine deutliche Abnahme des oberirdischen Abflusses. Gleichzeitig dürfte sich die Wechselhaftigkeit des Klimas erhöhen. Ein bei SCHÄR et al. (2004) veröffentlichtes Klimaszenario weist für den mitteleuropäischen Raum eine hohe Zunahme der Temperaturvariabilität aus. Man darf also nicht von einer kontinuierlichen Erwärmung und zunehmenden Sommertrockenheit ausgehen; vielmehr könnten sich außerordentlich kühle und nasse Sommer mit heißen und trockenen Sommern abwechseln.

### 3.2 KLIMAWANDEL IM BODENSEE-EINZUGSGEBIET

Die hohe Stationsdichte und die teils recht langen homogenen Klimazeitreihen des mitteleuropäischen und des zirkumalpinen Raumes erlauben eine detaillierte Regionalisierung der bisherigen und zukünftigen Klimatrends im Bodensee-Einzugsgebiet (SANCHEZ-PENZO & RAPP 1997; SCHÖNWIESE & RAPP 1997; BAYFORKLIM 1999, FREI 2004<sup>1</sup>, KLIWA 2005, STOCK 2005, EFTHYMIADIS et al. 2006; ALPIMP 2006, AUER et al. 2007, FREI et al. 2007). Darüber hinaus gibt es inzwischen eine Vielzahl von Studien über spezielle Aspekte der regionalen Klimaentwicklung, v. a. in Bezug auf Schneeparameter und Gletscherschwankungen sowie zu bestimmten Witterungsereignissen, z. B. zum Hitzesommer 2003 (DWD 2003; PROCLIM 2005; SCHÄR et al. 2004; BENISTON 2004; BENISTON & STEPHENSON 2004; BENISTON & DIAZ 2004; BENISTON 2005). Datenbasis und Modellansätze der Studien sind unterschiedlich. Teilweise begnügen sich die Studien mit einer Klimarekonstruktion der letzten 100 bis 500 Jahre aufgrund von Proxy-Daten<sup>2</sup> oder mit Klimatrend-Berechnung auf der Basis von geprüften und homogenisierten Stationsmessungen des 20. Jahrhunderts, teils werden die regionalen Klimatrends mit globalen Klimamodellen unter Annahme verschiedener Treibhausgas-Emissionsszenarien verrechnet, so dass eine Prognose der Klimaentwicklung in den nächsten 30 bis 50 bzw. 70 bis 100 Jahren möglich wird. Zentrale Klimaparameter sind die Tagesmitteltemperatur sowie die Niederschläge, die zu jährlichen, saisonalen oder monatlichen Mittelwerten zusammengefasst werden. Einige Ergebnisse dieser Studien sind in Tabelle 3 zusammengefasst.

Die ALP-IMP-Studie<sup>3</sup> hat gezeigt, dass sich der Alpenraum, verglichen mit den durchschnittlichen globalen Klimatrends, besonders empfindlich verhält. So erhöhte sich die Temperatur seit etwa 1980 doppelt so stark wie im globalen Mittel. Für das Einzugsgebiet des Bodensees ist in den nächsten 20 bis 50 Jahren im Winter-Quartal im Vergleich zu 1990 eine Temperaturzunahme von rd. 1,8 °C und ein Zunahme der Niederschlagssummen um 8 % zu erwarten (FREI 2004, FREI et al. 2007), während die Schneedeckendauer und andere Schneedeckenparameter abnehmen. Im Sommer-Quartal nehmen die Niederschlagssummen um etwa 17 % ab, wobei die Lufttemperatur um 2,7 °C zunimmt (jeweils im Vergleich zu 1990). Eine Analyse der Extremereignisse (OCCC 2003, FREI et al. 2007) ergab, dass wir bis zur Mitte des Jahrhunderts im nördlichen Alpenraum mit einer Zunahme von Hitze- und Dürreperioden im Sommer und einer Abnahme der Häufigkeit von Kälteperioden im Winter rechnen müssen. Weiterhin werden extreme

**Tab. 3:** Beobachtete Klimaveränderungen im 20. Jahrhundert und Klimaprognosen für das 21. Jahrhundert im südlichen Baden-Württemberg (2021–2050) und in der Nordschweiz (2050) (n. KLIWA für BW, FREI 2004 und FREI et al. 2007 für CH); HQ100 – hundertjähriger Hochwasserabfluss

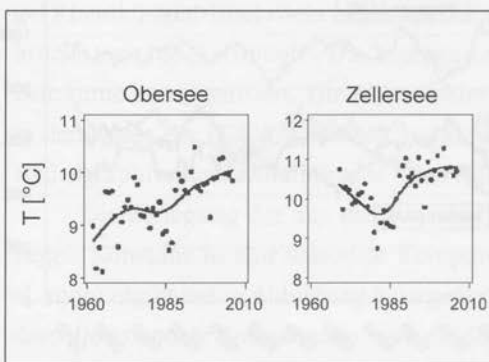
	Veränderungen im 20. Jahrhundert	Prognosen von Klimaszenarien für das 21. Jahrhundert
Jahr	<ul style="list-style-type: none"> <li>● CH (Nord): Temperaturanstieg um 1,3 °C</li> <li>● BW: nur geringer Zunahme der Niederschläge</li> <li>● BW: Zunahme der unterdurchschnittlich trockenen und überdurchschnittlich nassen Tage</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>● CH: Rückgang der Gletscherfläche auf ¼ der Fläche des Referenzzeitraums (1971–1990)</li> </ul>
Winter	<ul style="list-style-type: none"> <li>● BW: Anstieg der Tagesmitteltemperatur um 1,8 bis 2,7 °C im Dez. v. a. in unteren u. mittleren Lagen</li> <li>● CH (Nord): Zunahme der Niederschläge um 20 bis 30 %</li> <li>● BW: Erhöhung der mittl. tägl. Niederschläge und Erhöhung der Tage mit Starkniederschlägen</li> <li>● CH (Nord): Zunahme der intensiven Niederschläge von 2–5 Tagen Dauer</li> <li>● BW: flächendeckender Rückgang der Schneedeckendauer v. a. in unteren und mittleren Lagen</li> <li>● CH (Nord): Rückgang der Schneedecken-Parameter in den unteren Lagen</li> <li>● CH: Anstieg der Nullgradgrenze von 600 m auf 900 m (1960–1990)</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>● BW: Zunahme der Tagesmitteltemperatur um 2,0 °C (v. a. im Dez. – Feb.)</li> <li>● CH (Nord): Zunahme der Tagesmitteltemperaturen um ca. 1,8 °C</li> <li>● BW: Abnahme der Frost- (<math>T_{\min} &lt; 0^{\circ}\text{C}</math>) und der Eistage (<math>T_{\max} &lt; 0^{\circ}\text{C}</math>)</li> <li>● BW: Zunahme der Niederschlagssummen</li> <li>● CH (Nord): Zunahme der Niederschläge um ca. 8 %</li> <li>● CH: Anstieg der Nullgradgrenze auf 1 200 bis 1 300 m</li> </ul>
Sommer	<ul style="list-style-type: none"> <li>● BW: Zunahme der Tagesmitteltemperatur v. a. im Aug. und Okt. um 0,8 – 1,7 °C</li> <li>● BW: verbreitet Rückgang der Niederschlagssumme</li> <li>● BW: Abnahme der Anzahl von Tagen mit hohen Gebietsniederschlägen, Zunahme der Tage ohne Niederschlag</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>● BW: Zunahme der Tagesmitteltemperatur um 1,4 °C</li> <li>● CH (Nord): Zunahme der Tagesmitteltemperatur um ca. 2,7 °C</li> <li>● BW: starke Zunahme der Sommertage (<math>T_{\max} &gt; 25^{\circ}\text{C}</math>) und der heißen Tage (<math>T_{\max} &gt; 30^{\circ}\text{C}</math>)</li> <li>● BW: Niederschlagssummen gleichbleibend oder geringfügig abnehmend</li> <li>● CH (Nord): Niederschlagssumme um ca. 17 % abnehmend</li> <li>● BW: Zunahme des HQ100 im Pilotgebiet Neckar um 15 %</li> </ul>

1- bis 5-tägige Niederschläge im Winterhalbjahr ebenso zunehmen wie starke Stürme. Die winterliche Nullgradgrenze in den nördlichen Alpen, die um 1960 noch bei 600 m NN lag, wird in 2050 bereits bei rd. 1 200 bis 1 300 m NN liegen. Die Fläche der Gletscher wird im Vergleich zur Referenzperiode 1971–1990 um etwa drei Viertel zurückgehen. Der Abfluss aus Gletschern und Schneefeldern trägt jedoch mit etwa 1,2 % nur sehr geringfügig zur Wasserführung der große Alpenflüsse bei (FREI et al. 2007). Diese Ergebnisse stehen in Übereinstimmung mit älteren Auswertungen und Prognosen, denen zufolge wir im süddeutschen und nordschweizerischen Gebiet zukünftig wärmere und feuchtere Winter, heißere und trockenere Sommer und generell eine Zunahme der Klimavariabilität erwarten können (SANCHEZ-PENSO & RAPP 1997; WIDMANN & SCHÄR 1997; QUADRELLI et al. 2001, LATERNSER & SCHNEEBELI 2003, SCHÄR et al. 2004, BADER & BANTLE 2004).

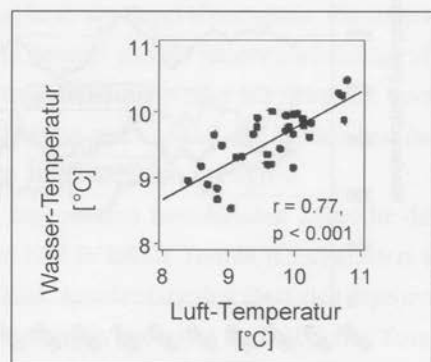
Es ist offensichtlich, dass diese prognostizierte Klimaentwicklung auch Auswirkungen auf das Abflussregime des Alpenrheins und des Bodensees haben wird. Die Verringerung der Schneedecke in den tiefen und mittleren Lagen und des Gletschervolumens in den Hochlagen vermindert die saisonale Wasserspeicherkapazität und dürfte im Winter die Hochwassergefahr erhöhen, während die sommerliche Wasserführung der Alpenflüsse abnimmt (FREI et al. 2007). So rechnen LEHNER et al. (2001) mit einer deutlichen Zunahme der Häufigkeit und Stärke extremer Dürreperioden im Hochrhein-Einzugsgebiet. Der Monat mit dem höchsten Abfluss könnte sich von der Jahresmitte in Richtung April vorverlegen, während sich der Monat mit den geringsten Abflüssen vom Februar in den September verschiebt.

### 3.3 WASSERTEMPERATUREN IM BODENSEE

Die zunehmenden mittleren Lufttemperaturen haben in vielen Fließgewässern und Seen der Schweiz (SCHÄDLER 2007) und im Bodensee – im Obersee ebenso wie im



**Abb. 3:** Jährliche mittlere Temperaturentwicklung (inkl. Zirkulationsperiode) der oberen 20 m der Wassersäule von Obersee und Untersee (Zeller See)

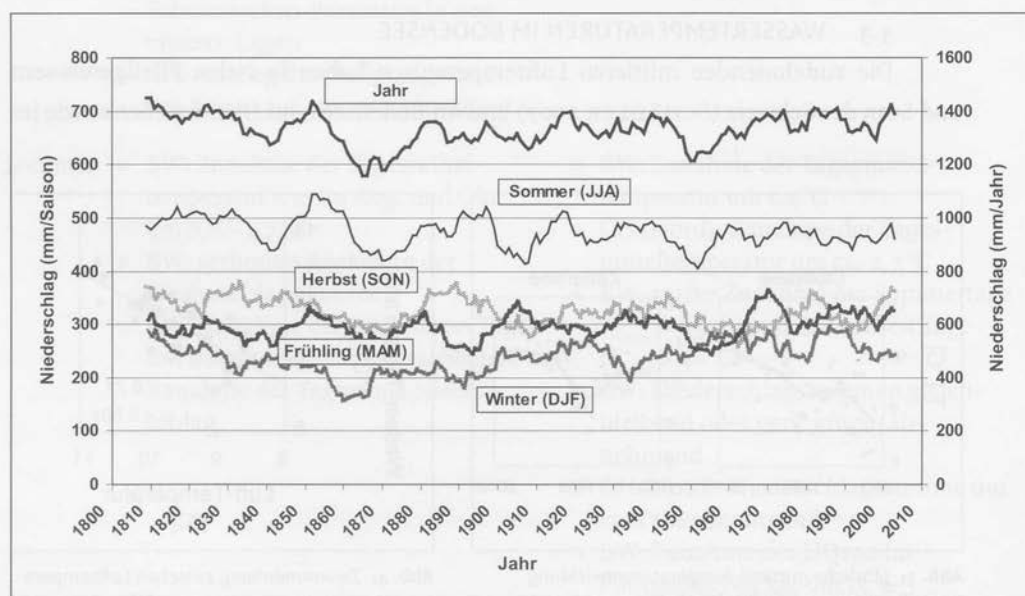


**Abb. 4:** Zusammenhang zwischen Lufttemperatur (Wetterstation Konstanz) und Wassertemperatur im Obersee im jährlichen Mittel. Die Wassertemperaturen wurden über die obersten 20 m der Wassersäule des Obersees gemittelt.

Untersee – während der letzten Jahrzehnte zu steigenden Wassertemperaturen geführt (Abbildung 3). Die Wassertemperaturen werden im wesentlichen von der Lufttemperatur gesteuert, so dass sich ein hochsignifikanter Zusammenhang zwischen der jährlich durchschnittlichen Lufttemperatur in der Region (Temperaturen der DWD Station Konstanz) und der Oberflächentemperatur im Obersee ergibt (Abbildung 4). Die Zunahme der Wassertemperatur (Abbildung 3) erfolgte jedoch nicht gleichmäßig, sondern war von starken interannuellen Schwankungen überlagert. Betrachtet man die epilimnischen Wassertemperaturen im Jahresmittel, so zeigt sich vor allem während der letzten 20 Jahre ein starker Anstieg, wogegen in den 1960er und 1970er Jahren bei starken interannuellen Schwankungen kein Trend zu erkennen ist. Mitte der 1980er Jahre traten nochmals eher niedrige Wassertemperaturen auf, was besonders gut in dem aufgrund seiner geringeren Tiefe schwächer gepufferten Untersee zu erkennen ist. Die Jahre seit 2000 gehören zu den jeweils wärmsten in den Wassertemperatur-Zeitreihen sowohl des Obersees als auch des Untersees.

### 3.4 GEBIETSNIEDERSCHLÄGE IM BODENSEE-EINZUGSGEBIET

Im Rahmen des ALP-IMP-Projekts (AUER et al. 2007) wurden anhand geprüfter und homogener Stationsmessdaten die monatlichen Niederschlagssummen für Raster im 10'-Abstand (geogr. Länge bzw. Breite) im Alpenraum für den Zeitraum 1800 bis 2003 modelliert (EFTHYMIADIS et al. 2006). Unter Verwendung der Einzugsgebietsgrenzen des Bodensees konnten daraus die Gebietsniederschläge berechnet werden.



**Abb. 5:** Entwicklung der Niederschlagssummen im Bodensee-Einzugsgebiet: 10-jährige gleitende Mittelwerte für die vier Jahreszeiten und das gesamte Jahr im Zeitraum 1800 bis 2003; Datenbasis: modellierte 10'x 10'-Raster-Daten der CRU, Univ. of East Anglia, Norwich, UK, <http://www.cru.uea.ac.uk/cru/data/alpine.htm>

In Übereinstimmung mit der überregionalen Klimaentwicklung der letzten beiden Jahrhunderte steigen im Winterquartal die Niederschlagssummen (Schnee + Regen) signifikant mit einer Rate von 30 mm/100 Jahre an ( $r = 0,219$ ,  $P < 0,01$ ,  $n = 203$ ), während sie im Sommer- und im Herbst-Quartal leicht abnehmen (Abbildung 5). Für die jährlichen Niederschlagssummen ergibt sich ein nicht signifikanter Trend von +19 mm/100 Jahre. Für den Zeitraum 1931 bis 2003, der im vorliegenden Zusammenhang von besonderem Interesse ist (vgl. Abschn. 3.5.1), ergeben sich ähnliche Trends, die jedoch nicht signifikant sind: Die Zunahme der Jahresniederschläge liegt bei rd. 110 mm/100 Jahre, während die Herbstniederschläge um etwa 60 mm/100 Jahre zurückgehen.

Vergleicht man diese Gebietsniederschläge mit dem Trendverlauf des Pegels Konstanz (Abbildung 6), so kann man einen ähnlichen parallelen Verlauf bis ins frühe 20. Jh. feststellen; abfallende Tendenz bis etwa 1870, danach leicht ansteigende Tendenz bis etwa 1940 gefolgt von einem starken Abfall. Nach etwa 1950 zeigt der Pegel einen stetigen Abfall, welcher nicht mehr mit dem mittleren Verlauf der Gebietsniederschläge in Einklang gebracht werden kann – diese zeigen wenig Änderung im jährlichen Mittel.

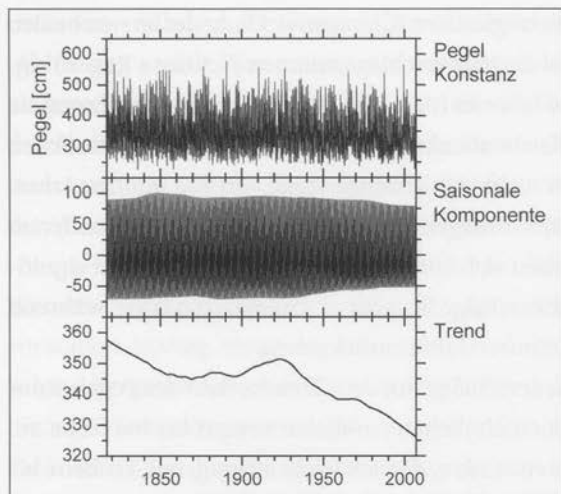
### 3.5 WASSERSTÄNDE UND ABFLÜSSE DES BODENSEES UND SEINER ZUFLÜSSE

#### 3.5.1 Beobachtete Trends des Seespiegels

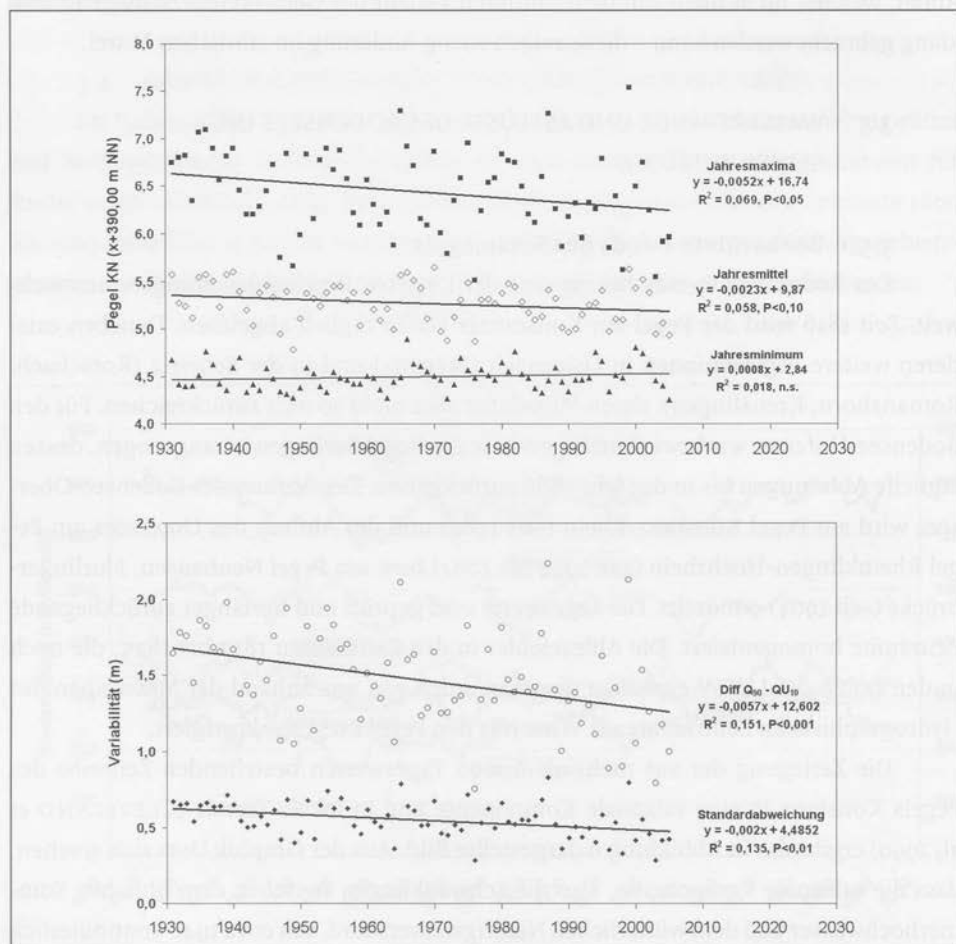
Der Bodensee-Obersee besitzt eine der längsten Pegelbeobachtungsreihen weltweit. Seit 1816 wird der Pegel am Konstanzer Hafen täglich abgelesen. Daneben existieren weitere Pegelstationen in Österreich (Bregenz) und in der Schweiz (Rorschach, Romanshorn, Kreuzlingen), deren Messdaten aber nicht so weit zurückreichen. Für den Bodensee-Untersee wird zweckmäßigerweise der Pegel Berlingen herangezogen, dessen tägliche Ablesungen bis in das Jahr 1886 zurückgehen. Der Abfluss des Bodensee-Obersees wird am Pegel Konstanz-Rhein (seit 1984) und der Abfluss des Untersees am Pegel Rheinklingen-Hochrhein (seit 1944 bis 2004) bzw. am Pegel Neuhausen, Flurlingerbrücke (seit 1904) ermittelt<sup>4</sup>. Die Tageswerte sind geprüft und für länger zurückliegende Zeiträume homogenisiert. Die Ablesefehler in den Zeiträumen 1817 bis 1825, die noch in den Daten der LUBW enthalten waren, wurden von uns anhand der Messreihen des Hydrographischen Zentralbureaus Wien (für den Pegel Bregenz) korrigiert.

Die Zerlegung der aus mehr als 69 000 Tageswerten bestehenden Zeitreihe des Pegels Konstanz in eine saisonale Komponente und in lokale Trends (CLEVELAND et al. 1990) ergibt das in Abbildung 6 dargestellte Bild. Aus der Graphik lässt sich ersehen, dass die saisonale Komponente, also die Schwankungen zwischen dem üblichen Sommerhochwasser und dem winterlichen Niedrigwasserstand, seit etwa 1940 kontinuierlich abnimmt. Die jährlichen Schwankungen haben sich im Mittel um etwa 20% reduziert. Die jährlichen Mittelwasserstände (Trend-Komponente) weisen von 1817 bis etwa 1860 eine Abnahme auf, bleiben dann bis etwa 1900 konstant, nehmen schließlich zu, um





**Abb. 6:** Zerlegung der Pegel-Zeitreihe des Pegels Konstanz (1817 bis 2006) in eine saisonale Komponente und in lokale Trends. Zu erkennen sind eine Verringerung der intraannuellen Schwankungsbreite und ein kontinuierlich negativer Trend des Jahresmittelwasserspiegels ab etwa 1930.



**Abb. 7:** Trends des jährlich maximalen, mittleren und minimalen Wasserstands am Pegel Konstanz (oben) sowie der Schwankungsbreite der jährlichen Wasserstände (Standardabweichung, Interdezilbereich  $Q_{90} - Q_{10}$ ) (unten); neben den Regressionsgeraden sind die Gleichungen, die Bestimmtheitsmaße ( $R^2$ ) und deren Signifikanzniveau ( $P$ ) dargestellt.

ab etwa 1930 kontinuierlich abzusinken. Die ausgeprägten Niedrigwasserstände in den letzten Jahren scheinen eine Verstärkung des negativen Trends zu bewirken. Nicht nur die Mittelwasserstände sondern auch die jährlichen Maximal- und Minimalwasserstände (Abbildung 7) nahmen in diesem Zeitraum ab. Einem hochsignifikant negativen Trend unterliegt auch die jährliche Variabilität.

Der seit etwa 1930 zu beobachtende Trend stellt sich je nach Jahreszeit unterschiedlich dar. In der Abbildung 8 sind die Trends der Tageswerte innerhalb eines Jahres wiedergegeben. Danach zeigt sich im Winterhalbjahr ein leicht positiver Trend, d. h. eine Tendenz zu leicht ansteigenden Wasserspiegeln, die jedoch nicht signifikant ist. Im April folgt ein charakteristischer Einbruch mit negativen Trends (abnehmende Seespiegel), dessen Hintergründe noch nicht geklärt sind. Möglicherweise steht er mit einer Vorverlegung der Schneeschmelze in den mittleren Höhenlagen in Verbindung, vielleicht auch mit der Speicherbewirtschaftung im Alpenrhein-Gebiet. Besonders ausgeprägt und statistisch gesichert sind die negativen Trends der Tageswerte von Mitte Juni bis Anfang Oktober. Hier sinken die Tageswerte um etwa 6 mm/Jahr, d. h. zwischen 1931 und 2006 ist der sommerliche Wasserspiegel des Bodensee-Obersees um rd. 0,45 m gesunken.

Die Wasserführung im Ausfluss des Bodensee-Obersees (Pegel Konstanz-Rhein) zeigt das gleiche Verhalten wie der Wasserstand am Pegel Konstanz, da die Wasserführung hochsignifikant vom Pegel abhängt. Die Beziehung zwischen Pegel und Abfluss kann durch die Gleichung

$$Q \text{ [m}^3 \text{ s}^{-1}\text{]} = 0,00489 x^2 - 0,968 x + 94,3 ; r = 0,996$$

approximiert werden, wobei x den Pegel im Hafen Konstanz (cm) darstellt.

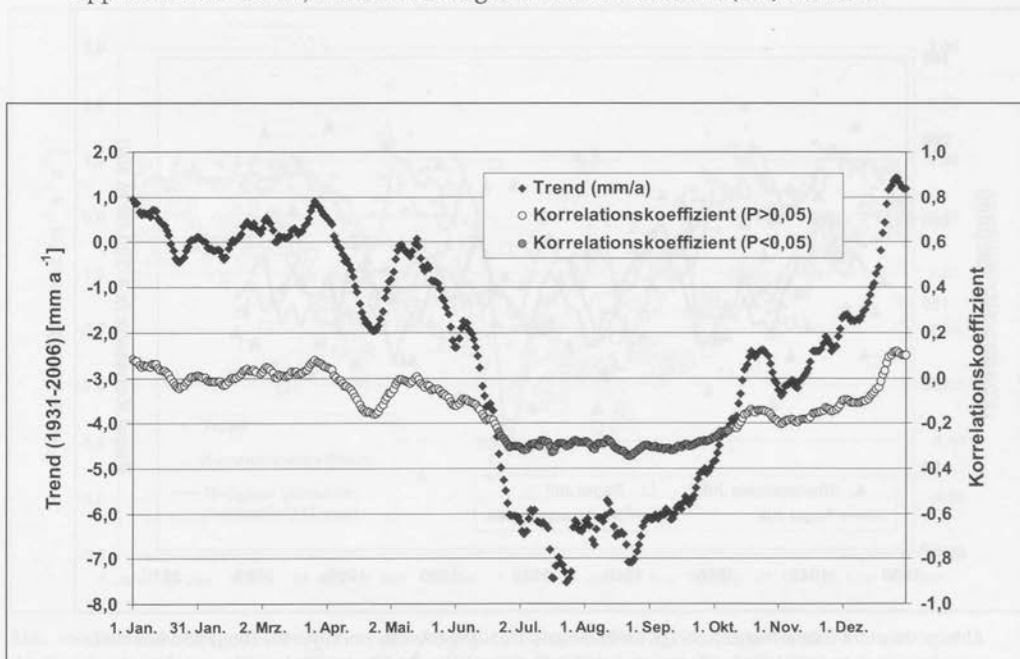


Abb. 8: Trend der Tagespegelwerte (gefüllte Rauten) sowie der Signifikanz des Trends (Kreise) am Pegel Konstanz (Zeitraum 1931 bis Juni 2006); ausgefüllte Kreise zeigen einen signifikanten Trend ( $P < 0,05$ ) an.

### 3.5.2 Zusammenhang zwischen Klimavariationen, Abfluss- und Seespiegelschwankungen

Der Seespiegelstand des Bodensees hängt außer von den gerinnehydraulischen Eigenschaften des Seerheins von vielerlei klimatischen und bodenkundlichen Variablen, der Landnutzung sowie von der jahreszeitlich unterschiedlichen Schneespeicherung, der Stauhaltung im Alpenrhein-Einzugsgebiet und von Wasserüberleitungen ab. Derzeit existiert noch kein hydrologisches Modell, das diese Faktoren in ihrer relativen Bedeutung einander gegenüber stellt (vgl. aber WAGNER et al. 2002, KLEINN et al. 2005). So kann sich der Zusammenhang mit dem Klimawandel des vorigen Jahrhunderts vorerst nur auf korrelative Zusammenhänge sowie auf bekannte Indizien stützen. Wichtige Indizien wurden in Abschnitt 3.5.1 genannt: So weisen die Klimatrends im Winterhalbjahr und im Sommerhalbjahr ein gleichsinniges Verhalten auf wie die Seespiegelrends, womit davon auszugehen ist, dass die Klimavariabilität zu den wichtigsten Einflussfaktoren zählt.

Zwischen den monatlichen Gebietsniederschlägen im Einzugsgebiet des Bodensees und dem Bodensee-Pegel besteht ein hochsignifikant positiver Zusammenhang, der sich allerdings für unterschiedliche Monate unterschiedlich darstellt. Bei einem Anstieg von 1 mm Niederschlag im Monat ist mit einem durchschnittlichen Pegelanstieg von 0,7 mm (April) bis 3,4 mm (Juli) zu rechnen (Zeitraum 1931 bis 2003). Hierin kommt wahrscheinlich die Speicherung des Niederschlags als Schnee im Winterhalbjahr bzw. die zusätzliche Erhöhung des Alpenrhein-Abflusses durch die Schneeschmelze zum

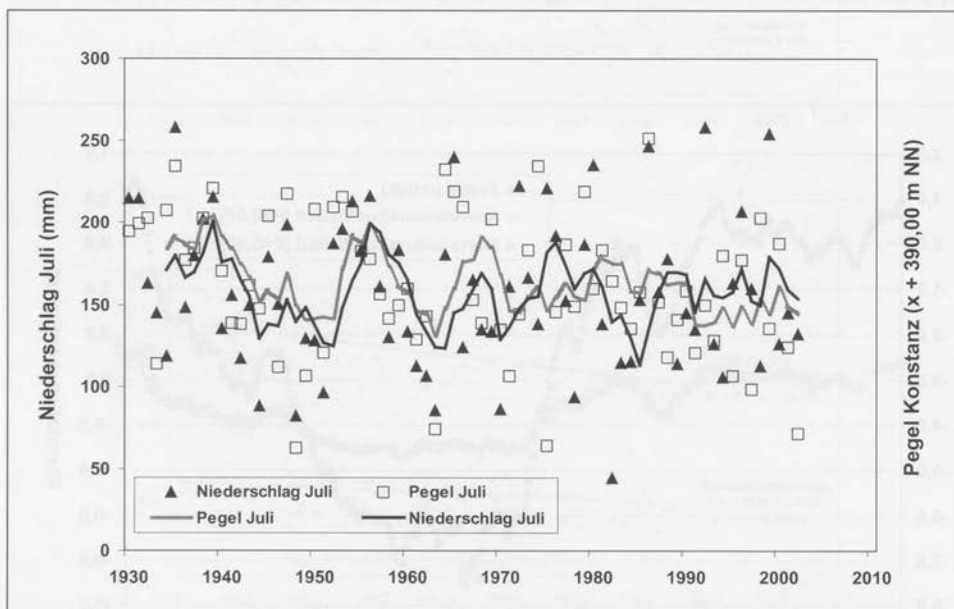


Abb. 9: Mittlere Gebietsniederschläge im Bodensee-Einzugsgebiet im Juli (1931 bis 2003) und Bodensee-Wasserstand (Pegel Konstanz, relative Skala): Jahreswerte und 5-jährige gleitende Mittelwerte (Datenbasis: modellierte  $10' \times 10'$ -Raster-Niederschlagsdaten der CRU, Univ. of East Anglia, Norwich, UK, <http://www.cru.uea.ac.uk/cru/data/alpine.htm>)

Ausdruck. In wieweit auch das Management der Speicherbecken im Alpenrhein-Gebiet einen Einfluss ausübt, lässt sich beim gegenwärtigen Wissensstand nicht beurteilen, da entsprechende Angaben der Betreiber fehlen. Am stärksten sind die korrelativen Zusammenhänge zwischen Juli und November ausgeprägt ( $r > 0,30$ ,  $P < 0,01$  für  $n=73$ ), während sich für April bis Juni aufgrund der Überlagerung von Schneeschmelze und Regen-Niederschlägen nur schwach signifikante Beziehungen ergeben.

Wie die Abbildung 9 für den Monat Juli zeigt, besteht zwischen den Gebietsniederschlägen und dem mittleren Bodensee-Pegel eine gute Gleichläufigkeit. Ab etwa 1990 scheint sich jedoch bei etwa gleich bleibendem Gebietsniederschlag der Bodensee-Pegel zu verringern, ohne dass sich im Augenblick dafür Gründe angeben ließen.

Da die Bodensee-Wasserstände maßgeblich vom Abfluss des Alpenrheins und damit von den Niederschlägen im Alpenrhein-Einzugsgebiet bestimmt werden, soll dieses Teileinzugsgebiet im folgenden gesondert betrachtet werden. Zwischen den Niederschlagssummen des gesamten Bodensee-Einzugsgebiets und dem des Alpenrheins besteht eine strenge Beziehung ( $r > 0,98$ , Zeitraum 1931–2003). Die monatlichen Trends der Gebietsniederschläge im Alpenrhein-Einzugsgebiet verhalten sich folglich ähnlich wie die des gesamten Bodensees-Einzugsgebiets. Wie dort ergeben sich auch hier für den Sommer und Herbst negative Trends (jeweils  $-16$  mm/100 Jahre, Zeitraum 1817–2003), die allerdings nicht signifikant sind, während im Winter der Gebietsniederschlag hochsignifikant zunimmt ( $+32$  mm/100Jahre,  $r = 0,217$ ,  $P < 0,01$ ,  $n = 204$ ). Da die mittleren

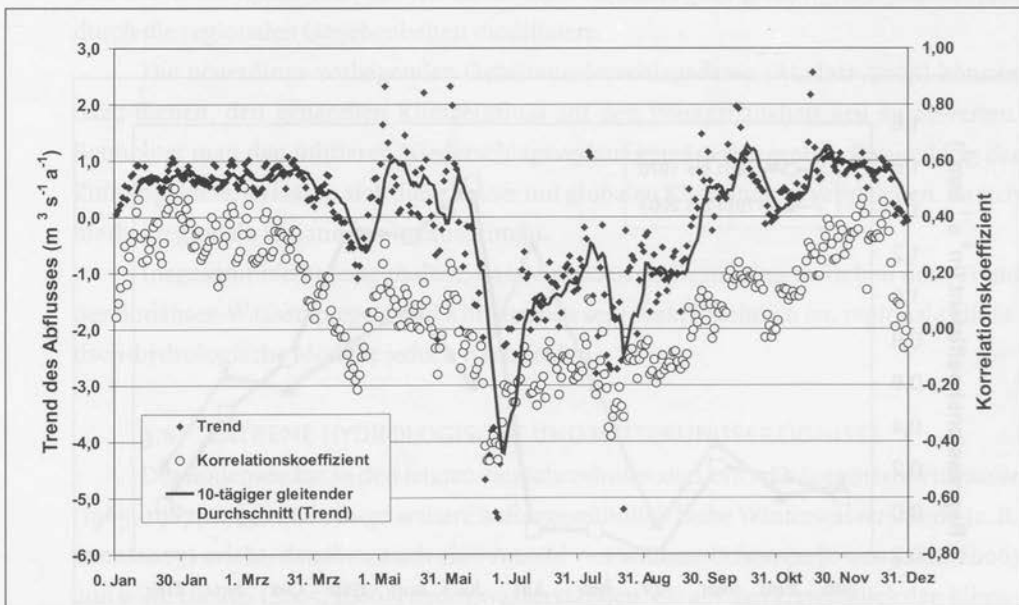


Abb. 10: Trends der sekundlichen Abflüsse des Alpenrheins (Pegel Lustenau); dargestellt sind die Tageswerte des Trends sowie der zugehörigen Korrelationskoeffizienten und der gleitende Durchschnittswert des Trends; Signifikanzniveaus des Korrelationskoeffizienten:  $P < 0,05$  für  $|r| > 0,27$ ,  $P < 0,01$  für  $|r| > 0,34$

sekundlichen Abflüsse des Alpenrheins vor allem im Sommer und Herbst hochsignifikant mit den Gebietsniederschlägen korreliert sind, ergibt sich ein ähnliches Trendverhalten von Abfluss und Bodensee-Wasserstand (Abbildung 10). Wie auch beim Bodensee-Wasserspiegel zeigt sich im April eine Trendumkehr, die nicht durch die modellierten Gebietsniederschläge erklärt werden kann, da diese im April mit einer Rate von 25 mm/100 Jahre zunehmen (Zeitraum 1931–2003). Besonders deutlich und hochsignifikant ist der negative Trend von Mitte Juni bis Mitte Juli; hier nimmt die Wasserführung im Mittel um rd.  $3 \text{ m}^3 \text{ s}^{-1}$  pro Jahr ab, innerhalb von 55 Jahren also um rd.  $165 \text{ m}^3 \text{ s}^{-1}$ . Dieser Wert entspricht etwa einem Drittel der durchschnittlichen Wasserführung für den Zeitraum 1951–2005. So nahm beispielsweise die Wasserführung in der 19. Dekade (19. bis 28. Juni) von im Mittel  $600 \text{ m}^3 \text{ s}^{-1}$  (1951) auf rd.  $375 \text{ m}^3 \text{ s}^{-1}$  (2005) ab; der Trend ist hochsignifikant ( $r = 0,454$ ,  $P < 0,01$ ,  $n = 55$ ).

In der Abbildung 11 ist die jahreszeitliche Variation der Beziehung zwischen Abfluss des Alpenrheins und dem modellierten Gebietsniederschlag für die verfügbaren Zeitperioden 1951 bis 1970 und 1971 bis 2003 dargestellt. Der erste Abschnitt repräsentiert eine Phase mit noch moderatem Klimawandel und noch nicht voll ausgebauten Speicherkapazitäten im Alpenrhein-Gebiet, in der zweiten Phase hat sich der Klimawandel beschleunigt, und die Alpenrhein-Speicher sind auf ein Gesamtvolumen von rd. 790 Mio  $\text{m}^3$  ausgebaut. In der ersten Zeitperiode ergibt sich in den Wintermonaten kein signifikanter Zusammenhang, denn in dieser Jahreszeit werden die Niederschläge in den höheren Lage vorwiegend als Schnee gespeichert. In den Frühjahrsmonaten kann sogar eine leicht negative Beziehung beobachtet werden, die derzeit nicht erklärt werden kann. In

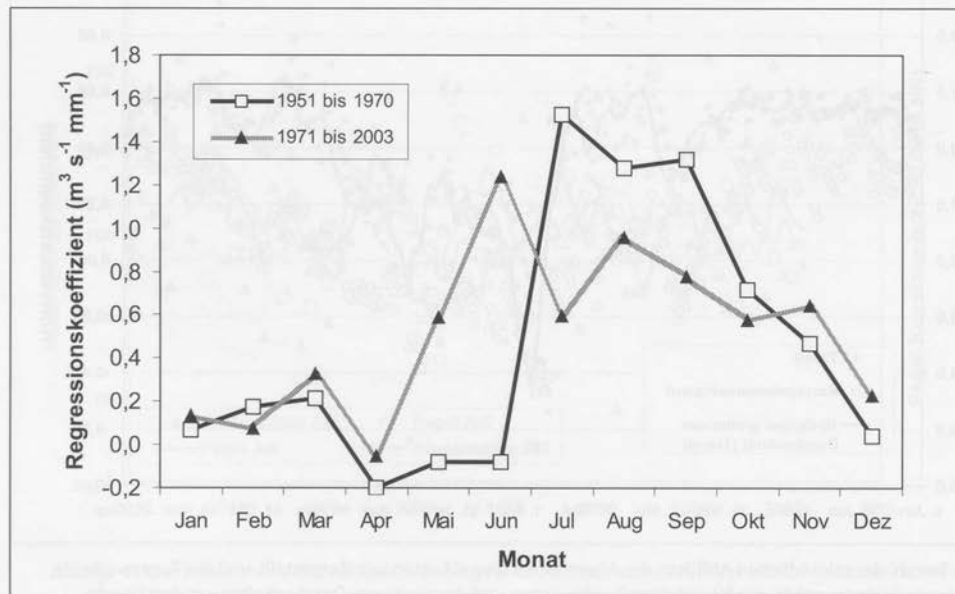


Abb. 11: Jahreszeitliche Variation der Abhängigkeit des Abflusses des Alpenrheins (Pegel Lustenau) vom Gebietsniederschlag für die Zeiträume 1951 bis 1970 und 1970 bis 2003



den Sommermonaten Juli bis September nimmt der Abfluss um rd.  $1,4 \text{ m}^3 \text{ s}^{-1}$  pro mm Niederschlag zu; diese Zunahme ist als kombinierter Effekt der Schneeschmelze im alpinen Einzugsbereich und der Sommerniederschläge zu sehen. In der Periode 1971–2003 ist diese Phase in den Mai und Juni vorverlegt, während in den Sommer- und Herbstmonaten die Regressionskoeffizienten aufgrund des geringeren Schneespeichers herabgesetzt sind. Ob die Verringerung der Relation zwischen Abfluss und Gebietsniederschlag in den Monaten Juli bis September auch mit dem Speichermanagement in Verbindung steht, indem beispielsweise die Niederschläge stärker als in der ersten Periode in den Seicherbecken zurückgehalten werden, lässt sich derzeit nicht beantworten, da entsprechende Unterlagen fehlen.

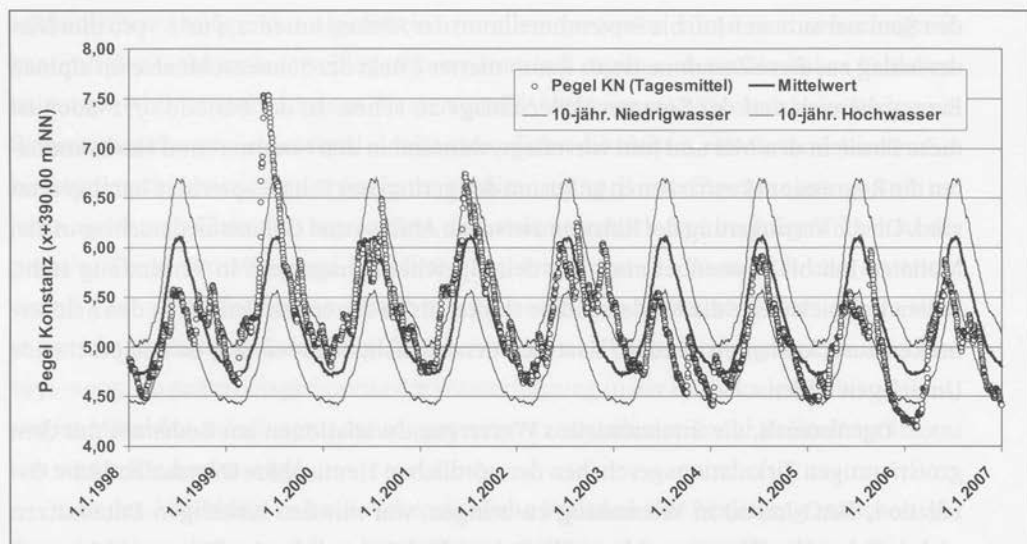
Der Versuch, die interannuellen Wasserstandsvariationen am Bodensee mit dem großräumigen Zirkulationsgeschehen der nördlichen Hemisphäre (Nordatlantische Oszillation, NAO-Index) in Verbindung zu bringen, war mit den bisherigen Datensätzen nicht erfolgreich. Dies deutet darauf hin, dass der Niederschlag im Einzugsgebiet stark von den regionalen Gegebenheiten beeinflusst wird und daher nicht im unmittelbaren Vergleich mit einem globalen Klimaindikator verwendet werden kann. Hier sind weitere Analysen notwendig, welche neben dem Niederschlag auch Schneehöhen und Temperaturen im Einzugsgebiet berücksichtigen. So führt eine globale Klimaänderung über eine Temperaturerhöhung im Alpenraum auch zu einer Verringerung der Speicherkapazität in Form von Schnee und damit zu geändertem Abflussverhalten, bedingt durch verringerte Schneeakkumulation und frühere Schneeschmelze. Globale Änderungen des Klimas haben in diesem Sinne einen indirekten Einfluss auf die Pegelstände, werden jedoch stark durch die regionalen Gegebenheiten modifiziert.

Die neuerdings vorliegenden Gebietsniederschlagsdaten (ALPIMP 2006) können dazu dienen, den generellen Klimaeinfluss auf den Wasserhaushalt neu zu bewerten. Betrachtet man den mittleren Niederschlagsverlauf gemäss der groben Zweiteilung der Zuflussgebiete, so lassen sich diese besser mit globalen Klimaindizes vergleichen, da sich hierbei regionale Variationen herausmitteln.

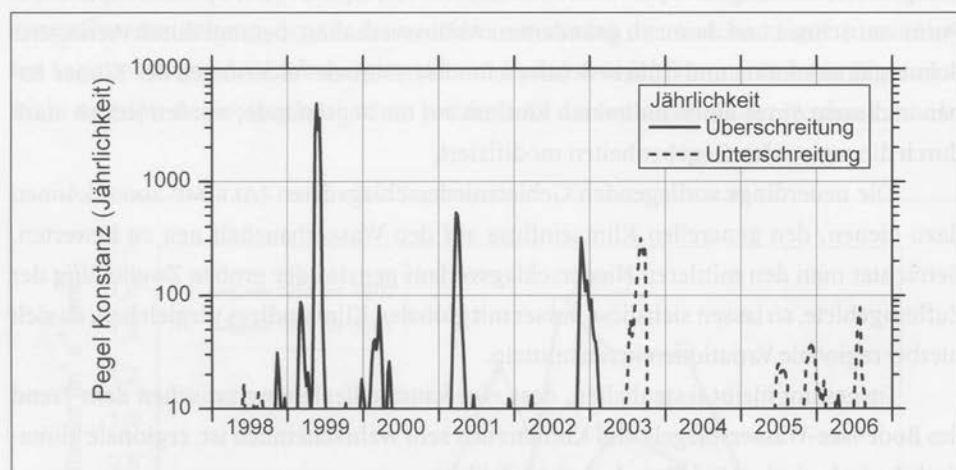
Insgesamt bleibt festzuhalten, dass eine kausale Beziehung zwischen dem Trend des Bodensee-Wasserspiegels und Klimatrends sehr wahrscheinlich ist, regionale klimatisch-hydrologische Modelle jedoch noch fehlen.

### 3.6 EXTREME HYDROLOGISCHE UND WITTERUNGSEREIGNISSE

Der Bodensee hat in den letzten vier Jahrzehnten drei extreme Sommerhochwasser (1965, 1987, 1999) und einige weitere außergewöhnlich hohe Winterwasserstände (z. B. 2002/2003) erlebt, daneben auch eine Anzahl von sommerlichen (z. B. 2003 und 2006) und winterlichen (2005/2006) Niedrigwasserständen, die auf den ersten Blick den klimahistorischen Befund bestätigen, dass extreme Klima-Ereignisse in den letzten Jahrzehnten zugenommen haben. In der Abbildung 12 ist der Pegelverlauf (Tageswerte) zwischen 1998 und 2006 dargestellt. Dabei wird deutlich, dass beispielsweise die Extremereignisse



**Abb. 12:** Tägliche Pegelstände des Bodensee-Obersees (Pegel Konstanz) von 1998 bis 2006 (Kreise) mit Kurven der mittleren Tageswerte (1931–2005) sowie der berechneten Tageswerte für das 10-jährige Hochwasser bzw. das 10-jährige Niedrigwasser



**Abb. 13:** Überschreitungs- und Unterschreitungsjährlichkeiten für Wochenmittelwerte des Bodensee-Wasserstands (Pegel Konstanz) für die Jahre 1998 bis 2006, berechnet anhand eines GEV (General Extreme Value)-Verteilungsmodells (Datenbasis: trendbereinigte Wochen-Mittelwert der Jahre 1817 bis 2006) (zur Erläuterung der Über- und Unterschreitungswahrscheinlichkeiten vgl. auch Abbildung 1)

vom Frühsommer 1999, vom Sommer 2003 und vom Winter 2005/2006 weit außerhalb der 10-jährigen Ereignisse liegen.

Die Abbildung 13 zeigt, dass es sich um außergewöhnliche Ereignisse gehandelt hat, für die eine statistische Wiederkehrperiode von 100 bis über 1000 Jahre errechnet wurde. Das extrem früh auftretende Pfingsthochwasser von 1999 war ein 4000-jähriges Ereignis, das Niedrigwasser im Hitzesommer 2003 hatte eine Wiederkehrwahrscheinlichkeit von etwa 300 Jahren (jeweils berechnet anhand einer GEV-Verteilung für trendbereinigte Pegelstände) (JÖHNK et al. 2004).

Die detaillierte Analyse der Witterungsereignisse, die zu den Hochwassern von 1965, 1987 und 1999 führten, ergibt, dass es sich hierbei eher um regional begrenzte Extremniederschläge handelte, während die sommerlichen Niedrigwasserstände einen mitteleuropäischen Trend widerspiegeln. Beispielsweise war der Hitzesommer 2003 gesamteuropäisch der heißeste Sommer seit 1659, in den Hochlagen der Alpen auch der wärmste seit 1000 Jahren. Die Lufttemperaturen in Deutschland lagen um 3,4 °C über dem langjährigen Mittelwert (Extremwert 40,2 °C in Freiburg i.Br.), in der Schweiz war 2003 das zweitwärmste Jahr seit 1864 mit durchschnittlichen Lufttemperaturen im Sommer (Juni – Juli – August, JJA) von 4,0 bis 5,5 °C über dem langjährigen Mittel (1864–2003). Im Alpenraum war der Sommer 2003 gleichzeitig der längste und trockenste Sommer (Febr.–Okt.) seit 500 Jahren mit nur 70–85 % der normalen Niederschläge (DWD 2003; PROCLIM 2005; SCHÄR et al. 2004; BENISTON 2004; BENISTON & STEPHENSON 2004; BENISTON & DIAZ 2004; BENISTON 2005). Auch 2006 war wieder außergewöhnlich im Hinblick auf die hohen Lufttemperaturen und die geringeren Niederschläge bis Ende Juli. Genaue Analysen hierzu liegen derzeit allerdings noch nicht vor.

#### 4. KLIMAFOLGEN FÜR DEN BODENSEE

Neben den eingangs genannten Studien, die den Klimawandel in der Retrospektive konstatieren oder anhand von Szenarien für die Zukunft modellieren, werden in zunehmendem Maße Berichte veröffentlicht, die die ökologischen, ökonomischen und sozialen Folgen des Klimawandels in diesem Jahrhundert betrachten (z. B. STERN 2006). Für den südwestdeutschen Raum wurde im Juli 2005 das Verbundprojekt ›Klimawandel, Auswirkungen, Risiken, Anpassung‹ (KLARA) abgeschlossen (STOCK 2005). In dem Bericht werden die Risiken des Klimawandels und die Verwundbarkeit Baden-Württembergs für eine Reihe von Sektoren dargestellt. Eine vergleichbare Studie für die Schweiz wurde im März 2007 vorgestellt (OcCC 2007). Die KLARA-Studie enthält Beiträge zu den Themen Gesundheitsgefahren, Landwirtschaft, Obst- und Weinbau, Forstwirtschaft, Tourismus, Naturschutz (Brutvogelarten) sowie Schifffahrt und Energieerzeugung am Beispiel des Neckars. Im Rahmen dieser Darstellungen ist auch das Bodensee-Einzugsgebiet mit erfasst. Eine spezielle Auswertung der Folgewirkungen für das hydrologische System des

Bodensees fehlt allerdings. Auch die OcCC-Klimafolgenstudie widmet sich vielen Teilaspekten, u. a. den Folgen für Landökosysteme und die Wasserwirtschaft, wobei auch die Veränderungen in natürlichen Gewässern betrachtet werden.

Im folgenden werden Ergebnisse eigener Arbeiten zusammengestellt, die detailliert zeigen, wie sich die bisherigen Wasserstandstrends und hydrologischen Extremereignisse auf die pelagialen und litoralen Ökosysteme und einige menschliche Nutzungen des Bodensees ausgewirkt haben und welche Entwicklungen sich in den nächsten Jahrzehnten ergeben könnten.

#### 4.1 FREIWASSER UND PLANKTON

Aufgrund der unterschiedlichen Tiefe von Obersee und Untersee und der damit verbundenen ökologischen Charakteristiken unterscheiden sich die Auswirkungen der Klimaerwärmung in beiden Seeteilen. Die große Wassermasse des Obersees erfordert mehr thermische Energie als die des flachen Untersees, um sich um den gleichen Temperaturbetrag zu erwärmen. Das hat zur Folge, dass extreme Hitzeereignisse während des Sommers im Untersee folgenreicher sind als im Obersee.

Die Tiefe des Obersees führt neben der geringeren Erwärmung im Sommer auch dazu, dass sich dieser Seeteil während des Winters weniger schnell abkühlt als der Untersee. Diese Abkühlung auf homeotherme Verhältnisse ist notwendig, damit es zu einer kompletten Durchmischung des Wasserkörpers kommt, die wiederum Sauerstoff und Nährstoffe gleichmäßig über die Wassersäule verteilt. Die Wintertemperaturen sind – neben den Windverhältnissen – der wichtigste Faktor, der bestimmt, ob und wann es während eines Winters zu einer Temperaturgleichverteilung und damit zu einer möglichen Vollzirkulation kommt. Die Datenreihen der Sauerstoff- und Nährstoffkonzentrationen zeigen, dass es während der letzten Jahrzehnte in milden Wintern nicht immer zu einer Vollzirkulation kam (ROSSKNECHT 1998, STRAILE et al. 2003). Dadurch wurde auch weniger Sauerstoff in den Tiefenbereich des Sees hinuntergemischt und weniger Phosphor und Silikat aus dem Hypolimnion in das Epilimnion hochgemischt (STRAILE et al. 2003). Dies hat Konsequenzen zum einen für das Wachstum des Phytoplanktons, zum anderen für das Ausmaß der Sauerstoffzehrung über dem Gewässergrund im darauf folgenden Frühjahr und Sommer. Mit zunehmender Klimaerwärmung könnte deshalb eine vollständige Durchmischung des Obersees weniger häufig zustande kommen als sie bisher beobachtet wurde. Im Untersee sorgt dagegen die geringere Tiefe dafür, dass es dort während des Winters auch bei einer weiteren Wassererwärmung mit hoher Wahrscheinlichkeit eine komplette Mischung geben wird.

In beiden Seeteilen werden vor allem während des Frühjahrs höhere Temperaturen zu erhöhten Wachstumsraten der meisten wechselwarmen Organismen führen. So wird z. B. das Wachstum der Felchenlarven während des Frühjahrs stark von den jeweiligen Wassertemperaturen beeinflusst (ECKMANN & REY 1987). Eine raschere Erwärmung während des Frühjahrs sollte demnach zu schnellerem Wachstum der Felchen führen.

Ebenso konnte gezeigt werden, dass die Geschwindigkeit des Populationswachstums von Wasserflöhen der Gattung *Daphnia* im Bodensee stark von der jeweiligen Erwärmung des Sees im Frühjahr abhängt (STRAILE 2000); (Abbildung 14). Da *Daphnia* als wichtiger Filtrierer von Algen und als wichtige Nahrung für Fische eine Schlüsselrolle im Nahrungsnetz des Sees einnimmt, hat dies weiterführende Konsequenzen. So führt schnelleres Populationswachstum von *Daphnia* zu einem früheren Eintreten der Klarwasserphase, einer kurzen Periode im Frühsommer, in der die Zooplankton-Populationsdichte so hoch ist, dass nahezu alle Algen abfiltriert werden. Im Mittel hat sich in zentraleuropäischen Seen der Zeitpunkt der Klarwasserphase um ca. 2 Wochen nach vorne verschoben (STRAILE 2002). Diese Verschiebung entspricht größenordnungsmäßig in etwa der Verschiebung von phänologischen Phasen der Blütenpflanzen (WALTHER et al. 2002). Eine schnellere Erwärmung des Sees während des Frühjahrs wird sich somit direkt oder indirekt auf viele Arten auswirken. Die große Unbekannte dabei ist, ob und wie stark sich die Reaktion der einzelnen Arten in ihrem temperaturabhängigen Wachstum unterscheiden. Bei geringen Unterschieden kann man davon ausgehen, dass sich die Ereignisse und Interaktionen innerhalb des Nahrungsnetzes insgesamt in Richtung Jahresbeginn verschieben werden, ohne dass einzelne Arten von diesem zeitlichen Versatz in irgendeiner Weise bevorzugt oder benachteiligt sein werden. Wenn die Temperaturabhängigkeit der einzelnen Arten jedoch stark verschieden ist, könnte es vorkommen, dass bislang bestehende Nahrungsnetzbeziehungen gestört werden. Dies würde dann dazu führen, dass sich das Nahrungsnetz des Sees mit einer Klimaerwärmung verändert. Dieser Fragestellung wird derzeit im Rahmen eines Schwerpunktprogramms der Deutschen Forschungsgemeinschaft nachgegangen<sup>5</sup>.

#### 4.2 NEOZOEN

Ein Beispiel für komplexe Interaktionen, an denen der Klimawandel ebenfalls indirekt beteiligt ist, ist die Etablierung sog. »expansiver« Arten<sup>6</sup> und Neozoen<sup>7</sup> im Bodensee. Die Globalisierung des Warenaustauschs, die Erweiterung des Binnenschiffahrtsnetzes nach Osteuropa, die zunehmende Mobilität im Reiseverkehr und das wachsende Angebot an »exotischen« Aquarientieren haben auch im Rhein-Einzugsgebiet zu einer beschleunigten Einschleppung und Verbreitung von Neozoen geführt. Für den Bodensee sind bisher rund 25 pelagische oder litorale Neozoen-Arten bekannt, die sich hier ansiedeln,

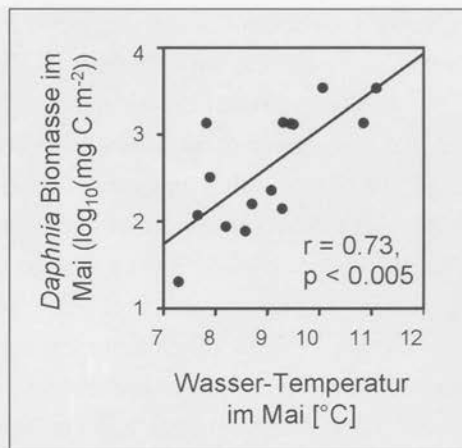


Abb. 14: Zusammenhang zwischen der *Daphnia*-Biomasse im Mai und den Mai-Wassertemperaturen eines jeweiligen Jahres im Bodensee-Obersee (Überlinger See) (nach STRAILE 2000)



reproduzieren und ausbreiten konnten (REY et al. 2005a). Vor allem vom Hochrhein her breiten sich weitere Arten in Richtung Bodensee aus (REY et al. 2005b).

Großes Aufsehen hat vor allem die Dreikant- oder Zebramuschel (*Dreissena polymorpha*) hervorgerufen, die bereits Mitte der 1960er Jahre eingeschleppt wurde und sich innerhalb weniger Jahre im ganzen Bodensee massenhaft vermehrt hat. Die Art dominiert seither die Hartbodenfauna und ist möglicherweise für den Rückgang der Großmuscheln verantwortlich (BAUER & NEGELER 2000). Auf der anderen Seite hat *Dreissena* für einige Wasservogel-Arten neue Nahrungsquellen erschlossen (WERNER 2004). Auch die erst vor wenigen Jahren eingeschleppten Arten Höckerflohkrebs (*Dikerogammarus villosus*), Körbchenmuschel (*Corbicula fluminea*) und Schwebgarnele (*Limnomysis benedini*) zeigen Massenvermehrungen und eine rasante Ausbreitungstendenz entlang des Sees (REY et al. 2005a); (Abbildung 15). Derzeit beschäftigt sich das Forschungsprojekt ANEBO<sup>8</sup> (Aquatische Neozoen am Bodensee), das vom INTERREG IIIA Programm gefördert wird, unter invasionsbiologischen Gesichtspunkten mit dem Thema der Neozoenausbreitung. Dabei zeichnet sich bereits jetzt ab, dass sich die Benthos-Biozöosen des Sees mit der raschen Ausbreitung dieser neuen Arten entscheidend verändern.

Noch stammen alle aquatischen Neozoen, die sich in mitteleuropäischen Binnengewässern erfolgreich vermehren können, aus Gebieten der gemäßigten Klimazonen. Großkrebse, Amphibien, Fische und Reptilien, die aus wärmeren Klimaten in den Rhein und den Bodensee eingeschleppt wurden (z. B. Schnappschildkröten der Gattung *Chelydra*, tropische Landkrabben, verschiedene subtropische und tropische Fischarten) konnten sich bislang noch nicht über ihre eigene Lebensdauer hinaus etablieren. Als begrenzender Faktor könnten zu niedrige Temperaturen während der Fortpflanzungsperiode wirksam werden. Ausnahmen bilden abgegrenzte »pseudotropische« Habitats im Bereich von Wärmeeinleitungen (z. B. Kühlwasser-Rückleitungen der AKWs Phillipsburg und Neckarwestheim; GRABOW, mündl. Mitt.), die gewissermaßen das neozoische Etablierungspotenzial unter dem Einfluss der Klimaerwärmung aufzeigen. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich Wärme liebende Neozoen auch im Bodensee vermehren können, steigt mit jedem Zehntel Grad Erwärmung der Wassertemperatur an. Zugleich vergrößert sich auch das potenzielle Herkunftsgebiet, aus dem ausbreitungsfähige Neozoen eingeschleppt werden können (Abbildung 16).

Die ökologischen Folgen einer vergrößerten Ausbreitungschance aquatischer Neozoen sind bisher nicht einmal tendenziell abschätzbar. Sie hängen davon ab, welche neuen Tierarten sich bei uns etablieren und wie sie sich mit den bisherigen Biozöosen arrangieren können. So ist es möglich, dass es im Bodensee auch künftig »nur« zu schrittweisen Veränderungen und Eingliederungsprozessen kommt; es kann jedoch auch sein, dass sich in ihrem Herkunftsland unauffällige Arten bei uns als biologische Invasoren erweisen, welche die angestammten Lebensgemeinschaften schädigen, weil bei uns spezifische Regulatoren (z. B. Fressfeinde, Konkurrenten oder Parasiten) fehlen.



**Zebrauschel** *Dreissena polymorpha*,  
Besiedlungsdichte im Bodensee: bis > 30 000 Tiere/m<sup>2</sup>.  
Herkunft: Schwarzmeerraum



**Höckerflohkrebs** *Dikerogammarus villosus*,  
Besiedlungsdichte im Bodensee: bis > 2 000 Tiere/m<sup>2</sup>.  
Herkunft: Schwarzmeerraum



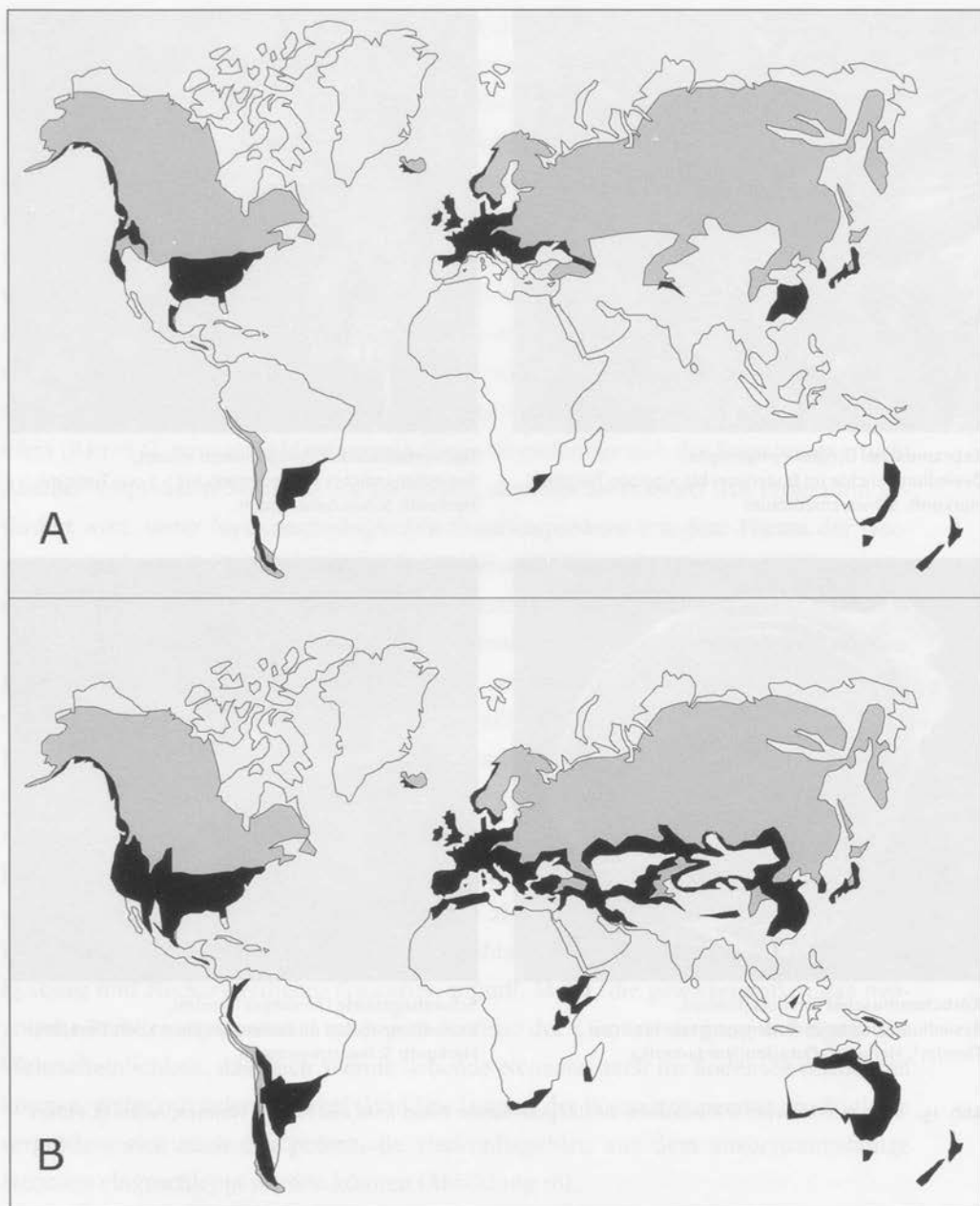
**Körbchenmuschel** *Corbicula fluminea*,  
Besiedlungsdichte im Bodensee: 3 000 bis 8 000  
Tiere/m<sup>2</sup>. Herkunft: Ostasien/Nordamerika



**Schwebegarnele** *Limnomysis benedeni*,  
Besiedlungsdichte im Bodensee: bis > 2 000 Tiere/m<sup>2</sup>.  
Herkunft: Schwarzmeerraum.

**Abb. 15:** Bodensee-Neozoen mit invasivem Siedlungsverhalten. Fotos: links und Mitte S. WERNER, rechts M. MÖRTL

Vor einem weiteren Risiko, welches den Menschen direkt betrifft, warnt das Umweltbundesamt in einer Studie unter dem Motto: «Klimaveränderung: Der Süden kommt zu uns ... auch seine Krankheiten?»<sup>9</sup>. Tatsache ist, dass sich durch eine Erhöhung der Durchschnittstemperaturen auch die Gefahr einer Ausbreitung »wasserbürtiger« Krankheiten und Wärme liebender Parasiten erhöht. Nach der UBA-Studie wurden in Deutschland Mückenarten nachgewiesen, die als Überträger tropischer Infektionskrankheiten in Frage kommen. Zu Ihnen gehören die Tigermücke als Überträgerin von West-Nil- und Dengue-Fieber und die Sandmücke als Überträgerin der Leishmaniose. Beide In-



**Abb. 16:** Hypothetische Herkunftsgebiete für Bodensee-Neozoen (schwarze Flächen):

A) unter heutigen klimatischen Bedingungen;

B) bei Wegfall der winterlichen Temperaturschranke (Wassertemperatur dauerhaft  $> 3^{\circ}\text{C}$ ).

Ausgangspunkt: Klimazonen nach KÖPPEN. Nicht berücksichtigt wurde die mit einer Klimaveränderung einhergehende Verlagerung der gemäßigten Klimazonen in bisher angrenzende kältere Bereiche (graue Flächen).



sekten nähern sich zudem als »expansive Arten« vom Tessin und von Kärnten her unserer Region<sup>10</sup>.

### 4.3 UFERVEGETATION

Die langfristige Entwicklung der Ufervegetation ist offensichtlich weniger durch die Änderungen der Luft- und Wassertemperaturen betroffen als vielmehr durch extreme Wasserstände. Als ortsgebundene Organismen können die Pflanzenindividuen nicht mit dem wechselnden Wasserstand »mitwandern« oder ihm ausweichen. Sie haben nur die Möglichkeit, außergewöhnlichen Wasserständen aufgrund ihrer Überflutungs- oder Austrocknungstoleranz zu widerstehen, anderenfalls gehen sie zugrunde, wobei ihre räumliche Nische von anderen Arten eingenommen wird.

Eine Besonderheit stellen die fast vegetationsfreien Uferstreifen zwischen dem Röhrichtgürtel und den Unterwasserpflanzenrasen dar, die normalerweise in jedem Winter trocken fallen und ausfrieren. Bei extrem niedrigen Spätsommerwasserständen stehen hier konkurrenzfreie Standorte zur Verfügung, die durch Arten mit hohen Vermehrungsraten und angepassten Etablierungsstrategien besiedelt werden. Viele von ihnen verschwinden wieder, andere können sich längere Zeit am Standort behaupten und sich gegen Konkurrenten durchsetzen.

#### 4.3.1 Röhrichte

Weite Abschnitte der Flachufer des Bodensees sind mit aquatischen Röhrichten des Gem. Schilfs (*Phragmites australis*) bedeckt. Obschon die randständigen Halme in normalen Sommern eine Überstauung von bis zu zwei Metern überstehen, besitzt die Pflanze nur eine begrenzte Überflutungstoleranz (ARMSTRONG et al. 1994, BRÄNDLE 1990, 1996, BRÄNDLE & CRAWFORD 1987). Besonders empfindlich ist die Aufwuchsphase der Halme von Anfang Mai bis Ende Juni. In dieser Zeit ist aus physiologischen Gründen der Sauerstoffbedarf der Rhizome besonders groß. Er kann nur durch Einstrom von Luftsauerstoff gedeckt werden. Die schnell wachsenden Junghalme müssen nach einigen Tagen die Wasseroberfläche durchstoßen können, um die Sauerstoffversorgung sicher zu stellen. In Jahren mit normaler Wasserstandsentwicklung ist dies gewährleistet, nicht jedoch, wenn im Frühsommer der Wasserstand schneller steigt als die Halme wachsen können. In den Rhizomen setzt unter Sauerstoffmangel ein anaerober Stoffwechsel ein, die Halme stellen daraufhin ihr Wachstum ein, und große Teile des Rhizomkörpers werden dauerhaft geschädigt (BRÄNDLE 1983, 1985, KOPPITZ 2004, KOPPITZ et al. 2004, STUDER & BRÄNDLE 1984). Nach außen wird dieser Vorgang dadurch sichtbar, dass die junge Halmgeneration flächenhaft abstirbt und nur die trockenen vorjährigen Halme übrig bleiben. Da der Rhizomkörper infolgedessen abgestorben ist, können die Bestände im darauf folgenden Jahr nicht mehr austreiben. Die Bestände brauchen viele Jahre bis zu zwei oder drei Jahrzehnte, um ihre ursprüngliche Größe wiederzuerlangen. Die physiologischen und populationsbiologischen Mechanismen, die hierbei eine Rolle

spielen, sind recht gut bekannt, nicht zuletzt aufgrund von Untersuchungen, die am Bodensee durchgeführt wurden (OSTENDORP, 1990, 1991, SCHMIEDER et al. 2002, 2003, OSTENDORP et al. 2003, DIENST et al. 2004a, KOPPITZ et al. 2004). Hier kam es infolge der extremen Hochwasser im Juni/Juli 1965 und im Mai/Juni 1999 zu beträchtlichen Bestandseinbrüchen und in den Folgejahren zu einer langsamen Stabilisierung und Wiederausbreitung der Bestände, die im Nachgang zum Hochwasser von 1965 anhand von Luftbildserien rekonstruiert, und im Falle des Hochwassers von 1999 zusätzlich anhand von physiologischen und bestandsstrukturellen Untersuchungen begleitet werden konnten (Zusammenfassung in BÖCKER et al. 2004). Durch das 1965er Hochwasser starben am deutschen Untersee-Ufer etwa 51 ha aquatische Röhrichte ab, nach 1999 waren es 23,42 ha. Dagegen hatte das extreme Hochwasser von 1987 keine wahrnehmbaren Auswirkungen auf die Schilfbestände, da es erst Ende Juli bis Anfang August auflief, als die Halme bereits ausgewachsen waren. Das Ausmaß der Schädigung hing sowohl 1965 als auch 1999 von weiteren modifizierenden Faktoren ab, vor allem von der Tiefenlage des betreffenden Schilfbestandes unter dem Mittelwasserspiegel, aber auch von der Vorschädigung durch parasitierende Schilfkäfer-Larven (BÖCKER et al. 2004).

Ob und wie schnell sich hochwassergeschädigte Schilfbestände erholen können, hängt vom Schädigungsgrad, von der Wasserstandsentwicklung in den nachfolgenden Jahren sowie von zusätzlichen Schädigungsfaktoren ab. Nach 1965 waren dies weitere Frühsommerhochwasser in den Jahren 1966 bis 1968 sowie die mechanischen Belastungen durch Fadenalgenanschwemmungen als Ausdruck der seinerzeit hohen Nährstoffbelastung des Bodensees. Dem Schädigungsereignis von 1999 folgten ebenfalls zwei Hochwasserjahre, außerdem kam es Anfang Juli 2000 zu einem Hagelunwetter, das die Blätter der Schilfhalme zerstörte. Detaillierte Auswertungen von Luftbildern aus den Jahren 1961 bis 1998 zeigten, dass sich im westlichen Bodenseegebiet die Schilfbestände nur sehr langsam erholten (SCHMIEDER et al. 2003). Aufgrund der Wasserstandsschwankungen am Bodensee kommt es nur in Ausnahmefällen zur Rekrutierung durch Samen, vielmehr müssen sich zunächst die verbliebenen Bestände stabilisieren, dann erst kann eine vegetative Ausbreitung mit Hilfe von Kriechrhizomen erfolgen. Die Auswertung der Luftbildserie von 1998 ergab, dass lediglich in der Hälfte der untersuchten Uferabschnitte die annähernde Bestandsgröße von 1961 erreicht wurde.

Während sich der Absterbevorgang größtenteils innerhalb von wenigen Wochen vollzieht, benötigt die Wiederausbreitung mehrere Jahrzehnte (Abbildung 17). Die Dynamik der Uferschilfröhrichte am Bodensee wird also stark durch extreme Ereignisse gesteuert. Ob sich die Bestände langfristig seewärts ausbreiten können, was man aufgrund der signifikant sinkenden Sommerwasserspiegel des Bodensees erwarten könnte, oder tendenziell zurückgehen, dürfte von der Häufigkeit von Extremhochwassern abhängen. Hier legen die Klimaprognosen den Schluss nahe, dass sich die Häufigkeit von Starkregenereignissen und damit auch von Hochwasserabflüssen erhöhen wird. Man könnte die Häufung von sommerlichen »Jahrhunderthochwassern« 1965, 1987 und 1999



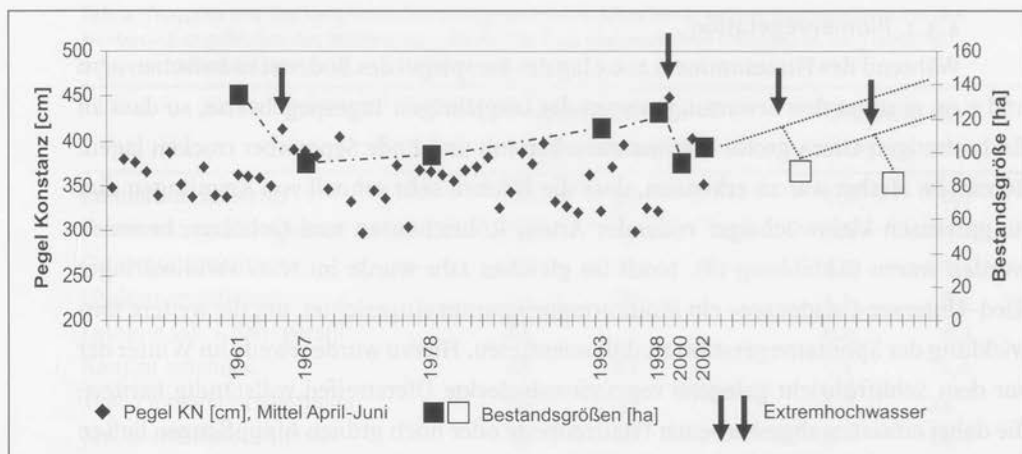


Abb. 17: Schema der zyklischen Entwicklung seewärtiger Schilf-Röhrichte in Abhängigkeit von extremen Hochwasser-Ereignissen; graue Quadrate bezeichnen die mögliche zukünftige Entwicklung (nach DIENST et al. 2004a).

als Indiz dafür nehmen. Andererseits sind Starkniederschläge eher lokale oder regionale Ereignisse, die nicht in jedem Fall das gesamte Einzugsgebiet des Bodensees betreffen müssen. Dennoch halten wir es für wahrscheinlich, dass die Schilffront in den nächsten Jahrzehnten immer wieder durch extreme Wasserstände beeinträchtigt werden wird, und die Röhrichte nicht mehr die Ausdehnung erreichen werden, die sie Anfang der 1960er Jahre hatten. Damit können insbesondere für die großen Naturschutzgebiete an den Flachufeln des Bodensees Konsequenzen verbunden sein:

- die nach dem Schilfrückgang frei liegenden Sedimente könnten, wie es bereits nach 1965 der Fall war (vgl. OSTENDORP 1992), mobilisiert werden, es käme lokal zu Ufererosion und an anderen Stellen zu einer Verschlämung;
- da die Schilffront weiter landeinwärts und höher liegt, die randlichen Bestände also zeitlich später und nur geringfügig überschwemmt werden, könnte deren Nutzbarkeit für laichende Fische und Jungfische sowie für brütende Wasservögel herabgesetzt sein;
- durch die periodische Schädigung der Schilfröhrichte wird deren Dominanz geschwächt, so dass sich auch andere Röhrichtarten, z. B. Seebinse (*Schoenoplectus lacustris*), Rohrkolben (*Typha latifolia*, *T. angustifolia*), und Rohrglanzgras (*Phalaris arundinacea*) etablieren können; daraus könnten bestimmte Schilf-Brutvögel einen Vorteil ziehen, die hinsichtlich ihrer Nahrungssuche positiv auf den »Randeffekt« von Vegetationsstrukturen reagieren, z. B. Drosselrohrsänger und Teichrohrsänger (vgl. OSTENDORP 1993).

#### 4.3.2 Pionierv egetation

Während des Hitzesommers 2003 lag der Seespiegel des Bodensees zwischen 0,70 und 0,95 m unter den Erwartungswerten der langjährigen Tagespegelwerte, so dass an flachscharigen Ufern große Flächen zwischen Juli und Ende September trocken lagen. Bereits im Herbst war zu erkennen, dass die Flächen sehr schnell von Keimlingen und Jungpflanzen kleinwüchsiger ruderaler Arten, Röhrichtarten und Gehölzen besiedelt worden waren (Abbildung 18). Noch im gleichen Jahr wurde im NSG »Wollmatinger Ried–Untersee–Gnadensee« ein Monitoringprogramm eingerichtet, um die weitere Entwicklung der Spontanvegetation zu dokumentieren. Hierzu wurde jeweils im Winter der vor dem Schilfröhricht gelegene vegetationsbedeckte Uferstreifen vollständig kartiert; die dabei erfassten abgestorbenen Pflanzenreste oder noch grünen Jungpflanzen ließen sich allgemein bis zur Art bestimmen. Die nachfolgenden Ergebnisse beziehen sich auf die Kartierung von 2003/04 (217 Vegetationsaufnahmen für die Vegetationsentwicklung in 2003) und 2004/05 (265 Vegetationsaufnahmen für 2004) (DIENST et al. 2006). Derzeit wird die dritte Kartierung von 2006/07 ausgewertet.

In 2003 wurden im Wollmatinger Ried rd. 0,229 km<sup>2</sup> Uferfläche neu besiedelt, wobei die Vegetationsdecke mit 27 % mittlere Deckung noch recht schütter war. Während



**Abb. 18:** Pionierv egetation im September 2003 vor der Insel Reichenau (im Vordergrund *Typha latifolia* und *Ranunculus sceleratus*, im Hintergrund ältere Schilfbestände)



**Tab. 4** Frequenz und Deckungsgrad der häufigsten Pionier-Arten sowie weitere Rahmendaten auf den Neubesiedlungsflächen des Wollmatinger Rieds (die Taxa sind nach ihrer Frequenz in 2003 sortiert), n. b. = nicht beobachtet

	Frequenz, %		Deckung, %	
	2003	2004	2003	2004
<i>Ranunculus sceleratus</i>	86	36	2,8	0,7
<i>Veronica anagallis-aquatica</i>	79	25	3,4	3,2
<i>Catabrosa aquatica</i>	77	53	2,3	1,4
<i>Phalaris arundinacea</i>	73	87	1,1	6,7
<i>Lythrum sal. + Epil. parvifl.</i>	68	1	0,9	0,1
<i>Rorippa amphibia</i>	66	63	1,2	1,6
<i>Typha latifolia+angustifolia</i>	65	47	5,2	24
<i>Juncus articulatus+alpinus</i>	43	46	5	19,3
Phragmites-Keimpflanzen	43	n. b.	0,5	n. b.
Salix-Jungpflanzen	41	34	0,7	0,9
<i>Eleocharis acicularis</i>	31	31	0,9	1
<i>Carex elata</i>	20	27	0,2	0,3

	2003	2004
Erfasste Fläche [ha]	22,9	14,5
Deckung der Vegetation [%]	27	61
Deckung der Vegetation [ha]	5,2	8,3
Anzahl Pflanzensippen	69	47

des Jahres 2004, in dem die Wasserstände im Frühjahr und Sommer im Mittel 22 cm höher lagen als 2003, verschwanden 37% der Flächen wieder, in Ufernähe konnte sich die Vegetation aber verdichten (0,146 km<sup>2</sup> bei 61% mittl. Deckung). In 2003 konnten auf diesen Flächen 69 Gefäßpflanzenarten gefunden werden, von denen 24 Arten im darauf folgenden Jahr wieder verschwanden, während weitere 11 Arten neu hinzu kamen. Die meisten Arten sind aus der Bodensee-Region bekannt, wurden aber noch nie in dieser Häufigkeit am Ufer beobachtet. Neu entdeckt wurde das Japanische Reisfeld-Schaumkraut (*Cardamine flexuosa* auct. non With.), das sich offenbar erst im Niedrigwasserjahr 2003 am Bodenseeufer ansiedeln konnte, und sich seither stark ausbreitet. Die meisten Arten, die sich im ersten Jahr ansiedeln konnten, waren einjährige oder krautige amphibische Arten, z. B. Gift-Hahnenfuß (*Ranunculus sceleratus*), Gauchheil-Ehrenpreis (*Veronica anagallis-aquatica*), Quellgras (*Catabrosa aquatica*), Wasser-Sumpfkresse (*Rorippa amphibia*), die unter normalen Wasserstandsbedingungen am Bodenseeufer nur vereinzelt auftreten. Sie nutzten die besonderen Bedingungen in 2003, um eine hohe Bestandsdichte aufzubauen, gingen aber bereits im nächsten Jahr stark zurück (Tabelle 4). Eine zweite Gruppe bestand aus klonal wachsenden Pflanzen, die an nährstoffarmen sandigen oder kiesigen Ufern zu finden sind, z. B. die Alpen-Binse (*Juncus alpinus*) und die Na-

delbinse (*Eleocharis acicularis*), die ihre Bestandsflächen von 2003 auf 2004 deutlich ausdehnen konnten. Eine dritte Gruppe umfasste terrestrische ruderale Arten, die normalerweise nicht an nassen Standorten vorkommen; diese Gruppe nahm von 2003 (33 Taxa mit insgesamt 3,9 % der vegetationsbedeckten Fläche) auf 2004 (13 Taxa, 0,5 % Fläche) deutlich ab.

Der niedrige Wasserstand in 2003 begünstigte auch die großwüchsigen Helophyten, die teils durch das vorangegangene Hochwasser von 1999 stark gelitten hatten (*Phragmites australis*) oder aus anderen Gründen vom Seeufer weitgehend verschwunden waren (*Schoenoplectus lacustris*, *Typha latifolia*, *T. angustifolia*). So wurden deutliche Erholungstendenzen der geschädigten Schilffront beobachtet. Das Schilf konnte sich teils durch Samen neu etablieren, teils drangen bis über 20 m lange Wandertriebe (»Leghalme«) in das Vorland hinein. Den größten Anteil hatte aber der langsame Vorschub der zwischenzeitlich stabilisierten Schilffront. Den größten Etablierungserfolg hatten zweifellos die beiden Rohrkolben-Arten *T. latifolia* und *T. angustifolia*, die im ersten Jahr nur 1,3 %, im zweiten Jahr aber bereits 38,5 % der gesamten Neubesiedlungsfläche einnahmen. Der Rohrkolben besiedelt dabei nicht nur die frei liegenden Sedimentflächen, sondern auch die Stoppelfelder der 1999 abgestorbenen Schilf-Röhrichte. Viele Rohrkolben-Pflanzen blühten bereits im zweiten Jahr und waren so in der Lage, den Samenvorrat im Sediment zu ergänzen und neue Bestände zu bilden.

Ungewöhnlich war auch, dass sich in 2003 Weiden-Keimlinge (meist *Salix alba* L.) seewärts vor(!) der Schilffront ansiedeln konnten, während sich üblicherweise Ufergehölze erst landwärts des Röhrichtgürtels entwickeln können. Die Weiden-Jungpflanzen litten in den ersten beiden Jahren unter starker Beweidung durch Rehe an bestimmten Uferabschnitten (z. B. Stockacher Aach-Mündung). Im Schutz von Rohrkolben-Beständen entwickelten sie sich aber inzwischen zu etwa 2 bis 3 m hohen Bäumchen, die in dieser Größe normale Sommerwasserstände überstehen können. Auf diese Weise könnten sich die überalterten Uferweiden-Gehölze des Bodenseeuferes verjüngen, ein natürlicher Prozess, der in den letzten Jahrzehnten am Bodenseeufer immer seltener beobachtet wurde.

Die Entwicklung der Pioniervegetation nach 2003 scheint in starkem Maße ereignisgesteuert zu sein, wobei ein singuläres Niedrigwasser eine bisher nicht beobachtete Vegetationsentwicklung in Gang setzen kann, die auch nicht mehr durch die üblichen Sommerhochwasser zurückgeworfen wird. Unter einem konstanten hydrologischen Regime dürften die meisten Arten, auch die beiden Rohrkolben-Arten, dem Konkurrenzdruck des Schilfs unterliegen, und weitgehend aus der Ufervegetation verschwinden. Ihre Existenz ist an mehr oder minder regelmäßige Störungen und hydrologische Extremereignisse gebunden, die vermutlich in der Klimaentwicklung dieses Jahrhunderts zunehmen. Zusammen mit dem langfristigen Trend zu niedrigeren Sommerwasserständen dürften konkurrenzschwächere amphibische Pflanzen zukünftig bessere, wenn auch nur vorübergehende Etablierungschancen haben als bisher.

#### 4.4.3 Strandrasen

Strandrasen sind typisch für grobkiesige Substrate am Bodenseeufer. Sie sind gekennzeichnet durch Strand-Schmiele (*Deschampsia littoralis*), Bodensee-Vergissmeinnicht (*Myosotis rehsteineri*), Ufer-Hahnenfuß (*Ranunculus reptans*) und Strandling (*Littorella uniflora*), die zusammen die Strandschmielen-Gesellschaft bilden (*Deschampsietum rhena-nae*). Die Verbreitung von Strand-Schmiele und Bodensee-Vergissmeinnicht war schon immer auf große voralpine Seen beschränkt. Heute haben sie ihren Verbreitungsschwerpunkt am Bodensee, da die Vorkommen beider Arten andernorts, wie beispielsweise am Genfer See, schon seit Beginn des 20. Jahrhunderts erloschen sind. Strandrasen befinden sich meist an wind- und wellenexponierten Ufern und werden regelmäßig im Sommerhalbjahr überschwemmt (meist ab 320 bis 400 cm Pegel Konstanz). Aufgrund der von Jahr zu Jahr stark variierenden Wasserstandsverhältnisse (vgl. Kap. 3.6), werden höher gelegene Bestände in Niedrigwasserjahren wie 2003 überhaupt nicht überschwemmt. In anderen Jahren (z. B. 1999, 2002) stehen sie stattdessen bis über sechs Monate unter Wasser.

Die Strandrasen-Arten weisen eine Reihe von Anpassungen auf, die es ihnen ermöglichen, dauerhaft solche Standorte zu besiedeln, an denen höherwüchsige Konkurrenzarten in der Regel nicht vorkommen. Die meisten Arten können unter Wasser Photosynthese betreiben und weisen auch morphologische Anpassungen an die Überschwemmung auf (z. B. HOSTRUP & WIEGLEB 1991, PRATI & PEINTINGER 2000, LENSSEN et al. 2004). Der niedrige Wuchs verringert die mechanische Belastungen durch Wellenschlag und Tritt. Eine jahreszeitlich frühe Blüte ermöglicht in günstigen Jahren eine Samenbildung vor der sommerlichen Überschwemmung. Tritt das Hochwasser sehr früh im Jahr ein, vermehren sich alle typischen Strandrasen-Arten vegetativ durch oberirdische Ausläufer. Lediglich die Strand-Schmiele besitzt eine Sonderform der vegetativen Vermehrung, die sog. Pseudoviviparie. Anstelle von Samen bilden sich aus den Achseln der Blütenstände junge Pflänzchen, die sich von der Rispe lösen und dann am Boden wurzeln.

Nachdem die Bestände der Strandrasen vor allem durch Treibgut und dichtes Algenwachstum als Folge der Eutrophierung stark zurückgegangen waren, ist seit Mitte der 1980er Jahre wieder eine eindeutige Zunahme zu erkennen (DIENST et al. 2004b). Besonders in den Niedrigwasserjahren konnten sich die Strandrasen-Arten deutlich ausbreiten und es kam zu einer seewärtigen Verlagerung der Strandrasen (PEINTINGER et al. 1997, DIENST & STRANG 1999, STRANG & DIENST 2004, PEINTINGER et al. i. Dr.). Nach Hochwasserjahren gingen die Bestände teilweise aber wieder zurück. Entscheidend für die Vegetationsdynamik ist nicht der absolute oder durchschnittliche Wasserstand, sondern die Dauer der Überschwemmung. Besonders eindrucksvoll lässt sich ein Zusammenhang von Populationsdynamik und Wasserstandsverhältnissen am Beispiel des Bodensee-Vergissmeinnichts zeigen (vgl. auch VAN BRACKEL 2001, GRABHER et al. 2006, PEINTINGER i. Dr.). Am längsten (seit 1983) wird die Populationsdynamik entlang eines 2 m breiten und 30 m langen Transssekts bei Hegne untersucht (Abbildung 19). Die



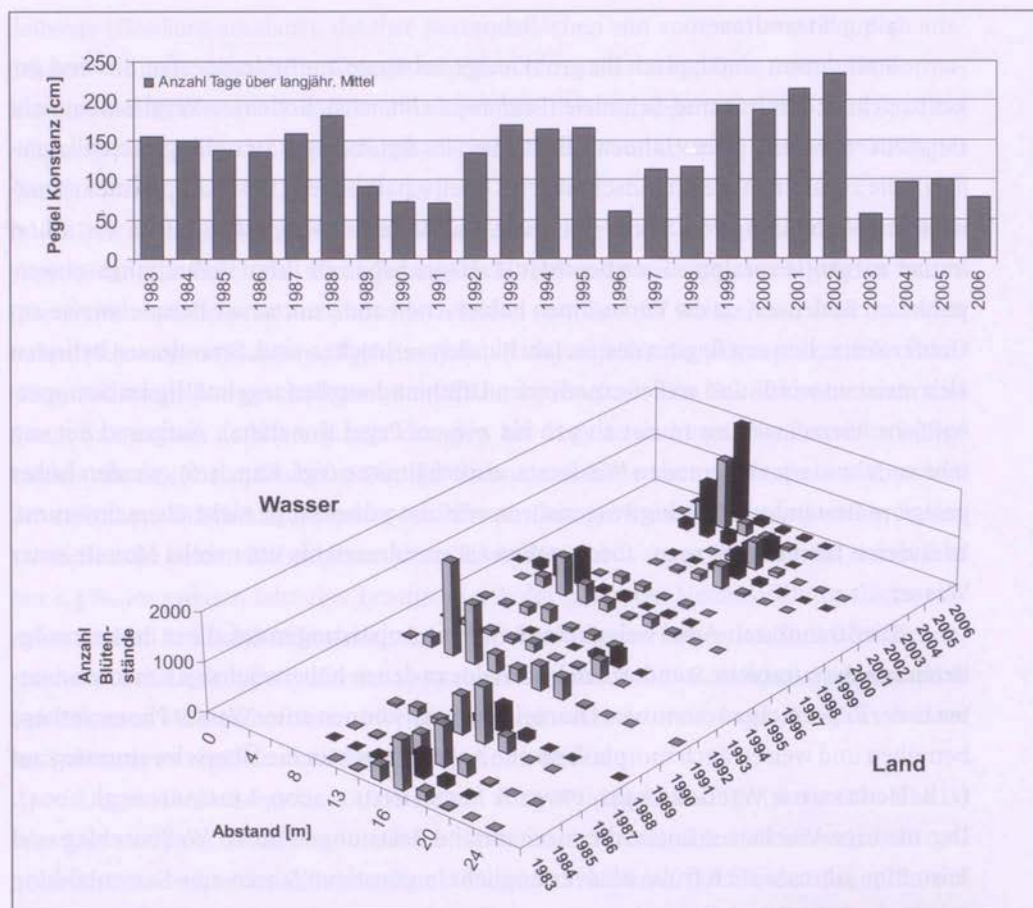


Abb. 19: Oben: Anzahl der Tage über 340 cm am Pegel Konstanz im Zeitraum 1983–2006. Unten: Raum-zeitliche Entwicklung der Bestände von *Myosotis rehsteineri* im Dauer-Transect »Hegne-Klosterbadeplatz« im Zeitraum 1983–2006. Für die Jahre 1986, 1989, 1990, 1992, 1996 und 2000 liegen keine Daten vor.

Population verlagert sich nach einem oder mehreren extremen Niedrigwasserjahren in Richtung See, nach einem Hochwasserjahr aber wieder landeinwärts.

Nach langen Überschwemmungen unterscheidet sich die Dynamik der einzelnen Strandrasen-Arten stark. Während das Bodensee-Vergissmeinnicht deutlich zurückgeht, ist dies bei den physiologisch wie morphologisch besser an die Überschwemmung angepassten Arten Strandling und Ufer-Hahnenfuß nicht der Fall (PEINTINGER et al. i. Dr.). Die horstbildende Strand-Schmiele ist nicht so stark an die Wasserstandsextreme der letzten Jahre angepasst wie die anderen Strandrasen-Arten. Wahrscheinlich ist deswegen bei dieser Art zeit- und gebietsweise ein Rückgang zu verzeichnen (STRANG & DIENST 2004).

Die kleinwüchsigen Strandrasen-Arten sind äußerst konkurrenzschwach und gehen zurück, wenn grasartige Pflanzen wie Straußgras (*Agrostis stolonifera*), Rohr-Glanzgras (*Phalaris arundinacea*) und Schlank-Segge (*Carex acuta*) stark im Bestand zunehmen,

was besonders nach Niedrigwasserjahren erfolgt (DIENST & STRANG 1999, PEINTINGER et al. i. Dr.). Letztere Art war von Strandrasen-Standorten bis in die 1960er Jahre nicht bekannt (LANG 1967) und nahm vor allem zwischen 1988 und 1991 zu. Es ist derzeit noch offen, ob diese Einwanderung aufgrund des Nährstoffeintrags durch die Eutrophierung oder auf Grund der Niedrigwasserstände infolge der Klimaveränderung erfolgte, oder ob es sich um die Invasion eines neuen, gut angepassten Genotyps handelt.

Die zukünftige Änderung der Wasserstandsdynamik des Bodensees, wie sie im Zuge einer Klimaveränderung zu erwarten ist, kann langfristig die Strandschmielen-Gesellschaft im Wesentlichen auf folgende Weise gefährden: (1) Durch geringere jährliche Wasserstandsamplituden würde das Strandrasen-Band am Bodensee schmaler und anfälliger gegenüber Störungen werden, (2) eine früher eintretende Hochwasserphase infolge milderer Winter könnte besonders die generative Verbreitung der typischen Strandrasen-Arten einschränken und die ohnehin schon kleinen Bestände weiter gefährden und (3) eine geringere Frequenz von Überschwemmungen würde zu einer Zunahme von häufigen und konkurrenzstarken grasartigen Arten führen.



Abb. 20: Freierodierte Eichenpfähle in der Seeufersiedlung Sipplingen/ Bodensee. Foto: LAD/ Ref. 115, M. Kinsky

#### 4.4 BODENDENKMALE

In den Sedimenten der Uferzone liegen zahlreiche archäologische Kulturdenkmale eingebettet, beispielsweise Relikte der historischen Fischerei, Fischreiser und Fachen (LÖFFLER & MAINBERGER 2003), der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Schifffahrt (HAKELBERG 2003, MAINBERGER et al. 1995, MAINBERGER & SCHNYDER 2006), vor allem aber die Kulturschichten der steinzeitlichen und bronzzeitlichen Ufersiedlungen, sog. »Pfahlbauten«. Unter Sauerstoffabschluss haben sich hier auch organische Reste hervorragend erhalten, so dass gerade die rund 100 prähistorischen Fundplätze am Bodenseeufer eine außerordentliche Bedeutung für die archäologische Forschung in Eu-



ropa besitzen (SCHLICHTHERLE 1989, PLANCK 1990, SCHLICHTHERLE 1997, BREM & SCHLICHTHERLE 2001, SCHLICHTHERLE 2004). Es ist deshalb geplant, die Pfahlbausiedlungen im Rahmen einer internationalen Initiative auf die Tentativliste des UNESCO-Welterbeprogramms zu setzen (HAFNER 2006). In Museen und Ausstellungen populärwissenschaftlich aufgearbeitet, ziehen die »Pfahlbauten« des Bodensees alljährlich hunderttausende von Besuchern an und besitzen daher eine erhebliche Bedeutung für die Tourismus-Destination Bodensee.

In Baden-Württemberg werden diese Unterwasserkulturgüter seit 1979 intensiv erforscht. Seit Beginn der Beobachtungen haben sich die Erhaltungschancen fortlaufend verschlechtert (BÜRGI & SCHLICHTHERLE 1986, KÖNIGER 2006, SCHLICHTHERLE & MAINBERGER 2006). In der Vergangenheit wurden dafür vor allem der Rückgang des Schilfgürtels, die Zunahme der Schifffahrt, verbaute Ufer und Hafenausbaggerungen verantwortlich gemacht. In jüngerer Zeit dürfen die Auswirkungen extremer Witterungs- und Wasserstandsereignisse nicht übersehen werden. Dabei spielen zwei Schädigungsfaktoren eine wichtige Rolle: der flächenhafte Sedimentabtrag von der Uferplattform und die Frostsprengung insbesondere der hölzernen Baureste. Die Ursachen und Hintergründe dieser eher langfristig wirksamen Faktoren sind noch nicht im Einzelnen bekannt, jedoch kann man von dem folgenden Wirkungsmodell ausgehen:

Durch die sinkenden Sommerwasserspiegel wird die Wellenbasis tiefer gelegt. Unter der Wellenbasis versteht man die gedachte Linie entlang der Tiefenlinie des Ufers, bei der die Orbitalbewegungen der Wasserteilchen in einer Tiefwasserwelle den Gewässergrund berühren, und dabei Material am Gewässergrund umlagern (Sohltransport) oder suspendieren und forttragen können (Suspensionstransport). Dabei erleidet die Tiefwasserwelle einen Energieverlust, die an einer charakteristischen Veränderung der Fortpflanzungsrichtung (Refraktion) und der Wellenhöhen bzw. der Wellenlängen (Shoaling) sichtbar wird, d. h. aus der Tiefwasserwelle wird eine Flachwasserwelle, die schließlich in der Brecherzone zum Sturzbrecher oder Schwallbrecher wird (vgl. CARTER 1988, OSTENDORP 2004). Die Tiefenlage der Wellenbasis hängt v. a. von der Wellenhöhe ab, die wiederum als Maß für die Wellenenergie angesehen werden kann – je größer die Welle, in desto größerer Tiefe kommt die Wellenbasis zu liegen. Unter langfristig gleich bleibendem Wellenklima bilden sich dynamische Gleichgewichtsbedingungen von Sediment-Korngröße und Hangneigung aus, so dass die Netto-Feststoffbilanz innerhalb einer Küstenzelle, d. h. eines Uferabschnittes mit gleichartigen Feststofftransportbedingungen, gegen Null tendiert. Es kommt im Idealfall weder zu einer Veränderung der Uferlinie und der Geländeneigung in der Flachwasserzone noch zu einer dauerhaften Erosion oder Akkumulation von Sedimenten. Bei sinkendem Wasserstand wird die Wellenbasis seewärts verlagert. Sie gerät damit in einen Bereich feinerer Sedimente, die infolgedessen von den Wellen langfristig erodiert werden.

Über große Zeiträume in der holozänen Geschichte des Bodensees waren offenbar mehr oder weniger konstante Bedingungen vorherrschend, anders hätten die Kultur-

schicht- und Pfahlreste vieler stein- und bronzezeitlichen Siedlungen nicht über vier bis sechs Jahrtausende erhalten bleiben können. Andererseits zeigen die archäologischen Grabungsergebnisse, dass auch in der Vergangenheit Aktivitätsphasen auftraten, die die Kulturschichten mit jüngeren Sedimenten überdeckt oder erodiert haben. So war auch die Entdeckungsgeschichte der »Pfahlbauten« seit der Mitte des 19. Jahrhundert am Bodensee und an vielen anderen Seen des Alpenraums an natürliche Erosionsvorgänge oder künstliche Seespiegelsenkungen gebunden.

Durch den Abtrag der schützenden Sedimentschichten treten die Kulturschichten oder Pfahlreste zutage, werden mikrobiell zersetzt oder durch Wellengang und Abrieb mit Sedimentpartikeln mechanisch zerstört (Abbildung 20). Bei winterlich niedrigem Wasserstand am Bodensee kommt es zusätzlich zum Ausfrieren der wassergesättigten Keramik und Bauhölzer, die daraufhin in ihre Bestandteile zerfallen (Frostsprengung, Abbildung 21).

Viele taucharchäologische Einzelbeobachtungen deuten daraufhin, dass sich diese Prozesse in den letzten Jahrzehnten verstärkt haben. Die Zerstörungen waren im Winter 2005/2006, der durch einen extremen Niedrigwasserstand und durch eine außerordentlich lange Frostperiode gekennzeichnet war, erheblich größer als in vorangegangenen Jahren, und erreichten vor allem bislang unbeeinträchtigte Bereiche der Flachwasserzone. Umfangreiche prähistorische Pfahlfelder mit tausenden von Hölzern kamen z. B. in der Bucht von Maurach am Überlingersee und in mehreren Siedlungsarealen bei Allensbach am Untersee in den Frostbereich. Reste eines Schiffswracks im Westen der Insel Reichenau wurden offenbar durch Eisschub aus dem Sediment gerissen und landwärts verdriftet.

Die Klima- und Wasserstandsprognosen bis zur Mitte dieses Jahrhunderts, z. B. weiter sinkende Sommerwasserspiegel, Zunahme der Starkwindhäufigkeit, Zunahme extremer Witterungs- und Wasserstandsereignisse, legen den Schluss nahe, dass die bereits heute sichtbaren Verluste an Bodendenkmalsubstanz an Umfang zunehmen werden. Bislang fehlen Kenntnisse über die Feststoffdynamik in der Flachwasserzone des Bodensees ebenso wie Methoden zum gezielten und kosteneffizienten Schutz und zur dauerhaften und umweltverträglichen Erhaltung der teils großflächigen Kulturschichten und Pfahlfelder. Dennoch haben das Landesamt für Denkmalpflege und das Amt für Archäologie des Kantons Thurgau seit 1980 versuchsweise einige punktuelle Erosionsschutzmaßnahmen durchgeführt (BÜRGI & SCHLICHTERLE 1986, SCHLICHTERLE 1996, 2001, SCHLICHTERLE & MÜLLER 1998, KÖNINGER & SCHLICHTERLE 2000, BREM et al. 2001, FISCHER et al. 2004, BREM 2006, KÖNINGER & SCHLICHTERLE 2006). Die größeren dieser Maßnahmen bestehen aus einer Abdeckung mit Geotextilien, die mit einer gleichmäßig aufgetragenen Kiesschicht beschwert wird. Der langfristige Erfolg dieser Pilotprojekte steht noch nicht fest.

Insgesamt stellt der Klimawandel die Feuchtbodenarchäologie am Bodensee vor neue Herausforderungen. Seit 2005 diskutiert eine Gruppe von Wissenschaftlern des ba-



Abb. 21: Durch Frosthebung an die Oberfläche gebrachtes Pfahlfeld in Maurach-Ziegelhütte, Winter 2005/2006 (Foto: J. Köninger)

den-württembergischen Landesamtes für Denkmalpflege, des Amtes für Archäologie des Kantons Thurgau, des Instituts für Seenforschung der LUBW und des Limnologischen Instituts der Universität Konstanz über Möglichkeiten, ein Monitoringprogramm zur Überprüfung des Zustandes und der Gefährdung der Bodendenkmäler zu etablieren, zu einem besseren Verständnis der Wechselwirkungen von Wellen, Sedimenttransport und Wasserstandsänderungen zu kommen, um daraus optimierte Verfahren für den Schutz und die dauerhafte Erhaltung der Bodendenkmäler zu entwickeln.

## 5 ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK

Die Auswirkungen des globalen Klimawandels sind auch am Bodensee in aller Deutlichkeit festzustellen: Der Oberflächenwasserkörper erwärmt sich mit steigender Lufttemperatur, die sommerliche Wasserführung des Alpenrheins und die Wasserstände des Sees nehmen mit sinkenden Gebietsniederschlägen ab. Das signifikante Trendverhalten beider Indikatoren dürfte sich angesichts der stabilen Klimaprognosen auch in den nächsten Jahrzehnten fortsetzen, so dass ein Ausblick auf die künftige Entwicklung möglich ist.



Die pelagialen und litoralen Ökosysteme des Bodensees können durch die Temperaturänderungen im Wasserkörper sowie durch die Wasserstandsänderungen im See beeinflusst werden. Nach gegenwärtigem Kenntnisstand werden die einzelnen Ökosystemkomponenten auf durchaus unterschiedliche Weise berührt. Während sich die Temperaturänderungen vorwiegend auf den pelagialen Lebensraum und die ständig überschwemmten Uferbereiche auswirken, ist der Wasserwechselbereich der Uferzone stärker den hydrologischen Trends unterworfen (Abbildung 22).

Temperaturerhöhungen im Oberflächenwasserkörper haben zunächst Auswirkungen auf die Löslichkeit von Gasen, z. B. Sauerstoff, die sich mit zunehmender Temperatur verringert, und auf den Stoffumsatz von Mikroorganismen, Zooplankton, Zoobenthos und Fischen, der sich im Allgemeinen mit zunehmender Temperatur erhöht, wobei gleichzeitig der Sauerstoffbedarf zunimmt. Auch wenn die Tiere vor allem im tiefen Obersee in untere, kühlere Wasserschichten ausweichen können, sind komplexe Änderungen im biozönotischen Gefüge und im Nahrungsnetz möglich, z. B. Verschiebungen in den Konkurrenzbeziehungen und Räuber-Beute-Beziehungen, eine veränderte physiologische Empfindlichkeit gegenüber Pathogenen (z. B. Parasiten), veränderte Fertilität und/oder Mortalität in besonders empfindlichen Lebensstadien (z. B. Fortpflanzungsperiode, sessile Larvenstadien u. ä.). Die bisherigen Nachweise solcher Effekte beschränken sich auf die Beziehungen zwischen Phytoplankton und Zooplankton im Obersee (Kap. 4.1) sowie auf kursorische Beobachtungen an der Fischfauna. So steht das Äschen-Sterben im Hochrhein bei Diessenhofen vom Sommer 2003 in direktem Zusammenhang mit den Wassertemperaturen und dem niedrigen Sauerstoffgehalt (I. KRAMER, mdl. Mitt.). Im

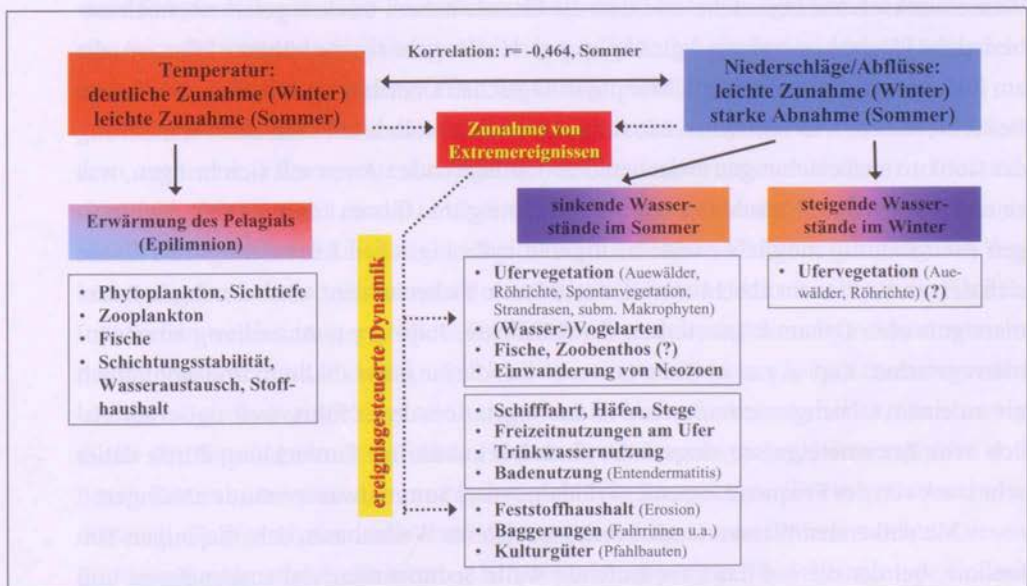


Abb. 22: Klimawandel und seine möglichen Auswirkungen auf die Biozöosen des Bodensees

See selbst wurde 2003 ein ausgedehntes Aal-Sterben beobachtet, das offenbar mit dem erst 1985 entdeckten Aal-Herpes-Virus in Verbindung steht. Untersuchungen in Bayern zeigten, dass große Teile der Aal-Populationen infiziert waren, die Erkrankung aber erst bei mehr als 20 °C Wassertemperatur zum Ausbruch kam, und – gefördert durch andere Parasiten – schnell zum Tod der Tiere führte (I. KRAMER, mdl. Mitt.).

Die Erwärmung des Oberflächenwassers hat im benachbarten Zürichsee zu einer Stabilisierung und Verlängerung der sommerlichen Schichtungsperiode geführt (PEETERS et al. 2002, LIVINGSTONE 2003). Dadurch wird die Periode der vollständigen Durchmischung tendenziell verkürzt, so dass auch der Sauerstoffeintrag in das Tiefenwasser reduziert sein könnte (vgl. LIVINGSTONE & IMBODEN 1996). Für die große Wassermasse des monomiktischen Bodensee-Obersees wurden ebenfalls Auswirkungen des Ausmaßes der winterlichen Vollandurchmischung auf die Nährstoff- und Sauerstoffkonzentrationen des Sees nachgewiesen. Von der Erwärmung könnten neozoische Wirbellose profitieren, die aus wärmeren Erdteilen in den Bodensee eingeschleppt werden, sich aber derzeit bei noch niedrigen Wassertemperaturen nicht vermehren können. Wie die bisherigen Erfahrungen gezeigt haben, sind viele Neozoen in der Lage, die einheimische Fauna zurückzudrängen, die auf diese Weise indirekt unter dem Klimawandel zu leiden hätte.

Die hydrologischen Veränderungen, insbesondere die sinkenden Sommerwasserstände, bringen eine Veränderung in der Verfügbarkeit bestimmter Habitatqualitäten mit sich. Für Zoobenthos-Organismen und Fische, die während des Sommerhalbjahrs auf überschwemmte Röhrichte, Riedwiesen oder Kiesufer als Fortpflanzungs- oder Lebensraum angewiesen sind, wird sich die Gesamtfläche geeigneter Habitate verringern. Dagegen werden vermutlich diejenigen Arten begünstigt werden, die vom Land her die Wasserwechselzone besiedeln, und nun die Chance haben, trocken gefallene, noch unbesiedelte Flächen zu erobern (vgl. Kap. 4.3.2). Hierzu gehören die höheren Pflanzen, die am Bodenseeufer entsprechend ihrer physiologischen Überflutungstoleranz gürtelartige Bestände bilden, z. B. Röhrichte. Die sinkenden Wasserstände könnten eine Veränderung der Konkurrenzbeziehungen zwischen den dominierenden Arten mit sich bringen, was zu einer seewärtigen Verschiebung der Vegetationsgürtel führen könnte. Die Auswirkungen der zukünftig möglicherweise häufigeren hydrologischen Extremereignisse lassen sich derzeit noch nicht abschließend einschätzen. Sicher scheint, dass durch ein Extremereignis eine Dynamik (Absterben der Röhrichte, Kap. 4.3.1; Ansiedlung einer Pioniervegetation, Kap. 4.3.2) in Gang gesetzt wird, die langsam abklingt, und womöglich nie zu einem Gleichgewichtszustand in der Vegetationsdecke führt, weil zwischenzeitlich neue Extremereignisse eingetreten sind. Die zukünftige Entwicklung dürfte daher sehr stark von der Frequenz extremer Frühjahrs- und Sommerwasserstände abhängen.

Mit sinkenden Wasserständen verlagert sich die Wellenbasis, d. h. diejenigen Tiefenlinie, bei der die auf das Ufer laufende Welle Sedimentmaterial suspendieren und transportieren kann, in Bereiche feinkörniger Sedimente, die bei höheren Wasserstän-

den abgelagert wurden, und die nun erodiert werden, bis schließlich ein neues Gleichgewicht erreicht ist. Von der flächigen Ufererosion sind eine Reihe von kulturhistorisch bedeutsamen Bodendenkmälern in der Flachwasserzone des Bodensees betroffen, die nun stärker als in früheren Jahrzehnten erodiert und ausgeräumt werden (Kap. 4.4). Hier ist zukünftig mit erheblichen Verlusten an Denkmalsubstanz zu rechnen, wenn es nicht gelingt, die betroffenen Uferstreifen dauerhaft zu sichern. Auch die Betreiber von Sporthäfen könnten betroffen sein. Ein großer Teil der erodierten Sedimente dürfte zunächst in der Flachwasserzone transportiert werden, bis das Material in »Sedimentfallen« zur Ablagerung kommt. Neben dem Tiefenbecken des Sees stellen uferquere Strömungshindernisse, Häfen und Zufahrtsrinnen potentielle Fallen dar. Häfen und Schifffahrtsrinnen könnten also schneller als bisher verlanden. Außerdem könnten sich die bisherigen Ausbaggerungstiefen einiger Häfen als zu gering erweisen.

Die Uferzone des Bodensees beiderseits der Wasserlinie übt eine besondere Anziehungskraft auf die Menschen aus, die hier leben oder als Touristen an den See kommen. Viele sommerliche Freizeitaktivitäten sind direkt oder durch Infrastruktureinrichtungen (z. B. private Seezugänge, Campingplätze, Strandbäder, Häfen und Steganlagen) an die unmittelbare Uferzone und damit an bestimmte Wasserstände gebunden. Sinken die Wasserstände, könnte sich die Nutzbarkeit dieser Einrichtungen ändern, was schließlich die Betreiber dieser Einrichtungen zu Anpassungsreaktionen, z. B. Forderungen nach tieferen Häfen, längeren Stegen und breiteren Strandbadeinkiesungen veranlassen könnte. Nicht wassergebundene Freizeitaktivitäten, z. B. Beach-Parties, könnten sich auf bisher kaum zugängliche Uferstreifen erstrecken und damit zu zusätzlichen Tritt- und Abfallbelastungen der Vegetationsdecke führen, so wie es jüngst am Eichhorn in Konstanz der Fall war. Dort wurden im Jahr 2005 im Bereich wertvoller Strandrasen auf einer Strecke von 400 m 80 Feuerstellen festgestellt. Dies ermöglichte der relativ niedrige Sommerwasserstand. Diesem Missstand soll durch bessere Aufklärung (Infotafeln und -flyer) und der Ausweisung offizieller Grillbereiche abgeholfen werden.

Der Klimawandel und die sinkenden Sommerwasserspiegel des Bodensees erfordern auch eine differenzierte Strategie bei der Renaturierung von verbauten Uferstrecken (vgl. OSTENDORP, 2004). Bisher wurden die Renaturierungsmaßnahmen hauptsächlich unter wasserbaulichen Gesichtspunkten gesehen – Wellenberuhigung und Verbesserung der Lebensbedingungen der aquatischen Fauna (Makrozoobenthos, Fische). Inzwischen werden immer größere Streifen der Vorschüttungen auch im Sommer nicht mehr überschwemmt, und sind folglich zu den rein terrestrischen Lebensräumen zu zählen, die möglicherweise eine große naturschutzfachliche Bedeutung haben. Gleichzeitig dürfte der Nutzungsdruck auf diese Flächen durch Spaziergänger, Wassersportler und Beach-Parties zunehmen. Daraus ergeben sich neue Perspektiven für einen Naturschutz, der auch die eigendynamische Entwicklung der Lebensräume fördern möchte. Diesen Problemen widmet sich ein Interreg IIIA-Forschungsprojekt der Arbeitsgruppe Bodenseeufer (AGBU) e.V.<sup>11</sup>

Insgesamt erwartet die Wasserwirtschaft Deutschlands und der Schweiz einen höheren Bewirtschaftungsbedarf der Wasserressourcen, um allen Wassernutzungen und Nutzern gerecht zu werden. So könnte beim Bodensee, dem einzigen noch unregulierten großen Voralpensee, der Ruf nach einer Regulierung laut werden, um den schweizerischen Güterumschlag in den Basler Rheinhäfen ganzjährig zu gewährleisten (SCHÄDLER et al. 2007). Es wird sich dann zeigen, wie tief das Bewusstsein ökologischer Zusammenhänge bei den Akteuren der Wasserwirtschaft verankert ist, wenn sie sich diesem Ansinnen widersetzen – oder ihm nachgeben.

Es ergeben sich aber auch Herausforderungen für die Wasserwirtschaft, die schleichende Sedimenterosion auf der Uferplattform und die Wechselbeziehungen zwischen anthropogenen Einflüssen (z. B. Austiefungen von Häfen und Fahrrinnen) und Witterungsereignissen zu analysieren und Gegenmaßnahmen zu entwickeln und zu testen, wo immer dies hilfreich ist (z. B. zum Schutz von Bodendenkmälern). Vorrangig ist die Wasserwirtschaft uns aber eine Antwort auf die Frage schuldig, ob neben den klimabedingten Faktoren auch andere Faktoren, beispielsweise Veränderungen an den Ausflussschwellen oder die Speicherbewirtschaftung im Alpenrheingebiet zu der jüngeren Entwicklung beigetragen haben.

#### Anschriften der Verfasser:

Dr. Wolfgang Ostendorf, Arbeitsgruppe Bodenseeufer (AGBU) e.V., Herosé Str. 18,  
78467 Konstanz, wolfgang.ostendorf@bodensee-ufer.de

Dr. Hansjörg Brem, Amt für Archäologie des Kt. Thurgau, Schlossmühlestrasse 15a,  
CH-8510 Frauenfeld, hansjoerg.brem@tg.ch

Dipl.-Biol. Michael Dienst, Arbeitsgruppe Bodenseeufer (AGBU) e.V., Herosé Str. 18,  
78467 Konstanz, michael.dienst@bodensee-ufer.de

Dr. Klaus Jöhnk, Leibniz-Institut für Gewässerökologie und Binnenfischerei,  
Abteilung Limnologie geschichteter Seen, Alte Fischerhütte 2, 16775 Stechlin,  
klaus.joehn@limnophysics.de

Dr. Martin Mainberger, UWARC, Ballrechterstr. 3, 79219 Staufen im Breisgau,  
martin.mainberger@uwarc.de

Dr. Markus Peintinger, Arbeitsgruppe Bodenseeufer (AGBU) e.V., Herosé Str. 18,  
78467 Konstanz, markus.peintinger@bodensee-ufer.de

Peter Rey, Hydra Konstanz, Fürstenbergstr. 25, 78467 Konstanz,  
p.rey@hydra-institute.com

Dr. Henno Rossknecht, Institut für Seenforschung der LUBW, Argenweg 50/1,  
88085 Langenargen, henno.rossknecht@lubw.bwl.de

Dr. Helmut Schlichtherle, Landesamt für Denkmalpflege beim Regierungspräsidium Stuttgart,  
Fischersteig 9, 78343 Gaienhofen-Hemmenhofen, helmut.schlichtherle@rps.bwl.de



Dr. Dietmar Straile, Limnologisches Institut der Universität Konstanz,  
 78457 Konstanz, dietmar.straile@uni-konstanz.de  
 Dipl.-Biol. Irene Strang, Arbeitsgruppe Bodenseeufer (AGBU) e.V., Herosé Str. 18,  
 78467 Konstanz, irene.strang@bodensee-ufer.de

LITERATUR

ALPIMP KONSORTIUM (Hg.) (2006): Multi-centennial climate variability in the Alps based on Instrumental data, Model simulations and Proxy data. – Bericht der ZAMG, zusammengestellt von R. BÖHM, 54 S., Projekt Code EVK-CT-2002-00148, <http://www.zamg.ac.at/ALP-IMP>

ARMSTRONG, W., R. BRÄNDLE, & M.B. JACKSON (1994): Mechanisms of flood tolerance in plants. – *Acta Bot. Neerlandica* 43: 307-358.

ARNELL, N.W. (2006): Climate change and water resources. – In: H.J. SCHELLNHUBER, W. CRAMER & N. NAKICENOVIC (Hg.), *Avoiding dangerous climate change*. – Cambridge, S. 167-176.

AUER I, R. BÖHM, A. JURKOVIC, W. LIPA, A. ORLIK, R. POTZMANN, W. SCHÖNER, M. UNGERSBÖCK, C. MATULLA, M. BRUNETTI, T. NANNI, M. MAUGERI, L. MERCALLI, K. BRIFFA, P. JONES, D. EFTHYMIADIS, O. MESTRE, J.M. MOISSELIN, M. BEGERT, G. MÜLLER-WESTERMEIER, V. KVETON, O. BOCHNICEK, P. STASTNY, M. LAPIN, E. NIEPLOVA, T. CEGNAR, M. DOLINAR, M. GAJJIC-CAPKA, K. ZANINOVIC, Z. MAJSTOROVIC & S. SZALAI (2007): HISTALP – historical instrumental climatological surface time series of the Greater Alpine Region. – *International Journal of Climatology* 27: 17-46.

BADER, S. & H. BANTLE (2004): Das Schweizer Klima im Trend. Temperatur- und Niederschlagsentwicklung 1864–2001. – Veröffentlichung der MeteoSchweiz Nr. 68, 45 S. Zürich

BARNETT, T.P., J.C. ADAM & D.P. LETTENMAIER (2005): Potential impacts of a warming climate on water availability in snow-dominated regions. – *Nature* 438: 303–309.

BAUER J. & D. NEGELER (2000): Untersuchungen zum Großmuschelsterben an oberbayerischen Seen - neuere Ergebnisse. – *Dt. Limnologische Ges., Tagungsbericht 1999* (Rostock): 844–849.

BAYFORKLIM (Bayerisches Klimaforschungsprogramm u. Bayerischer Klimaforschungsverbund) (Hg.) (1999): Klimaänderungen in Bayern und ihre Auswirkungen. – Abschlußbericht des Bayerischen Klimaforschungsverbundes, 90 S.; München.

BENISTON, M. (2004): The 2003 heat wave in Europe: A shape of things to come? An analysis based on Swiss climatological data and model simulations. – *Geophysical Research Letters* 31, L02202, 4 pp.

BENISTON, M. (2005): Warm winter spells in the Swiss Alps: Strong heat waves in a cold season? A study focusing on climate observations at the Saentis high mountain site. – *Geophysical Research Letters* 32, L01712, 5 pp.

BENISTON, M. & H. F. DIAZ (2004): The 2003 heat wave as an example of summers in a greenhouse climate? Observations and climate model simulations for Basel, Switzerland. – *Global and Planetary Change* 44: 73–81.

BENISTON, M. & D. B. STEPHENSON (2004): Extreme climatic events and their evolution under changing climatic conditions. – *Global and Planetary Change* 44: 1–9.

BÖCKER, R., K. SCHMIEDER, M. DIENST, W. OSTENDORP, H. KOPPITZ & K. JÖHNK (2004): Auswirkungen des Extremhochwassers von 1999 auf die Uferröhrichte des Bodensees. – Projektbericht des Instituts für Landschafts- und Pflanzenökologie der Universität Hohenheim für das BWPlus-Programm beim KFZ Karlsruhe, 159 S., Stuttgart-Hohenheim

BRÄNDLE, R. (1983): Evolution der Gärungskapazität in den flut- und anoxiatoleranten Rhizomen von *Phalaris arundinacea*, *Phragmites communis*, *Schoenoplectus lacustris* und *Typha latifolia*. – *Botanica Helvetica* 93: 39–45.

BRÄNDLE, R. (1985): Kohlehydratgehalt und Vitalität isolierter Rhizome von *Phragmites australis*, *Schoenoplectus lacustris* und *Typha latifolia* nach mehrwöchigem O<sub>2</sub>-Mangelstress. – *Flora* 177: 317–321.

BRÄNDLE, R. (1990): Überlebensstrategien der Rhizome von Sumpf- und Röhrichtpflanzen. In: H. SUKOPP & M. KRAUSS (Hg.), *Ökologie, Gefährdung und Schutz von Röhrichtpflanzen*. – *Landschaftsentwicklung und Umweltforschung* 71: 103–120. Berlin.



- BRÄNDLE, R. (1996): Überflutung und Sauerstoffmangel. In: Ch. BRUNOLD, A. RÜESEGGER & R. BRÄNDLE (Hg.), Stress bei Pflanzen. – Berlin, S. 133–148.
- BRÄNDLE, R. & R.M.M. CRAWFORD (1987): Rhizome anoxia tolerance and habitat specialization in wetland plants. – In: R.M.M. CRAWFORD (Hg.), Plant life in aquatic and amphibious habitats. – Oxford, S. 397–410.
- BRAUN, E. & K. SCHÄRF (1994): Internationale Bodensee-Tiefenvermessung 1990. – Stuttgart (hg. vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg), 98 S. + 31 Anl.
- BREM, H. (2006): L'économie dicte-t-elle la destruction ou la conservation des sites lacustres? La conservation «in situ» dans le Canton de Thurgovie. In: RAMSEYER, D. & ROULIÈRE-LAMBERT, M.-J. (Ed.), Archéologie et Érosion 2. Zones humides en péril. Lons-le-Saunier, 63–71.
- BREM, H. & H. SCHLICHTERLE (2001): »Nasse Denkmäler« – Chancen und Probleme des Kulturgutes unter Wasser. In: B. HACH & M. VOSTEEN (Red.), Was haben wir aus dem See gemacht? Kulturlandschaft Bodensee. – Tagung der Projektgemeinschaft des Arbeitskreises Denkmalpflege am Bodensee im Rahmen der Europarat-Kampagne »Europa – ein gemeinsames Erbe«, 22. September 2000. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg Arbeitsheft 10, S. 19–30.
- BREM, H., M. SCHNYDER & U. LEUZINGER (2001): Archäologische Schutzmassnahmen in den Seeufersiedlungen von Ermatingen TG-Westerfeld. – Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 84: 7–28.
- BROHAN, P., J.J. KENNEDY, & I. HARRIS (2006): Uncertainty estimates in regional and global observed temperature changes: a new dataset from 1850. – Journal of Geophysical Research, 111, D12106, doi:10.1029/2005JD006548
- BÜRGI, J. & H. SCHLICHTERLE (1986): Gefährdete Ufersiedlungen am Bodensee. – Archäologie der Schweiz 9.2: 34–41.
- BURKE, E.J., S.J. BROWN & N. CHRISTIDIS (2006): Modelling the recent evolution of global drought and projections for the twenty-first century with the Hadley Centre climate model. – Journal of Hydrometeorology 7: 1113–1125.
- CARTER, R.W.G. (1982): Coastal Environments. – London, 617 S.
- CLEVELAND, R.B., W.S. CLEVELAND, J.E. MCRAE, & I. TERPENNING (1990): STL: A Seasonal-Trend Decomposition Procedure Based on Loess. – Journal of Official Statistics 6: 3–73.
- DIENST, M. & I. STRANG (1999): Zum Zustand des Deschampsietum rhenanae am Bodensee. – Mitteilungen des Badischen Landesvereins für Naturkunde und Naturschutz 17: 389–402.
- DIENST, M., K. SCHMIEDER & W. OSTENDORP (2004a): Dynamik der Schilfröhrichte am Bodensee unter dem Einfluss von Wasserstandsvariationen. – Limnologica 34: 29–36.
- DIENST, M., I. STRANG & M. PEINTINGER (2004b): Entdeckung und Verlust botanischer Raritäten am Bodensee – das LEINER-Herbar und die Strandrasen. – Ber. Bot. Arbeitsgem. Südwestdeutschlands, Beiheft 1: 209–230; Karlsruhe.
- DIENST, M., W. OSTENDORP & E. KLEIN (2006): Auswirkungen extremer Niedrigwasserstände am Bodensee: Entwicklung der Pionier-Vegetation 2003 bis 2005 am Ufer des Naturschutzgebietes »Wollmatinger Ried-Untersee-Gnadensee« – Bericht für das Ref. 56 Naturschutz und Landschaftspflege beim Regierungspräsidium Freiburg, 76 S. + 21 Ktn. i.A.; Konstanz.
- DWD (DEUTSCHER WETTERDIENST) (Hg.) (2003): Der Rekordsommer 2003. – www.dwd.de, 2 S.
- ECKMANN, R. & P. REY (1987): Daily increments on the otoliths of larval and juvenile *Coregonus* spp. and their modification by environmental factors. – Hydrobiologia 148: 137–143.
- EFTHYMIADIS, D., P.D. JONES, K.R. BRIFFA, I. AUER, R. BÖHM, W. SCHÖNER, C. FREI & J. SCHMIDL (2006): Construction of a 10-min-gridded precipitation data set for the Greater Alpine Region for 1800–2003. – Journal of Geophysical Research, 110, D01105, doi:10.1029/2005JD006120.
- FISCHER, A., H. SCHLICHTERLE & P. PÉTREQUIN (2004): Steps Towards the Heritage Management of Wetlands in Europe: Response and Reflection. – Journal of Wetland Archaeology 4: 201–207.
- FREI, C. (2004): Die Klimazukunft der Schweiz – eine probabilistische Projektion. – Mskr., MeteoSchweiz, Zürich, 8 pp., [http://www.occc.ch/Products/CH2050/ch2050\\_scenario\\_d.html](http://www.occc.ch/Products/CH2050/ch2050_scenario_d.html)
- FREI, C., P. CALANCA, C. SCHÄR, H. WANNER, B. SCHÄDLER, W. HAEBERLI, C. APPENZELLER, U. NEU, E. THALMAN, C. RITZ & R. HOHMANN (2007): Grundlagen. – In: OCCC (Hg.), Die Schweiz im Jahr 2050. Erwartete Auswirkungen auf Umwelt, Gesellschaft und Wirtschaft. – Bern, S. 11–23.

- GRABHER, M., I. LOACKER & M. ASCHAUER (2006): Bestandsentwicklung der Strandschmielen-Gesellschaft (*Deschampsietum rhenanae* Oberdorfer 1957) am Mehrerauer Seeufer in Bregenz von 2003 bis 2005. – Vorarlberger Naturschau 19: 65–84.
- HAFNER, A. (2006): Projekt »Pfehlbauten als UNESCO-Welterbe«. Stand der Dinge zwei Jahre nach der Nominierung für die »Liste indicative«. – Nachrichtenbl. Arbeitskreis Unterwasserarchäologie NAU 13: 94–96.
- HAKELBERG, D. (2003): Das Kippenhorn bei Immenstaad. Archäologische Untersuchungen zu Schifffahrt und Holzschiffbau am Bodensee vor 1900. – Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 56, 249 S.
- HOSTRUP, O. & G. WIEGLEB (1991): Anatomy of leaves of submerged and emergent forms of *Littorella uniflora* (L.) Ascherson. – Aquatic Botany 39: 195–209.
- IDAG (INTERNATIONAL AD HOC DETECTION AND ATTRIBUTION GROUP) (2005): Detecting and attributing external influences on the climate system: A review of recent advances. – Journal of Climate 18: 1291–1314.
- IGKB (INTERNATIONALE GEWÄSSERSCHUTZKOMMISSION FÜR DEN BODENSEE) (2004): Der Bodensee. Zustand – Fakten – Perspektiven. – Bregenz, 177 S., <http://www.hydra-institute.com/igkb/inhalt.html>.
- IPCC (Hg.) (2001): Climate Change 2001: The Scientific basis. Contribution of Working Group I to the Third Assessment Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change (HOUGHTON J.T. et al. Hg.). – Cambridge, iv + 83 S., [http://grida.no/climate/ipcc\\_tar/wg1/pdf/WG1\\_TAR-FRONT.PDF](http://grida.no/climate/ipcc_tar/wg1/pdf/WG1_TAR-FRONT.PDF).
- IPCC (Hg.) (2007): Climate Change 2007: The Physical Science Basis. Summary for Policymakers. – Genf, 18 S., [www.ipcc.ch](http://www.ipcc.ch).
- JÖHNK, K.D., D. STRAILE & W. OSTENDORP (2004): Water level variability and trends in Lake Constance in the light of the 1999 centennial flood. – Limnologia 34: 15–21.
- KLEINN, J., C. FREI, J. GURTZ, D. LÜTHI, P.L. VIDALE & C. SCHÄR (2005): Hydrologic simulations in the Rhine basin driven by a regional climate model. – Journal of Geophysical Research 110, DO4102, doi:10.1029/2004JD005143.
- KLIWA (Hg.) (2005): Der Klimawandel in Baden-Württemberg. – Karlsruhe, 14 S., [www.kliwa.de](http://www.kliwa.de).
- KÖNINGER, J. (2006): Unterwasserarchäologie am Überlingersee im Zeichen extremer Niedrigwasserstände. – Nachrichtenbl. Arbeitskr. Unterwasserarch. NAU 13, 64–73.
- KÖNINGER, J. & H. SCHLICHTERLE (2000): Reservatbildende Maßnahmen in Bodensee-Pfehlbausiedlungen bei Wallhausen und am Schachenhorn von Bodman. – Nachrichtenbl. Arbeitskreis Unterwasserarchäologie NAU 7: 69–74.
- KÖNINGER, J. & H. SCHLICHTERLE (2006): Mesures de protection contre l'érosion des sites lacustres de la partie allemande des rives du lac de Constance. État actuel des expériences et nouveaux projets. – In: Archéologie et Érosion 2. Actes de la deuxième Rencontre Internationale, Neuchâtel, 23.–25. Sept. 2004. – Lons-le Saunier, S. 81–87.
- KOPPITZ, H. (2004): Effects of flooding on the amino acid and carbohydrate patterns of *Phragmites australis*. – Limnologia 34: 37–47.
- KOPPITZ, H., M. DEWENDER, W. OSTENDORP & K. SCHMIEDER (2004): Amino acids as indicators of physiological stress in common reed *Phragmites australis* affected by an extreme flood. – Aquatic Botany 79: 277–294.
- KOTTEK, M., J. GRIESER, C. BECK, B. RUDOLF & F. RUBEL (2006): World Map of the KÖPPEN-GEIGER climate classification updated. – Meteorologische Zeitschrift 15: 259–263.
- LANG, G. (1967): Die Ufervegetation des westlichen Bodensees. – Archiv für Hydrobiologie, Supplement 32: 437–574.
- LATERNER, M. & M. SCHNEEBELI (2003): Long-term snow climate of the Swiss Alps (1931–99). – International Journal of Climatology 23: 733–750.
- LEHNER, B., TH. HENRICH, P. DÖLL & J. ALCAMO (2001): EuroWasser. Model-based assessment of European water resources and hydrology in the face of global change. – World Water Series, Report No. 5 (Univ. Kassel), Kap. 7, 16 S., <http://www.usf.uni-kassel.de/usf/archiv/dokumente/kwvs/kwvs.5.en.htm>.
- LENSSEN, J.P.M., M. VAN KLEUNEN, M. FISCHER & H. DE KROON (2004): Local adaptation of the clonal plant *Ranunculus reptans* to flooding along a small-scale gradient. – Journal of Ecology 92: 696–706.
- LIVINGSTONE, D.M. (2003): Impact of secular climate change on the thermal structure of a large temperate central European lake. – Climate Change 57: 205–225.

- LIVINGSTONE, D.M. & D.M. IMBODEN (1996): The prediction of hypolimnetic oxygen profiles: a plea for a deductive approach. – *Canadian Journal of Fisheries and Aquatic Sciences* 53: 924–932.
- LÖFFLER, H. & M. MAINBERGER (2003): Historische Fischreiser im Bodensee. – *Plattform 11/12*, 144–149.
- LUFT, G. (1990): Veränderung der Bodensee-Wasserstände von 1887 bis 1987. – *Handbuch Hydrologie Baden-Württemberg* 6, 2 Berichte. – Karlsruhe, 77 S. + Anl.
- MAINBERGER, M. & M. SCHNYDER (2006): Hörner, Stedi und Stellinen. Landestellen und Häfen am westlichen Bodensee aus archäologischer Sicht. – In: A. HAFNER, U. NIFFELER & U. RUOFF (Hrsg.), *Unterwasserarchäologie und Geschichtsbild. Akten des 2. Internationalen Kongresses für Unterwasserarchäologie*. – *Antiqua* 40: 255–260.
- MAINBERGER, M., A. MÜLLER & H. SCHLICHTERLE (1995): Schiffswracks im Bodensee. – *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg* 1994: 325–330.
- MANN, M.E., R.S. BRADLEY & M.K. HUGHES (1999): Northern hemisphere temperatures during the past millennium: inferences, uncertainties, and limitations. – *Geophysical Research Letters* 26: 759–762.
- OcCC (Hg.) (2003): Extremereignisse und Klimaänderung. – Bern, 88 S., [http://www.proclim.ch/products/Extremereignisse03/Extremo3\\_Bericht.html](http://www.proclim.ch/products/Extremereignisse03/Extremo3_Bericht.html).
- OcCC (Hg.) (2007): Klimaänderung und die Schweiz 2050. Erwartete Auswirkungen auf Umwelt, Gesellschaft und Wirtschaft. – Bern, 168 S., [http://www.proclim.ch/products/ch2050/ch2050-bericht\\_d.html](http://www.proclim.ch/products/ch2050/ch2050-bericht_d.html).
- OSTENDORP, W. (1990): Die Ursachen des Röhrichtrückgangs am Bodensee-Untersee. – *Carolinea* 48: 85–102.
- OSTENDORP, W. (1991): Zur Geschichte der Uferferröhrichte des Bodensee-Untersees. – *Schr. Ver. Gesch. Bodensee* 109: 215–233.
- OSTENDORP, W. (1992): Sedimente und Sedimentbildung in Seeuferferröhrichten des Bodensee-Untersees. – *Limnologica* (Berlin) 22: 16–33.
- OSTENDORP, W. (1993): Schilf als Lebensraum. – *Beih. Veröff. Naturschutz Landschaftspfl. Bad.-Württ.* 68: 173–280.
- OSTENDORP, W. (2004): Was haben wir aus dem Bodenseeufer gemacht. – *Schr. VG Bodensee* 122: 181–251.
- OSTENDORP, W., M. DIENST & K. SCHMIEDER (2003): Disturbance and rehabilitation of lakeside *Phragmites* reeds following an extreme flood in Lake Constance (Germany). – *Hydrobiologia* 506–509: 687–695.
- PEETERS, F., D.M. LIVINGSTONE, G.-H. GOUDSMIT, R. KIPFER & R. FORSTER (2002): Modeling 50 years of historical temperature profiles in a large central European lake. – *Limnology and Oceanography* 47: 186–197.
- PEINTINGER, M. (im Druck): Populationsdynamik des endemischen Bodensee-Vergissmeinnichts (*Myosotis rehsteineri*) – eine Dauerflächenuntersuchung 1989–2000. – *Carolinea*.
- PEINTINGER, M., I. STRANG, M. DIENST & C. MEYER (1997): Veränderung der gefährdeten Strandschmielengesellschaft am Bodensee zwischen 1989 und 1994. – *Zeitschrift für Ökologie und Naturschutz* 6: 75–81.
- PEINTINGER, M., D. PRATI & E. WINKLER (im Druck): Water-level fluctuations and dynamics of amphibious plants at Lake Constance: long-term study and simulation. – *Perspectives in Plant Ecology, Evolution and Systematics*.
- PLANCK, D. (1990) (Hg.): Siedlungsarchäologische Untersuchungen im Alpenvorland. 5. Kolloquium der Deutschen Forschungsgemeinschaft vom 29. - 30. 3. 1990 in Gaienhofen-Hemmenhofen. – *Berichte der Römisch-Germanischen Kommission* 71: 23–406.
- PRATI, D. & M. PEINTINGER (2000): Biological flora of Central Europe: *Ranunculus reptans*. – *Flora* 196: 180–193.
- PROCLIM (Hg.) (2005): Hitzesommer 2003 – Synthesebericht. – Bern, 32 S., [www.proclim.ch](http://www.proclim.ch).
- QUADRELLI, R., M. LAZZERI, C. CACCIAMANI & S. TIBALDI (2001): Observed winter Alpine precipitation variability and links with large-scale circulation patterns. – *Climate Research* 17: 275–284.
- REY, P., U. MÜRLE, J. ORTLEPP, W. OSTENDORP, J. OSTENDORP, S. WERNER, M. MÖRTL & N. SCHEIFHACKEN (2005a): Wirbellose Neozoen im Bodensee. Neu eingeschleppte invasive Benthos-Arten. – *Monitoringprogramm Bodenseeufer 2004*, hg. von der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Institut für Seeforschung. – Mannheim.
- REY P., J. ORTLEPP & D. KÜRY (2005b): Wirbellose Neozoen im Hochrhein. Ausbreitung und ökologische Bedeutung. – *Schriftenreihe Umwelt* Nr. 380, 90 S., BAFU (Hrsg.), Bern.

- ROSSKNECHT, H. (1998): Langjährige Entwicklung chemischer Parameter im Bodensee-Obersee. – Ber. Internationalen Gewässerschutzkommission für den Bodensee (IGKB) 48: 1–137.
- SANCHEZ-PENZO, S. & J. RAPP (1997): Statistische Untersuchung langfristiger Veränderungen des Niederschlags in Baden-Württemberg. – Handbuch Wasser 2, Bd. 42, 153 S.; Karlsruhe.
- SCHÄDLER, B., B. AHRENS, R. FEIERABEND, C. FREI, T. JANKOWSKI, R. KOZEL, D.M. LIVINGSTONE, A. PETER, A. PETRASCHEK, M. PFAUNDLER & A. SCHILD (2007): Wasserwirtschaft. – In: OcCC (Hg.), Die Schweiz im Jahr 2050. Erwartete Auswirkungen auf Umwelt, Gesellschaft und Wirtschaft. – Bern, S. 55–66.
- SCHÄR, C., P.L. VIDALE, D. LÜTHI, C. FREI, C. HÄBERLI, M.A. LINIGER & C. APPENZELLER (2004): The role of increasing temperature variability in European summer heatwaves. – *Nature* 427: 332–336.
- SHELLNHUBER, H.J., W. CRAMER & N. NAKICENOVIC (Hg.) (2006): Avoiding dangerous climate change. – Cambridge, 406 S.
- SCHLICHOTHERLE, H. (1989): Pfahlbauten: die frühe Besiedlung des Alpenvorlandes. – *Spektrum der Wissenschaft* 6: 72–85.
- SCHLICHOTHERLE, H. (1996): Constitution de réserves archéologiques sur les sites de bord de lacs et les tourbières de l'Allemagne du sud-ouest. In: D. RAMSEYER & M.-J. ROULIÈRE-LAMBERT (Hg.), *Archéologie et érosion. Actes de la Rencontre Internationale de Marigny 1994*, S. 25–34. – Lons-le Saunier.
- SCHLICHOTHERLE, H. (1997): Pfahlbauten rund um die Alpen. – Stuttgart, S. 7–14.
- SCHLICHOTHERLE, H. (2001): Schutz und Management archäologischer Denkmale im Bodensee und Federsee. – In: B. COLES & A. OLIVIER (Hg.), *The Heritage Management of Wetlands in Europe*. S. 125–132. – Exeter.
- SCHLICHOTHERLE, H. (2003): Archäologische Reservatsbildung: Erforschung von Fundlandschaften und Flächenerwerb am Beispiel Federsee. – *Archäologisches Nachrichtenblatt* 8: 179–188.
- SCHLICHOTHERLE, H. (2004): Lake-Dwellings in South Western Germany. History of research and contemporary perspectives. – In: F. MENOTTI (Hg.), *Living on the lake in prehistoric Europe. 150 years of lake-dwelling research*. S. 22–35 - London, New York.
- SCHLICHOTHERLE, H. & J. BÜRGI (1986): Gefährdete Ufersiedlungen am Bodensee. – *Archäologie der Schweiz* 9: 34–41.
- SCHLICHOTHERLE, H. & M. MAINBERGER (2006): Klimawandel. Probleme für das archäologische Kulturgut unter Wasser. – *Nachrichtenbl. Arbeitskreis Unterwasserarchäologie NAU* 13: 59–63.
- SCHLICHOTHERLE, H. & A. MÜLLER (1998): Erosion und Erosionsschutzmaßnahmen in der Sipplinger Bucht. – *Nachrichtenbl. Arbeitskreis Unterwasserarchäologie NAU* 4: 36–38.
- SCHMIEDER, K., M. DIENST & W. OSTENDORP (2002): Auswirkungen des Extremhochwassers 1999 auf die Flächendynamik und Bestandsstruktur der Uferferröhrchte des Bodensees. – *Limnologia* 32: 131–146.
- SCHMIEDER, K., M. DIENST & W. OSTENDORP (2003): Einfluss des Wasserstandsganges auf die Entwicklung der Uferferröhrchte an ausgewählten Uferabschnitten des westlichen Bodensees in den vergangenen 40 Jahren. – *Schr VG Bodensee* 121: 143–165.
- SCHNYDER, M. (2006): Neue Bestandsaufnahmen in den Seeufersiedlungen von Steckborn-Turgi und Schanz. – *Nachrichtenbl. Arbeitskreis Unterwasserarchäologie NAU* 13: 74–77.
- SCHÖNWIESTE, CHR.-D. & S. RAPP (1997): *Climate trend atlas of Europe – based on observations 1891–1990*. – Dordrecht, vii+228 S.
- SODEN, B.J., D.L. JACKSON & V. RAMASWAMY (2005): The radiative signature of upper tropospheric moistening. – *Science* 310: 841–844.
- STERN, N. (2006): The Economics of Climate Change. *The Stern Review*. – Cambridge, 575 S. + Anhänge, [http://www.hm-treasury.gov.uk/Independent\\_Reviews/independent\\_reviews\\_index.cfm](http://www.hm-treasury.gov.uk/Independent_Reviews/independent_reviews_index.cfm).
- STOCK, M. (Hg.) (2005). KLARA. Klimawandel – Auswirkungen, Risiken, Anpassung. – PIK Report No. 99, 199 S. + Anh. Potsdam; [http://www.lubw.baden-wuerttemberg.de/servlet/is/6992/klara\\_projektbericht.pdf?command=downloadContent&filename=klara\\_projektbericht.pdf](http://www.lubw.baden-wuerttemberg.de/servlet/is/6992/klara_projektbericht.pdf?command=downloadContent&filename=klara_projektbericht.pdf)
- STRAILE, D. (2000): Meteorological forcing of plankton dynamics in a large and deep continental European lake. – *Oecologia* 122: 44–50.
- STRAILE, D. (2002): North Atlantic Oscillation synchronizes food-web interactions in central European lakes. – *Proc. Royal Society London Ser. B* 269: 391–395.
- STRAILE, D., K. JOEHNK & H. ROSSKNECHT (2003): Complex effects of winter warming on the physico-chemical characteristics of a deep lake. – *Limnology and Oceanography* 48: 1432–1438.

- STRANG, I. & M. DIENST (2004): Die Auswirkungen der Wasserstände am Bodensee auf das Deschampsietum rhenanae zwischen 1989 und 2003. – *Limnologica* 34: 22–28.
- STUDER, C. & R. BRÄNDLE (1984): Sauerstoffkonsum und –versorgung der Rhizome von *Acorus calamus*, *Glyceria maxima*, *Menyanthes trifoliata*, *Phalaris arundinacea*, *Phragmites communis* und *Typha latifolia*. – *Botanica Helvetica* 94: 23–31.
- VON BRACKEL, W. (2001): Das Bodensee-Vergissmeinnicht (*Myosotis rehsteineri*) am bayerischen Bodenseeufer. Beobachtungen der Strandrasen 1995 bis 2001. – *Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Bergwelt* 66: 109–125.
- WAGNER, G., H.G. SCHRÖDER & J. GURTZ (2002): A model approach for in- and outflow calculation of Upper Lake Constance. – *Limnologica* 32: 27–32.
- WALTHER, G.-R., E. POST, P. CONVEY, A. MENZEL, C. PARMESAN, T.J.C. BEEBEE, J.M. FROMENTIN, O. HOEGH-GULDBERG, & F. BAIRLEIN (2002): Ecological responses to recent climate change. – *Nature* 416: 389–395
- WERNER, S. (2004): Einfluss überwinternder Wasservögel auf Chara-Arten und *Dreissena polymorpha* am westlichen Bodensee. – Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Institut für Seenforschung Heft 4, 73 S.
- WESSELS, M. (1998): Geological history of the Lake Constance area. – *Archiv für Hydrobiologie, Spec. Iss. Advanc. Limnol.* 53: 1–12.
- WIDMANN, M. & C. SCHÄR (1997): Principal component and long-term trend analysis of daily precipitation in Switzerland. – *Int. J. Climatol.* 17: 1333–1356.

## ANMERKUNGEN

- 1 vgl. auch: Prudence – Prediction of Regional scenarios and Uncertainties for Defining European Climate change risks and Effects, <http://prudence.dmi.dk>
- 2 Unter Proxy-Daten sind in diesem Zusammenhang indirekte Witterungsangaben (z. B. Weinqualität, Getreideernte, Katastrophen, phänologische Verschiebungen im Jahresverlauf u. a.) zu verstehen, die als Ersatz für fehlende oder unzuverlässige Gerätemessdaten genommen werden.
- 3 vgl. auch die Ergebnisse der AlpImp-Studie, <http://www.zamg.ac.at/ALP-IMP/>
- 4 Die Daten wurden von der Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg (LUBW) ([www.lubw.baden-wuerttemberg.de](http://www.lubw.baden-wuerttemberg.de)) (Pegel Konstanz-Hafen u. Konstanz-Rhein) bzw. vom schweizerischen Bundesamt für Umwelt (BAFU) (<http://www.hydrodaten.admin.ch/d//index.htm>) zur Verfügung gestellt.
- 5 siehe dazu: <http://www.ifm-geomar.de/?id=1985&L=1>
- 6 Als »expansive Arten« werden Tier- und Pflanzenarten bezeichnet, die bereits seit geraumer Zeit im gleichen oder angrenzenden Faunengebiet vorkommen und unter geeigneten Bedingungen eine erhebliche Tendenz zur Ausbreitung und Häufigkeitszunahme zeigen.
- 7 Als Neozoen bezeichnet man Tierarten, die vom Menschen im Zeitalter der Kolonialisierung der Welt (Entdeckung Amerikas 1492) in andere Faunengebiete verbracht worden sind. Dabei kann es sich um bewusste Aussetzung der jeweiligen Tiere handeln, um Gefangenschaftsflüchtlinge oder um unwissentlich verschleppte Tiere. Etablierte Neozoen sind Arten, die sich im Zielgebiet nach Verbringung/Einwanderung fest etabliert haben, d. h. sich selbst reproduzierende Populationen über mindestens drei Generationen bilden.
- 8 ANeBo-Homepage: [www.neozoen-bodensee.de](http://www.neozoen-bodensee.de)
- 9 [www.umweltdaten.de/uba-info-presse/pio4/pdo4-004.pdf](http://www.umweltdaten.de/uba-info-presse/pio4/pdo4-004.pdf)
- 10 BAFU 2006: <http://www.umwelt-schweiz.ch>
- 11 Interreg IIIA-Förderung, »Naturschutzfachliche Bedeutung von Uferrenaturierungen und Möglichkeiten ihrer Optimierung«.



## BUCHBESPRECHUNGEN

**Andreas Bihrer: Der Konstanzer Bischofshof im 14. Jahrhundert. Herrschaftliche, soziale und kommunikative Aspekte (Residenzforschung). Hrsg. v. der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Bd. 18)**

Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2005, 679 Seiten, € 75.–/sFr. 126.–

Gemäss bisherigen Darstellungen stand der Konstanzer Bischofssitz in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts im Schatten der Persönlichkeit Bischof Heinrich von Klingenberg (1293–1306), welcher der Diözese dank Innovationen in Administration und Kultur zu einer letzten Blütezeit verholfen haben und worauf eine längere Dekadenzeit gefolgt sein soll. Dieses Bild wurde zusätzlich zementiert, weil die Forschungsergebnisse zum hoch- und spätmittelalterlichen Bistum Konstanz bisher weitgehend in Form von Bischofsbiographien präsentiert wurden. Davon ausgehend hat es sich Andreas Bihrer zur Aufgabe gemacht, die Konstanzer Diözesangeschichte nach Heinrich von Klingenberg zu untersuchen und das bisher gezeichnete Bild zu überprüfen. Gegenstand ist dabei die Zeitspanne der Episkopate von Gerhard von Bevar (1307–1318), Rudolf von Montfort (1322–1334), Nikolaus von Frauenfeld (1334–1344), Ulrich Pfefferhard (1345–1351) und Johann Windlock (1351–1356).

Eine Zäsur postuliert Bihrer mit Heinrich von Brandis (1357–1383), in dessen Amtszeit das grosse Kirchenschema fiel und durch den neue Gruppierungen das bischöfliche Umfeld zu prägen begannen. Die fünf Bischöfe unterschieden sich stark in ihrer geographischen und sozialen Herkunft, in der Parteizugehörigkeit und in dem Weg, auf dem sie zum Bischofsamt gekommen sind. Keiner von ihnen vermochte aber kraft seiner Persönlichkeit das Bistum

nachhaltig zu prägen. Darum richtet der Verfasser das Hauptaugenmerk nicht auf die Biographien, sondern auf den Hof, womit das gesamte Umfeld des Bischofs gemeint ist. Dieses setzte sich aus drei Gruppierungen zusammen: den bischöflichen Amtsträgern, den Pfründbesitzern und den Personen, die sich nur in seltenen Situationen und nicht von Amts wegen in der Umgebung des Bischofs aufhielten. Dabei entwickelt Bihrer einen völlig neuen Zugang zur Erforschung bischöflicher Herrschaftsverhältnisse. In einem ersten Teil wird das Verhältnis des Bischofshofs zu überregional wirkenden Mächten, wie dem Papsttum, dem Mainzer Metropolitansitz, dem König und den Habsburgern erläutert. Darauf stellt Bihrer den Konstanzer Bischofshof in drei umfassenden Teilen in seiner herrschaftlichen, sozialen und in seiner kommunikativen Dimension dar, womit er ein komplexes und differenziertes Bild entwirft und Verhältnisse und Ereignisse zu erklären vermag, was mit nur einem methodischen Zugang nicht möglich wäre. Dabei kann Bihrer auf eine lange nicht beachtete Forschungslücke hinweisen: In der bisherigen Kirchengeschichtsforschung fand der Konstanzer Bischofshof kein Interesse. Und auch in der Diskussion um spätmittelalterliche Hofmodelle spielten geistliche Höfe keine Rolle, obwohl sie gegenüber adeligen und königlichen Höfen die Mehrheit bildeten.

Bei der Frage nach dem Hof als Herrschaftsmittelpunkt geht es um die Wahrnehmung geistlicher Aufgaben durch den Bischof und um die Verwaltung der Diözese und des Hochstifts. In einem zweiten Schritt werden die Position des Domkapitels und der verschiedenen Ämter und zuletzt die Verwaltungspraxis erläutert. Bihrer kommt dabei zum Schluss, dass die Bischöfe auf geistlich pastoralem Gebiet kein Engagement zeigten. Die Versuche, finanzielle

Abgaben im ganzen Bistum einzufordern sowie ein Verwaltungsschriftgut aufzubauen, blieben erfolglos. Um kirchliche Reformen bemühten sich Rudolf von Montfort und Johann Windlock. Bihrer führt diese Bestrebungen aber lediglich auf bischöfliche Machtpolitik und nicht auf einen geistlichen Erneuerungswillen zurück. Die Reformansätze haben auch nicht gegriffen. Dennoch stellt sich die Frage, wie Bihrer die »geistliche« Echtheit der bischöflichen Absichten prüfen möchte. Dass die Reform einer Diözese in der Aufwertung der bischöflichen Befugnisse gründen muss, lässt sich aus damaliger und heutiger Sicht sowohl theologisch als auch kirchenrechtlich rechtfertigen. Das Element der Machtpolitik gehört dabei dazu und ist kein Argument gegen die Lauterkeit des Projekts. Es soll hier nebenbei vermerkt werden, dass selbst bei kirchlichen Erneuerungen, die einhellig für »authentisch« gehalten werden (z. B. Cluny, Bettelorden, Reformation), in letzter Zeit politische und ökonomische Motive als wesentliche Faktoren des Reformprozesses herausgestellt werden konnten.

Insgesamt ist in der untersuchten Zeitspanne die Tendenz feststellbar, dass bei den verschiedenen Ämtern der Einfluss des Domkapitels auf Bestellung und Ausübung zurückging. Die Ämter waren auch je länger desto weniger an die Person des Ordinarius gebunden, sondern die Inhaber wurden immer mehr von dessen Nachfolger übernommen. Dabei wurden auch langsam Aufgaben- und Kompetenzbereiche fixiert, womit der Handlungsspielraum und die Unabhängigkeit der Träger gegenüber dem Vorgesetzten zunahm.

Unter sozialer Perspektive untersucht Bihrer den Hof als Zentrum, an dem verschiedene Führungsgruppen der Herrschaftselite zusammenkamen. Ihm liegt nicht ein zweipoliges Modell von Herrscher und Beherrschtem vor, sondern von einem Herrschaftsinstrument sowohl des Herrschers als auch der am Hof Anwesenden. Der Hof ist damit nicht ein festes System, sondern ein instabiles Gebilde, das sich unter dem sich ständig ändernden Austausch seiner Glieder immer neu zusammensetzte und präsentierte. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts war der Bischofshof in erster Linie von der Rivalität der niederadligen, im Umkreis von Konstanz angesiedelten Klingenbergerpartei und der hochadligen Grafenpartei geprägt, die ihr Zentrum in Strassburg hatte. In den zwanziger Jahren brachten zwei neue Faktoren Bewegung in diese Konstellation. Das päpstliche Provisionenwesen bot einen neuen Zugang zu Pfrün-

den und Ämtern. Zudem erforderten die steigenden Ansprüche der Verwaltung für Amtsträger eine kanonistische Bildung bzw. einen Universitätsbesuch. Da die beiden Hofparteien die Chancen des päpstlichen Pfründenmarktes nicht nutzten, konnten »parteilose« Personen Positionen am Hof erlangen. Obwohl sich in der päpstlichen Politik in Bezug auf Konstanz keine Reformabsichten erkennen lassen, bewirkte sie eine nachhaltige Verlagerung der Kräfteverhältnisse am bischöflichen Hof.

Der kommunikationsgeschichtlichen Untersuchung im dritten Teil liegt die Überzeugung zu Grunde, dass sich der Hof auch durch die Kommunikation der anwesenden Personen konstituierte. Dabei gilt es die Repräsentation des Einzelnen als Hofangehörigen und die Selbstdarstellungen des Hofes als Ganzes und die Vergegenwärtigung seiner Ideen und Ordnungsstrukturen unter die Lupe zu nehmen. Dazu untersucht Bihrer Siegel, Münzen, Titulaturen sowie profane und sakrale Bauunternehmungen. Identitätsstiftend wirkten auch geistliche Feste, Rituale, Turniere und die Aufführung höfischer Literatur. Die höfischen Selbstdarstellungen trugen allerdings nicht den Charakter spezifisch bischöflicher Repräsentation, sondern eines adligen Selbstverständnisses der Höflinge. Identitätsstiftend war gemäss Bihrer also nicht der geistliche, sondern der adlige Stand, was er an den zahlreichen Wappendarstellungen in literarischen Zeugnissen und Gebäuden nachzuweisen vermag.

Mit der dreifachen Zugangsweise vermag Bihrer einige Wesensmerkmale des Konstanzer Bischofshofes neu herauszustellen und präsentiert damit eine neue Methode zur Erforschung der spätmittelalterlichen Kirchen- und Verwaltungsgeschichte. So bildete der Tod Heinrichs von Klingenberg eine viel kleinere Zäsur als bisher angenommen. Wohl wurde sein Nachfolger, Gerhard von Bevar, erstmals in der Bischofsgeschichte vom Papst eingesetzt. Der päpstliche Zentralismus begann hingegen erst in den zwanziger Jahren zu greifen. Zudem trat der Klingenberger weit weniger als Kulturmäzen in Erscheinung als bisher angenommen, dem Hof können hingegen auch nach dessen Amtszeit kulturelle Innovationen nachgewiesen werden. Die Verschuldung bekamen die Bischöfe des 14. Jahrhunderts so richtig zu spüren, sie hat ihre Ursachen aber bereits in den vorausgegangenen Jahrzehnten. Zudem konnte Bihrer einige Wesensmerkmale herausarbeiten, die einen geistlichen von einem weltlichen Hof unter-

schieden. So verwaltete der Konstanzer Bischofshof zwei Herrschaften: das Bistum und das Hochstift. Während sich die Verwaltung des Hochstifts kaum von derjenigen weltlicher Fürsten unterschied, und auf diesem Gebiet auch keine grossen Veränderungen vorgenommen wurden, nahm auf Bistumsebene der Einfluss des Papsttums, verbunden mit entsprechenden Abgaben zu. Die Befugnisse des Bischofs waren zudem durch die Präsenz des Domkapitels merklich beschnitten, das in manchen Bereichen Mitsprache- und Kontrollrechte geltend machen konnte. Viele Höflinge waren mit mehreren geistlichen Pfründen belehnt, was ihnen nicht nur eine gewisse Unabhängigkeit vom Bischof, sondern auch Beziehungen zu anderen geistlichen Institutionen verschafften, womit sie sich wieder in das Hofleben einbringen konnten. So war der Hof von einem starken Einwirken von Aussen geprägt, das der Kontrolle des Bischofs entzogen blieb. Diese Höflinge sorgten weit mehr für Kontinuität als der Ordinarius, der sich keine Dynastie aufbauen konnte. Bihrer zieht daraus den Schluss, dass die Identität des Bischofshofs bzw. das Selbstverständnis der Höflinge nur in geringem Ausmass von der Person des Herrschers (des Bischofs) geprägt war.

Zu Beginn eines jeden Abschnitts präsentiert Bihrer den bisherigen Forschungsstand. Zusammen mit den darauffolgenden Ausführungen wird deutlich, dass der Autor immenses Quellenmaterial durchforstet und die Literatur zahlreicher mediävistischer Disziplinen konsultiert hat. Die bündigen Zusammenfassungen nach jedem Kapitel erhöhen den Wert des Werkes deutlich. Es bleibt zu hoffen, dass sich geneigte Leser vom Umfang des Buches und der hohen Differenziertheit der Darstellungen nicht abschrecken lassen.

Eine kritische Note erlaube ich mir allerdings anzufügen. Der Autor hat in seinen Forschungen zahlreiche Felder untersucht, in denen Bischof, Domherren, Amtsträger und Höflinge agieren konnten. Es erstaunt darum, dass ein Bereich am Rand wohl hin und wieder Erwähnung findet, aber kaum ausgewertet wird: die tägliche Liturgie in der Kathedrale, dem Zentrum des Bistums bzw. der bischöflichen Herrschaft in kirchlichen Belangen, aus denen sich die Ausübung weltlicher Herrschaftsrechte ableitet. Andreas Bihrer meint in seiner Schlussbetrachtung, dass die Liturgie das Selbstverständnis der Hofangehörigen kaum geprägt habe. Ist diese Aussage in Anbetracht der Tatsache, dass rein optisch gesehen,

die grössten und repräsentativsten Gebäude sowohl des Hofes als auch der Stadt das Münster mit seinen zahlreichen Kapellen und die Kirchen der städtischen Nebenstifte bildeten, nicht unverständlich? Zu diesen Gotteshäusern stand die Pfalz, die als beeindruckendes Gebäude genau beschrieben wird, in ihrer Grösse in keinem Verhältnis. Die Anschaffung eines neuen Chorgestühls sowie die Stiftung zahlreicher Kapellen und Altäre durch die Klingenbergpartei – verbunden mit einem beträchtlichen materiellen Aufwand – lassen eher auf eine bewusste, neue Förderung der Liturgie als auf deren gewohnheitsmässige Ausübung, ja sogar Verschlechterung schliessen. Es ist kaum anzunehmen, dass bei solchen Investitionen das Offizium, dessen Feier täglich mehrere Stunden in Anspruch nahm, nicht auch tatsächlich gefeiert wurde – selbst wenn die adligen Domherren einen Stellvertreter damit beauftragten. Dass die Liturgie das Selbstverständnis eines Hofes sehr wohl bestimmte, konnte der Rezensent mit seinen Forschungen zum Kloster St. Gallen im 13. Jahrhundert (Paul Oberholzer, *Vom Eigenkirchenwesen zum Patronatsrecht, Leutkirchen des Klosters St. Gallen im Früh- und Hochmittelalter*, St. Galler Kultur und Geschichte 33, St. Gallen 2002) zeigen, kommt aber auch im *Cartulaire du Chapitre de Notre-Dame de Lausanne* (rédigé par le Prévot Conon d'Estavayer [1228–1242], publié par la société d'histoire de la Suisse Romande, Lausanne 1851) klar zum Ausdruck. Lassen sich zur Feier des Offiziums in der Kathedrale keine Anhaltspunkte in den Quellen finden? Hier läge bestimmt ein Punkt, an dem zahlreiche Wesensmerkmale eines geistlichen Hofes zusätzlich herausgearbeitet werden könnten.

Paul Oberholzer

**Markus Kaiser (Hg.): Benediktinerinnen-Abtei St. Gallenberg in Glattburg bei Oberbüren, Verlag am Klosterhof, St. Gallen 2004, 368 S., sFr. 115.–**

Die Benediktinerinnen-Abtei St. Gallenberg in Glattburg bei Oberbüren, Kanton St. Gallen, ist der letzte Zweig der 1805 säkularisierten Benediktinerabtei St. Gallen. Das Kloster wurde 1754 im toggenburgischen Libingen errichtet, 1760 unter Zuzug von Benediktinerinnen aus St. Gallen-St. Georgen auf die Benediktsregel verpflichtet und 1781 vom St. Galler Fürstabt Beda Angehrn (1767–1796) auf Schloss Glattburg verlegt. Als Mutterkloster der Ewigen Anbetung in der Schweiz besitzt das Kloster – das 1984 zur

Abtei erhoben wurde – frömmigkeitsgeschichtliche Bedeutung weit über die Kantonsgrenzen hinaus. Das Jubiläum ihres 250jährigen Bestehens bot die Veranlassung zur Herausgabe eines repräsentativen Bandes mit 20 Beiträgen zur Geschichte, Kultur und Gegenwart der Abtei.

Ein erster Teil behandelt unter dem Titel »Kloster und Ewige Anbetung« (S. 13–108) benediktinische Spiritualität und geistliches Erbe der Klostergemeinschaft. Diese pflegt seit der Gründung 1754 die Ewige (ständige) Anbetung Christi in der Eucharistie und wird dabei, wie die derzeitige Äbtissin Bernarda Meile in ihrer Einführung schreibt, heute auch von Laien unterstützt. Abt Martin Werlen (Einsiedeln) thematisiert die Zeitgemässheit der Klöster und betont ihre Rolle als »Biotope der Hoffnung« (S. 28). Erwin Keller erläutert in kritischer Auseinandersetzung mit der nachkonziliaren liturgischen Entwicklung »Bedeutung und Notwendigkeit der Ewigen Anbetung« (S. 31–62). Uwe Scharfenecker gibt eine ebenso gründlich recherchierte wie prägnante Geschichte der »Ewigen Anbetung im Gebiet der Fürstabtei St. Gallen« (S. 63–103) unter Berücksichtigung auch der Einführung der Ewigen Anbetung in dem von der Fürstabtei St. Blasien abhängigen Frauenkloster Berau. Dabei fällt Licht auch auf die schillernde Gestalt des Weltpriesters und Klostergründers Joseph Helg (1720–1787) und seine »exaltierte Religiosität« (S. 83). Dieser kann wohl als »der grosse Inspirator« (S. 102) der Ewigen Anbetung gelten, doch gründete er überstürzt Klöster, die er ungenügend fundiert ihrem Schicksal überliess mit all den negativen Folgen für die betroffenen Klosterfrauen. Die zeitgenössische Lebensbeschreibung, welche die Glattburger Benediktinerin Wiborada Zislin (1749–1812) über den Klostergründer verfasste und hier erstmals abgedruckt ist, dokumentiert diesen Sachverhalt zusätzlich. Darin klagt sie nicht ohne Bitterkeit, dass Helg »sein erst errichtetes Kloster Lübingen im Stich gelassen und »vom unmässigen Eifer eingenhoben« (S. 106) sich anderen Klostergründungen zugewandt habe.

Im zweiten Teil »Von der Glattburg zum Kloster St. Gallenberg« (S. 109–176) beschreiben Martin Peter Schindler die Glattburg als Siedlungsplatz seit der späten Bronzezeit, Lorenz Hollenstein und Markus Kaiser die Geschichte der Glattburg von der Ersterwähnung 788 bis zum Einzug der Benediktinerinnen 1781. Angeschlossen sind der zeitgenössische Bericht Schwester Zislins über den Umzug der Klosterge-

meinschaft von Libingen nach Glattburg und eine quellengetreue Auswertung von Zislins Chronik der Revolutionszeit von 1794 bis 1806 (Markus Kaiser).

Der dritte kunsthistorische Teil ist der »Klosterkirche St. Gallenberg« (S. 177–230) gewidmet. Diese erweist sich als spätbarockes Meisterwerk, dessen reiche Ausstattung eine erstaunliche, aber gewollte geistige Thematik mit der damaligen Abteikirche und heutigen Kathedrale St. Gallen aufweist (Josef Grünenfelder). Es folgen zwei Beiträge zum Werk des Bildhauers Johannes Wirtensohn (1749–1818) (Josef Grünenfelder) und zu den kirchlichen (Kirchensilber) und weltlichen (Küchenzinn) Metallarbeiten im Kloster St. Gallenberg (Angelo Steccanella).

Der vierte Teil »Miscellaneen« (S. 231–336) enthält Beiträge über »Die heilige Wiborada und das Frauenkloster St. Georgen« († Johannes Duft) mit seinen Beziehungen zu St. Gallenberg, »Die Parmentikwerkstatt Glattburg« (Anne Wanner) und »Die Bibliothek der Benediktinerinnen von St. Gallenberg und das Kloster St. Gallen« (Karl Schmuki). Erstmals gewürdigt wird die klösterliche Textilkunst, die bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts auf hohem Niveau blühte und mit der die Benediktinerinnen an der Stickereiblüte der Ostschweiz partizipierten. So gut wie nicht bekannt war bisher der wertvolle Altbestand der historischen Klosterbibliothek, die zahlreiche, nur hier vorhandene Werke besitzt. Beiträge von Markus Kaiser über »Zwei Motivbilder von Johann Ulrich Schnetzler im Kloster St. Gallenberg« und »Die Möbel des Obervogts Johann Viktor von Thun« sowie eine Bildersequenz aus dem Kloster beschliessen diesen Teil. Ein Anhang bietet verschiedene Verzeichnisse, u. a. eine Auflistung aller bisherigen Professoren.

Das sorgfältig gestaltete und mit rund 300 Abbildungen reich ausgestattete Werk stellt eine willkommene Bereicherung der Kloster- und Bistumsgeschichte dar und verdient eine breite Leserschaft.

Franz Xaver Bischof

**Peter Niederhäuser, Alois Niederstätter (Hg.): Die Appenzellerkriege – eine Krisenzeit am Bodensee? (Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs 7), 179 S., 18 Abb., UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2006, € 29,-/SFr 50,70**

Der anzuzeigende Band versammelt die Beiträge einer Tagung, die im Sommer 2005 vom Vorarlberger Landesarchiv und dem Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung in Bregenz veranstal-

tet wurde. Anlass war der 600. Jahrestag der Schlacht am Stoss, in der ein Heer der Herzöge von Österreich am 17. Juni 1405 von den Appenzellern und ihren Verbündeten geschlagen worden waren. Im Mittelpunkt der Tagung stand jedoch weniger die weitgehend bekannte Ereignisgeschichte. Das Augenmerk lag vielmehr auf den verborgenen Zusammenhängen, den Hintergründen, den latenten Spannungsfeldern und den Handlungsspielräumen der Protagonisten. Den Herausgebern gelang es darüber hinaus, nachträglich weitere Autoren zu gewinnen, deren ergänzende Beiträge den Sammelband geschickt abrundeten. So entstand insgesamt ein Kompendium, das dem Leser die Vielschichtigkeit und Komplexität der Zeit der Appenzellerkriege in überaus anregender Weise vor Augen führt. Eingeleitet wird der Band durch zwei grundlegende Aufsätze. Martina Stecken leitet in ihrem Beitrag »Krisenbewusstsein und Krisenmanagement zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Quellen zur Kommunikation im Herrschaftsverhältnis« (19–31) aus einer Vielzahl von Klageschriften überwiegend bürgerlicher Provenienz ein allgemeines Gefühl der Bedrohung, der Rechtsunsicherheit und der Friedenssehnsucht habsburgischer Hintersassen ab, die in einem entschiedenen Auftreten der Landesherrschaft den entscheidenden Schritt zur Verbesserung der allgemeinen Lage sahen. Wesentlich ambivalenter verhielt sich nach Peter Niederhäuser, »Im, sinen landen und luten gar ungtülich getan – Herzog Friedrich von Österreich, seine Landvögte und die Appenzellerkriege (33–52) der ostschwäbische Adel, auf dessen Loyalität sich Habsburg wegen dessen eigener territorialer Ambitionen weit weniger verlassen konnte. Herzstück des Tagungsbandes sind sechs Beiträge, die jeweils regionale Sichtweisen präsentieren und in der Summe ein ausgesprochen facettenreiches Bild dieser Krisenzeit bieten. Die Basis liefert Alois Niederstätter mit seinem knappen, ereignisgeschichtlichen Abriss »Der Appenzellerkrieg im südlichen Vorarlberg – Ursachen und Auswirkungen« (55–65). Die Rolle aller Beteiligten, insbesondere die anti-habsburgische Stoßrichtung des Zweckbündnisses von Appenzell, Schwyz und den St. Galler Bürgern wird präzise herausgearbeitet sowie die Mähr von der allgemeinen Volkserhebung nochmals eindeutig negiert. Sehr aufschlussreich sind die anschließenden Ausführungen von Thomas Klagian »Vorarlberg im Appenzellerkrieg. Unter Berücksichtigung der ambivalenten Rolle der Grafen von Montfort-Bregenz (67–79). Am Bregenzer Beispiel wird veranschaulicht,

wie ein adeliger Stadtherr seine Herrschaft möglichst unbeschadet durch die schwierigen Zeitläufe führt und die Bürger ihn dabei, vornehmlich durch politische und wirtschaftliche Eigeninteressen motiviert, unterstützen. Spannend zu lesen ist Andreas Bihrs Blick auf das urbane Zentrum am Westufer des Bodensees: »Konstanz und die Appenzellerkriege. Zu Gestaltungszielen, Konfliktaustragung und Konsensfindung von Stadt und Bischof« (81–115). Auf der Grundlage seiner profunden Kenntnisse der primären und sekundären Quellenlage weist er überzeugend nach, dass Konstanz zumindest in der ersten Phase der kriegerischen Auseinandersetzung eine herausragende Rolle als politischer Akteur zukommt. Wie stark persönliche Ambitionen den weiteren Verlauf der Ereignisse beeinflussten, machen seine Ausführungen zur konfliktverschärfenden Politik des Konstanzer Bischofs Albrecht Blarer deutlich. Auf der Grundlage der in den Seckelamtsbüchern der Stadt Sankt Gallen notierten Ausgaben für das Bergen der Gefallenen stellt Stefan Sonderegger in seinem Beitrag »Ein beinahe vergessener Beitrag der St. Galler zu den Appenzellerkriegen« (117–128) die Kampfgemeinschaft der Sankt Galler Bürger mit den Appenzellern in den Scharmützeln am Hauptlisberg und bei Kappel dar. Ein Pendant findet er in der Betrachtung der Verliererseite in Peter Niederhäusers Aufsatz »Der größte Trauertag Alt-Winterthurs? Winterthur und der Appenzellerkrieg« (129–137). Als relativ schwache Figur auf dem politischen Schachbrett sah sich Winterthur gezwungen, zwischen den Polen Habsburg und Zürich zu lavieren – ein politischer Grundzug, der sich während weiter Strecken des Spätmittelalters nachweisen lässt. Andreas Meyerhans lenkt den Blick auf »Die Appenzellerkriege und ihre Bedeutung für den eidgenössischen Landort Schwyz (139–150). Durch einen Mix aus militärischen, ökonomischen und juristischen Maßnahmen hatte Schwyz seinen Einflussbereich bereits seit zwei Jahrzehnten deutlich ausgedehnt und bei den Eidgenossen erhebliches Misstrauen geweckt. Um so erstaunlicher, dass es den Schwyzern erneut gelang, nicht nur ihr Engagement für die Appenzeller unbeschadet zu überstehen, sondern sich sogar die habsburgische Herrschaft March zu sichern. Den Abschluss des Bandes bilden zwei Beiträge zur Kriegs- und Überlieferungsgeschichte. Rudolf Gamper konzentriert sich auf »Die Schlacht am Stoss – Chronikalische Erzählungen« (153–173). Er zeigt, wie sich verschiedene Traditionsstränge verbinden und zunehmend legenden-



hafte Elemente, etwa die Heldentaten des Uli Rotach, Eingang in die Überlieferung fanden. Dass es sich bei der Frage nach der Historizität dieser Figur letztlich um eine Glaubensfrage handelt, betont Matthias Weishaupt »Uli Rotach: Faktum oder Fiktion?« (175–179). Eine übersichtliche Zeittafel der wichtigsten Ereignisse runden einen Tagungsband ab, der nicht nur sehr lesenswert ist, sondern gleichzeitig ein sehr schönes Beispiel dafür, wie historische Jubiläen für die Forschung fruchtbar gemacht werden können.

Peer Frieß

**Straubenzell, Landschaft – Gemeinde – Stadtteil. Hg. von der Ortsgemeinde Straubenzell, Selbstverlag, St. Gallen 2006, 182 S., 79 Abb., 58 sFr. / € 38,-**

Wer es wagt, eine Stadt- oder Gemeindegeschichte zu schreiben, sollte sich im Klaren sein, dass er nicht auf einen grossen Leserkreis hoffen darf. »Die Geschichte der Stadt St. Gallen« (1988) von Ernst Ehrenzeller wird in Wil niemand zur Hand nehmen, die Gemeindegeschichte von »Gaiserwald« (2004) interessiert selbst in der Nachbargemeinde St. Gallen kaum jemanden. Dazu kommt für unsere Gegend ein immer noch ambivalentes Verhältnis zu Büchern. Einer, der es wissen musste, Diakon Peter Ehrenzeller, klagte schon 1825 in den »Jahrbüchern der Stadt St. Gallen«: »Es herrscht hier bei vielen Leuten und namentlich auch bei einem Theil des Kaufmannstandes eine gewisse Furcht vor dem Bücherkaufen. Während an Mode- und Luxusartikel kein Geld gespart wird, so kehren manche die paar Kreuzer mehrmals um, die für etwas litterarisches ausgegeben werden sollten, und treffen lieber die mühsamsten Dispositionen, die Schrift lehnweise zu erhalten. Wenn von einem solchen Geschichtswerk tausend Exemplare – viele davon als Geschenke – weggehen, ist das viel.« Der Verfasser einer lokal-historischen Schrift, der nicht mit einem Bestseller rechnen kann, sollte sich mit einem Satz trösten, der in Friedrich Engel-Janosis »Erinnerungen aus einer verlorenen Generation« mit dem schönen Titel »...aber ein stolzer Bettler« (1974) steht: »Man schreibt ein Buch nur für sich selbst; für wen denn sonst?«

Das heisst nun aber mitnichten, dass wir die »Geschichte der Heimat« gering achten; von ihr heisst es in Jacob Burckhardts »Weltgeschichtlichen Betrachtungen«: »Wohl gibt es Dinge, worin die heimatliche Geschichte für jeden ihre ewigen Vorzüge haben

wird, und sich mit ihr zu beschäftigen, ist eine wahre Pflicht.« Dieser »wahren Pflicht« hat sich nun Stadtarchivar Marcel Mayer unterworfen und zusammen mit Martin Arnet, Susan Edthofer, Fredi Hächler, Edgar Heilig, Oskar Keller, Stefan Sonderegger und Regula Steinhauser-Zimmermann einen rund 180 Seiten umfassenden Band über die Gemeinde Straubenzell erarbeitet.

Stadtpräsident Franz Hagmann schreibt in seinem »Vorwort« (S. 7): »Das heutige Gebiet der Stadt St. Gallen ist aus der Vereinigung der politischen Gemeinden Straubenzell und Tablat mit der politischen Gemeinde St. Gallen entstanden. Dieser Zusammenschluss von 1918 wird auch »Stadtverschmelzung« genannt, ein Begriff, der durchaus anschaulich die heutige Wirklichkeit dokumentiert: Die Stadt ist ein einheitliches Ganzes geworden; die einstigen örtlichen Trennungen sind kaum mehr wahrnehmbar, lokale Unterschiede, etwa in der Umgangssprache, sind mehr und mehr verwischt worden. Dass dennoch in den einzelnen Stadtgebieten bis heute eine eigene kulturelle Identität erhalten blieb, ist auch das Verdienst der vier Ortsgemeinden in St. Gallen [St. Gallen, Rotmonten, Straubenzell, Tablat], deren Bestand durch die Stadtvereinigung nicht in Frage gestellt worden ist.

Die »Landschaftsgeschichte« (S. 10–29) behandelt der durch verschiedene Vorträge vielen Mitgliedern des Bodensee-Geschichtsvereins bekannte Geologe Oskar Keller. Sein auch für Laien verständlich geschriebener Text ist mit hervorragenden Abbildungen erklärend illustriert, wobei ganz besonders die kolorierten Zeichnungen zur Veranschaulichung geologischer Vorgänge und Gegebenheiten höchst hilfreich sind. Oskar Keller schliesst seinen Beitrag mit folgendem nachdenklich stimmenden Abschnitt (S. 26–27): »Mittlerweile ist der weitaus grösste Teil des Straubenzeller Areals ver- und überbaut. Von Baumaschinen verschont blieben bis jetzt nur die tiefen Tobel, die höchsten Bergrücken und wenige Randgebiete. Es ist sehr zu hoffen, dass sich wenigstens hier die Natur und damit die geologischen Prozesse natürlich und nicht menschlich erzwungen weiter entwickeln dürfen. Der seit kurzem kantonal und auf Gemeindeebene eingeführte Schutz von Geotopen (erhaltenswerte geologische Objekte und Landschaften) dürfte dabei eine wichtige Rolle spielen.«

Beeindruckend an den Erklärungen der Geologen und Archäologen sind die Zeiträume, in welchen

diese Wissenschaftler arbeiten und denken: »vor 22 bis 17 Mio. Jahren«, »vor etwa 2,5 Mio. Jahren« (S. 16, 17). Was ist gegen solche Zahlen ein Menschenleben? »Ein Augenaufschlag Gottes«, hat einmal einer dazu gemeint... Mit solchen Zeiträumen (etwa 14 000 vor heute bis zur römischen Epoche) arbeitet auch Regula Steinhäuser-Zimmermann in ihrem Beitrag »Urgeschichtliches Straubenzell«; der Untertitel lautet allerdings: »Urgeschichte in Straubenzell? – Unbekannt!« Die Verfasserin weiss nämlich nicht, »ob die Gegend tatsächlich unbesiedelt war oder ob es sich um eine Forschungslücke handelt« (S. 30). Deshalb beschreibt sie im fünfseitigen Beitrag hauptsächlich den römischen Münzschatz von Bruggen (S. 32–34) und bietet in einer hervorragenden Abbildung eine Auswahl von Münzen aus diesem Schatzfund des Jahres 1824. Über die Gründe dieses Schatzversteckes kann sie nur spekulieren: »Notgroschen? Familienvermögen? Opfer an die Götter? Verwahrfund in kriegerischen Zeiten? Versteck von Diebesgut?« (S. 34)

In näherliegende Zeitläufe führt Edgar Heiligs sehr geschickt illustriertes Kapitel »Zwischen Stadt und Fürstenland, Zur Siedlungsentwicklung der Gemeinde Straubenzell« (S. 35–54). Heilig knüpft an geologischen Gegebenheiten und Auffälligkeiten der Topographie an, beschreibt den Sittergraben als Trennlinie durch das Gemeindegebiet und die Bedeutung der Sitterübergänge; beim Abstieg zum Sittergraben und Aufstieg sind frühe Siedlungsschwerpunkte entstanden. Er geht dann ein auf die schubartige Entwicklung durch Industrialisierung und Eisenbahnbau sowie die Planung grosser Bauvorhaben im Hinblick auf Gross-St. Gallen. Sein »Bericht über die Siedlungsentwicklung endet mit einem Fragezeichen für die Zukunft« (S. 47).

Vom »Ortsnamenpapst« Martin Arnet stammen die Beiträge »Was Namen erzählen« (S. 55–64) und »Leben im Quartier« (S. 148–150). Mit seinem grundlegenden Buch über »Die Orts- und Flurnamen der Stadt St. Gallen« von 1990 hat er ein stets hilfreiches grossartiges Nachschlagewerk geschaffen. In der hier vorliegenden Sprachstudie (S. 55–64) bietet er Namensklärungen für das leicht einsichtige Bruggen, die mit philologischen Methoden erschliessbaren Namen Haggen, Chräzern, Günsen, Sitter, Urnäsch sowie auch für das grammatikalische Geschlecht von Kubel und Menzlen.

Der eigentlich geschichtliche Teil beginnt mit Stefan Sondereggers Kapitel über »Straubenzell im

Mittelalter – zwischen Kloster und Stadt« (S. 66–85). Sein »Blick auf die mittelalterliche Geschichte Straubenzells« erfolgt – wenn man so sagen darf – durch die Brille des »Chartularium Sangallense«, des Sanktgaller Urkundenbuches, das St. Sonderegger zusammen mit Otto P. Clavadetscher bearbeitet. Und hier zeigt sich einmal mehr – wie beispielsweise schon bei der Gemeindegeschichte von Gaiserwald –, was für eine reich sprudelnde Quelle dieses nun sieben Bände umfassende Urkundenwerk ist (1983–2003 mit Urkunden aus der Zeit von 1000–1381).

Stefan Sonderegger beschreibt die rechtliche Abhängigkeit Straubenzells vom Kloster St. Gallen (Straubenzell als Teil des Kerngebiets des Klosters) und die wirtschaftliche Abhängigkeit von der Stadt St. Gallen sowie die Intensivierung der Herrschaftsrechte im 15. Jahrhundert. Er bietet eine Kartierung der Höfe und Güter in Straubenzell aufgrund des Lehenbuchs von 1491 und behandelt dann den Einfluss der nahen Stadt St. Gallen auf Straubenzell – am Beispiel des wohl grössten Hofes auf Straubenzeller Boden, der Schoretshueb. Die Schoretshueb war seit dem 15. Jahrhundert »einer der grössten Getreidehöfe des Heiliggeist-Spitals St. Gallen« (S. 81–82).

Der umfangreichste Teil dieser Straubenzellergeschichte stammt von ihrem Bearbeiter, Stadtarchivar Marcel Mayer. Seinem Kapitel über »Gewerbe und Heimarbeit« (S. 86–95), in welchem er von Mühlen, Schmieden und Ziegelhütten, vom Kalkofen sowie dem Leinwandgewerbe in der Nachbargemeinde St. Gallens berichtet, folgt eine kurze Darstellung der Papiermühle in der Oberen Chräzern (S. 96–99) von Fredi Hächler. Die Kapitel über »Kirche und Schule« (S. 100–105) sowie »Kirchgemeinden und Schulgemeinden« (S. 125–131) konnten von M. Mayer zurecht kurz gehalten werden, weil im »Straubenzeller Buch« von 1986 darüber in epischer Breite erzählt wird.

In den Teilen III und IV behandelt Marcel Mayer »Straubenzell als politische Gemeinde« (1798–1918) sowie »Straubenzell als Teil der Stadt St. Gallen« (seit 1918 bis heute): Vom äbtischen Herrschaftsgebiet zur politischen Gemeinde mit den Abschnitten unruhige Zeit der Helvetischen Revolution und deren Vorgeschichte; Auflösung der äbtischen Herrschaft, Freie Republik der Landschaft St. Gallen sowie Gründung und Etablierung einer selbständigen politischen Gemeinde des Kantons St. Gallen; sodann Wachstum von Wirtschaft und Bevölkerung mit Entwicklung von bäuerlich-gewerblicher Wirtschaftsstruktur zum industriellen Vorort von St. Gallen; früheste Industrien

(Flachsspinnerei im Sittertal, Stickereifabrik Rittmeyer); Industrialisierung mit zunehmender Dominanz der Stickerei; Burg-Areal als Gewerbe- und Industriegelände, Tröckneturm; Bevölkerungsboom als Folge der Industrialisierung sowie Zuzüger, Zuwanderung von Ausländern und Ende der ziemlich homogenen Gesellschaft (S. 107–124). Im vierten Teil (S. 133–147) werden das Ende der selbständigen politischen Gemeinde sowie die Stadtvereinigung mit St. Gallen und Tablat beschrieben und anschliessend die Ansiedlung neuer Wirtschaftszweige: Zusammenbruch der Stickereiindustrie, Wirtschaftskrise und Förderung nicht textiler Branchen. Im Abschnitt »Das Ende der Textilstadt« schliesslich wird die wirtschaftliche Entwicklung seit dem Ersten Weltkrieg bis heute anhand ausgewählter Firmen aufgezeigt.

Susan Edthofer zeichnet auf sieben bzw. neun Seiten (151–159, 4 Abb.) ein Porträt der Ortsgemeinde Straubenzell aufgrund von Angaben des Bürgerrates: Organisation, Bürgerrecht, Liegenschaften, Finanzverwaltung, Forstwirtschaft, Kulturengagement. Den Schluss des Bandes bildet ein Anhang (S. 161–181) mit den Anmerkungen, mit Quellen- und Literaturverzeichnis, einem Register sowie Angaben zu den Autoren (und natürlich Autorinnen).

Gut eingestreut in den Text sind sogenannte »Kästchen«: Der Münzschatz aus dem Hätterenwald, Einweihung der Eisenbahnbrücke, Des Schutzengels Nähe, Hundwiler Leiter, Straffung der Klosterherrschaft, Breitfeld, Siechenhaus, Politische Kräfteverhältnisse, Firmen in Straubenzell um 1907, Brauerei und Politik, Vater und Sohn Hungerbühler, Brand der Färberei Sittertal, Milchlieferant, Todesfälle, Tuberkulose. Dass dabei Emil Wüst zweimal und Hans Suhner gleich viermal (S. 145–147) hintereinander vorgestellt werden, nimmt man als älterer und immer vergesslicher werdender Leser gerne in Kauf.

Bei der Abfassung seiner Texte ist Martin Arnet vermutlich seine Tätigkeit als Redaktor des »St. Galler Tagblatt« in die Quere gekommen: Wie diese »Kurzfutterfabrik« zerstückelt er seinen Text in kleine und kleinste Abschnitte (S. 58 einer mit zwei Zeilen) und macht lächerliche Konzessionen an die vermeintlich korrekte politische oder »feministische« Schreibweise: »Wie bitte?, wird sich da manche(r) fragen« (S. 56) oder »Geht man bzw. frau...« (S. 62). An der bekannten grossen Korrektheit des Marcel Mayer, der immer Straubenzeller und Straubenzellerinnen, sodann Ausländer und Ausländerinnen, Einwohner

und Einwohnerinnen, Katholiken und Katholikinnen schreibt, beginnen der Leser und selbstredend auch die Leserin zu zweifeln, weil die Evangelischen und Reformierten, Juden, Pendler, Quartierbewohner und Steuerzahler der eleganten Formulierungen Evangelischeinnen, Reformierteinnen, Jüdinnen, Pendlerinnen, Quartierbewohnerinnen und Steuerzahlerinnen nicht teilhaftig werden. Über diese bedenkliche politische Unkorrektheit trösten einem nur die Unworte Lehrkräfte und Mitarbeitende hinweg. Susan Edthofer treibt in ihrem kurzen Abschnitt über die Ortsgemeinde den »Sexismus« in der Sprache dergestalt auf die Spitze, dass einem darob die Lektüre fast verleidet. Auf nur 30 Zeilen (S. 152) bietet sie Anwärter, Ausländer (gleich zweimal), Bewerber, Bewohner und Bürger (S. 158) ebenfalls zweimal hintereinander immer mit der weiblichen Form, am schönsten in der Fassung der Ortsbürgerinnen und -bürger. Diese Variante gefällt ihr so gut, dass sie sie auf Seite 159 nochmals bringt. Es begegnen uns dann noch (S. 158–159) die Jubilarin, Straubenzellerinnen, Besucherinnen und Künstlerinnen; hingegen fehlen die Lehrlinginnen und Nutzniesserinnen. Damit nicht auf einer Seite dreimal Künstlerinnen und Künstler (S. 159) geschrieben werden musste, wurde auf die »bastardhafte Zusammensetzung« Kunstschaftende ausgewichen (vgl. dazu »Kulturschaftende« in Dolf Sternberger, Gerhard Storz, W.E. Süskind: Aus dem Wörterbuch des Unmenschen, Frankfurt a. M., Berlin 1986, S. 102–108). Dass die Anwärterinnen immer vor den Anwärtern usw. aufgeführt sind, ist vermutlich eine Konzession (ladies first) an eine Courtoisie aus längst vergangenen Tagen. Diesen überkorrekten Menschen und Menschinnen sei zur Lektüre empfohlen beispielsweise »Vom Christinnen- und Christentum« von Wolf Schneider, das Kapitel über die »Sprache« in Max Frenkels ABC des politisch unkorrekten Schweizers oder der Abschnitt »Sexismus in Anreden und Berufsbezeichnungen« im »Sprach-Knigge« von Ilse und Ernst Leisi. (Wolf Schneider: Den Briefträger biss der Hund, Deutschstunde mit 33 neuen Fragezeichen, Zürich 2000, S. 35–38. Max Frenkel: Äxgüsi, Das ABC des politisch unkorrekten Schweizers, Zürich 2004, S. 71–73. Ilse und Ernst Leisi: Sprach-Knigge oder Wie und was soll ich reden?, Tübingen 1993, S. 77–81.)

Nun wollen wir aber die Besprechung dieses schönen und sonst makellosen Buches nicht mit den Quisquilien eines sprachlich und stilistischen Fossils enden lassen, sondern lobend erwähnen, dass man

die sorgfältige Einwirkung des Bearbeiters Marcel Mayer als stilsicheren Redaktors dem ganzen Text anmerkt: er ist durchwegs gut verständlich und leserfreundlich geschrieben. Diese Gemeindegeschichte zeichnet sich weiter aus durch ihre wohlthuende Kürze (rund 180 Seiten), ihre gut gewählten farbigen und schwarz-weißen Abbildungen sowie eine höchst gediegene Aufmachung. Die Gestaltung besorgte Hans-Peter Kaeser, der mit »Straubenzell, Landschaft – Gemeinde – Stadtteil« das schönste Buch zur Geschichte der Stadt St. Gallen der vergangenen dreissig Jahre geschaffen hat. Die Herausgabe dieses Werkes ermöglichte die Ortsgemeinde Straubenzell, an deren kulturell aufgeschlossenem Bürgerrat der Stadtrat von St. Gallen diesbezüglich sich ein Beispiel nehmen könnte!

Jacob Burckhardt (1818–1897) hat einmal zu einem seiner Schüler gesagt, oft könne man in einem Geschichtswerk »ja nur Sachliches, Trockenes« schreiben, »aber man soll es so elegant als möglich geben, das ist man dem Publikum schuldig«, und weiter, er solle »etwas schreiben bloß in einem Bande, elegant, und allen Schutt nur in Zitaten unten anfügen«. (Arnold von Salis: Zum hundertsten Geburtstag Jakob Burckhardt's (Erinnerungen eines alten Schülers), in: Basler Jahrbuch 1918, S. 288.) Diesen Empfehlungen des grossen Basler Kulturphilosophen und Kunsthistorikers ist Marcel Mayer aufs Schönste gefolgt, und so gilt für das Straubenzeller Buch, was Burckhardt 1842 seinem Freund Gottfried Kinkel aus Berlin schrieb: »Ein Gelübde habe ich mir gethan: mein Lebenlang einen lesbaren Styl schreiben zu wollen, und überhaupt mehr auf das Interessante als auf trockne faktische Vollständigkeit auszugehen. Es ist der Schande werth, daß die Werke der meisten deutschen Historiker nur von Gelehrten gelesen werden [...]. Man spricht immer von einer Kunst der Geschichtsschreibung, und manche glauben genug gethan zu haben, wenn sie an die Stelle der Schlosser'schen Labyrinthperioden eine spröde Nebeneinanderstellung der facta setzen. Nein, ihr guten Leute, es handelt sich jetzt um Sichtung der facta, um Ausscheidung dessen was den Menschen interessieren kann; thut ihr darin was großes, so wird Euch auch der Büchermensch danken müssen.« (Jacob Burckhardt, Briefe, Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe, Mit Benützung des handschriftlichen Nachlasses hergestellt von Max Burckhardt, Basel 1949, Band I, S. 197.) Marcel Mayer und seine Mitautoren haben etwas Grosses geleistet und

nicht bloss »der Büchermensch«, sondern viele Leser werden es ihnen danken.

Ernst Ziegler

**Frieder Schanze (Hg.): Ludwig Sterners Handschrift der Burgunderkriegschronik des Peter von Molsheim und der Schwabenkriegschronik des Johannes Lenz mit den von Sterner beigefügten Anhängen. Beschreibung der Handschrift und Edition der Schwabenkriegschronik (Illuminationen: Studien und Monographien, hg. von Heribert Tenschert, Bd. 7), Bibermühle/Ramsen 2006, 356 S. und 16 farbige Tafeln, € 160.–**

Die Burgunderkriege 1474–77 und der Schwabenkrieg bzw. Schweizerkrieg von 1499 gehören zu den einschneidendsten Ereignissen der eidgenössischen Geschichte. Die dabei bewiesene militärische Überlegenheit der Schweizer verschaffte ihnen europaweites Ansehen. Durch die seenahen Kriegsschauplätze und die Konfrontation mit dem Schwäbischen Bund ist insbesondere der Schwabenkrieg, der aus deutscher Sicht Schweizerkrieg genannt wurde, auch ein Teil der Geschichte des Bodenseeraumes geworden.

Zum 2001 erschienenen Teilfaksimileband der Sterner'schen Originalhandschrift von 1500/01 der Schwabenkriegschronik hat Frieder Schanze nun einen umfangreichen Kommentarband vorgelegt. Diesem stellt er zunächst eine Personenskizze des Autors, des Freiburger Notars und späteren Bieler Stadtschreibers Ludwig Sterner (gest. 1541) voran, der die Sammelhandschrift 1500/1501 angefertigt hat und lässt dann eine Beschreibung der Handschrift und ihrer Besitzer folgen. Den Kern des Bandes bildet eine kritische Textausgabe der umfangreichen und literarisch anspruchsvollen Reimchronik des Schwabenkrieges von Johannes Lenz und der Chronik der Burgunderkriege von Peter von Molsheim sowie die die beiden Werke ergänzenden politischen Dichtungen. Alle Texte sind durch einen Orts- und Personenindex erschlossen.

Durch die wissenschaftliche Bearbeitung der Handschrift, welche vom heutigen Besitzer, Heribert Tenschert, angeregt worden ist, konnte Schanze eindeutig nachweisen, dass es sich bei dem Werk um das Originalmanuskript Sterners handelt und nicht wie bislang angenommen, um eine etwa 1524 angefertigte kalligraphische Abschrift. Auch kann er eindrucksvoll zeigen, welch hohen Quellenwert die

Sterner'sche Chronik besitzt. Allein durch sie ist die Schwabenkriegschronik des Johannes Lenz erhalten geblieben, kennt man nun sechs bedeutende zeitgenössische politische Lieder. Darüber hinaus hat man es bei fünf weiteren Liedern, darunter dem wirkungsmächtigen »Lied vom Ursprung der Eidgenossenschaft«, mit der Erstüberlieferung oder mit dem frühesten handschriftlichen Zeugnis zu tun.

Ferner kann der Bearbeiter aufzeigen, dass Sterner durch die Auswahl und die Anordnung der Bestandteile der Handschrift mehr als eine bloße Kompilation gelungen ist: »Durch die Verbindung von Burgunderkriegs- und Schwabenkriegschronistik und ihre Verselbständigung gegenüber allen anderen historischen Zusammenhängen hat er die beiden eindrucksvollsten kriegerischen Erfolge der Eidgenossenschaft im ausgehenden Mittelalter unmittelbar aufeinander bezogen und zu einem großen Ereigniskomplex vereint. Er hat damit ein chronikalisches Konzept verwirklicht, das das Selbstbewusstsein der Eidgenossenschaft als einer nahezu unüberwindlichen Kriegsmacht in der Zeit um 1500 in prägnanter Weise dokumentiert« (S. 7).

Mit dem vorliegenden Band ist Frieder Schanze auf beeindruckende Weise eine vollständige Neubewertung der literarischen, historischen und geistesgeschichtlichen Bedeutung von Sterners Handschrift gelungen. Schanze hat ihr den Rang eines einzigartigen Dokuments eidgenössischer Historiographie zugewiesen.

Andreas Schmauder

**Michael Mente: Essen, Alltag und Verwaltung im Kloster. Das »Kreuzlinger Küchenbuch« von 1716: Text, Kommentar und Auswertung, 263 und 184 Seiten mit einigen Abbildungen, Chronos, Zürich 2005 sFr 58,-/€ 38,80**

Michael Mente analysiert und ediert in seiner Doktorarbeit das Küchenbuch des Kreuzlinger Augustiner-Chorherren-Stifts von 1716. Das Kloster wurde im frühen 12. Jahrhundert gegründet und Mitte des 19. Jahrhunderts aufgehoben. Heute sind in den ehemaligen Klostergebäuden die Pädagogische Maturitätsschule Thurgau und das Konvikt untergebracht.

Das Schriftgut des Stifts wird im Staatsarchiv Thurgau aufbewahrt. Darunter befindet sich das »Küchenbuch«, das 1714 bis 1716 vom Stiftsherrn Gaudenz Schropp (1685–1744) aus Mindelsheim

geschrieben wurde. Es handelt sich um ein Verwaltungshandbuch eines Kirchen-, Keller- und Proviandmeisters und ist ein Beispiel für die Verschriftlichung und Normierung des Klosteralltags im 18. Jahrhundert. Aufgrund der umfassenden Tätigkeit des Amtes gibt das »Küchenbuch« Einblicke in verschiedene Lebensbereiche.

Die Arbeit von M. Mente besteht aus fünf Teilen. Im ersten schreibt er über Inhalt und Form der Handschrift. Im zweiten Kapitel behandelt Mente ausgewählte Aspekte, die mit der Entstehung des »Küchenbuches« zu tun haben: Das Leben im Kloster, die klösterliche Verwaltung, ein »Kastnerreiebuch« aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts (das sich mit den wirtschaftlichen Belangen des Klosters beschäftigt), ähnliche Schriftstücke und zeichnet Überlegungen nach, die zur Erstellung und Bewahrung des »Küchenbuches« führten. Über das Vorgehen bei der Textedition informiert der dritte Abschnitt, während der vierte als Anhang u. a. ein nützliches Glossar umfaßt. Der fünfte Teil (mit eigener Seitenzählung) bildet die Edition des »Küchenbuches«.

Die Gliederung der Arbeit ist teilweise nicht glücklich. Die allgemeinen Abschnitte aus dem zweiten Teil über Klosterleben und -verwaltung sowie das in diesem Zusammenhang entstandene »Kastnerreiebuch« wären besser an den Anfang der Studie gestellt worden, während der Abschnitt über Entstehung, Nutzung und Aufbewahrung des »Küchenbuches« zur Beschreibung der Handschrift im ersten Kapitel gehört. Mit diesen Änderungen hätte das verwirrende Hin- und Herspringen vom »Küchenbuch« zu anderen Themen und wieder zurück vermieden werden können.

Zwar faßt M. Mente seine darstellenden Abschnitte teilweise nur als Kommentar zur edierten Quelle auf, doch ist seine Arbeit deutlich mehr. Er vermittelt einen anschaulichen Einblick in den reglementierten Alltag eines Klosters der Bodenseeregion im frühen 18. Jahrhundert. Mentés Arbeit lenkt das Interesse auf die bislang häufig vernachlässigten nichtstaatlichen Regeln, Ordnungen, Vorschriften und Anweisungen, die während des 18. Jahrhunderts nicht nur in Klöstern vermehrt entstanden. Seine gut und flüssig geschriebene Studie und die sorgfältige Edition bieten künftigen Forschungen eine solide Grundlage.

Ulf Wendler



Walter Elsener/Manfred Weigele: *Der Kanton Schaffhausen in alten Ansichten. Druckgraphiken 1544 bis 1900*. Verlag Huber, Frauenfeld 2005, 375 Seiten, rund 900 zumeist farbige Abbildungen; sFr 99,50

Es ist schon mehr als sehr erfreulich, wenn auf der Grundlage privater Initiative eine Publikation dieser Art erscheinen kann. Eine Gruppe von Graphiksammellern, unter ihnen neben den beiden verantwortlichen Herausgebern Walter Elsener und Manfred Weigele noch Hanspeter Böhni, Hermann Kuhn, Hans Peter Rohr und Marion Weigele, hat mit viel Engagement einen im Jahr 1999 gefaßten Plan umgesetzt: Sie hat alle greifbaren Druckgraphiken von Schaffhausen und Umgebung ausfindig gemacht und in einem qualitativ hochwertigen Band mit rund 900 durchweg brillanten Abbildungen publiziert. Sicher, Fachhistoriker hätten eine elegantere Einleitung verfaßt, doch die scherenchnittartigen »einleitenden Bemerkungen zum besseren Verstehen der Bilder und Texte« erklären kurz und prägnant die druckgraphischen Techniken des Hoch-, Tief- und Flachdrucks mit deren einschlägigen Untergruppen etwa des Kupferstichs, der Aquatinta oder des Stahlstichs.

Die Stadt Schaffhausen nimmt mehr als die Hälfte des Abbildungen für sich in Anspruch, was angesichts der Bedeutung der Kommune auch nicht wirklich verwundern kann. Während die Druckgraphiken des 16. bis 18. Jahrhunderts nur in verhältnismäßig geringer Zahl überliefert sind, nahm die Verbreitung im 19. Jahrhundert – begünstigt durch den einsetzenden Tourismus – fast explosionsartig zu. In der zweiten Jahrhunderthälfte lief ihr schließlich das neue Medium der Photographie den Rang ab, aber das ist eine andere Geschichte. Deutlich weniger Druckgraphiken sind von Stein am Rhein und Neuhausen am Rheinfluss verhanden. Verdienstvoll ist zweifellos die Dokumentation der kleineren Gemeinden wie Barga, Buch, Buchberg, Dörfingen, Gächlingen, Hallau, Hemishofen, Lohn, Neunkirch, Osterfingen, Rüdlingen, Schleithelm, Stetten, Thayngen, Wilchingen und »im Einvernehmen mit der Gemeindeverwaltung« (S. 341) der deutschen Exklave Büsingen. Ein umfangreiches Verzeichnis der Künstler rundet den gelungenen Band ab.

Jürgen Klöckler

Jürgen Klöckler/Norbert Fromm: *Der Bodensee in frühen Bildern. Photographien aus der Sammlung Wolf 1860–1930*. (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen XXXIX, herausgegeben vom Stadtarchiv Konstanz), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2005, 144 S., 129 Abbildungen in Duplex, € 24,90/ sFr. 43,80

Es gibt vermutlich wenige Quelleneditionen, die so attraktive Bände haben und so viele Leser außerhalb des historischen Fachpublikums ansprechen wie »Der Bodensee in frühen Bildern. Photographien aus der Sammlung Wolf 1860–1930« von Jürgen Klöckler und Norbert Fromm. Doch das Buch ist weder, wie es der Titel vermuten läßt, ein historischer Reiseführer durch die Bodenseelandschaft, noch soll es das Bedürfnis des Lesers nach schönen alten Photos befriedigen. Wie beim ersten Band (Jürgen Klöckler/Norbert Fromm: *Zwischen Mittelalter und Moderne. Konstanz in frühen Photographien aus der Sammlung Wolf 1860–1930*. Ostfildern 2003) beanspruchen die Autoren, daß es sich um eine Edition historischer Quellen handelt und nicht um einen Bildband.

Das Buch hat ein im Titel nicht ausgesprochenes Leitthema, an dem sich Konzeption und Bildauswahl orientiert. Die Autoren wollen den »Prozeß der Provinzialisierung des Bodenseeraums« offenlegen, »[den] Übergang einer idyllischen Landschaft in die Moderne« (Vorwort S. 5). In der Einleitung informiert Jürgen Klöckler in kompakter Form über den Begriff der Provinzialisierung und die Problematik und Methodik im Umgang mit photographischen Quellen. Zum besseren Verständnis empfiehlt der Rezensent diese Einleitung, gerade wenn man mit dem Thema wenig vertraut ist.

Die These der Provinzialisierung des Bodenseeraumes wurde in den 1970er Jahren an der Universität Konstanz von einer Forschergruppe um den Historiker Gert Zang aufgestellt. Demnach rückte der Bodensee im Zuge der napoleonischen Länderneuordnungen an die Peripherie aller Anrainerstaaten. Für Konstanz war der Bedeutungsverlust besonders schwer, da das seit dem frühen Mittelalter bestehende Bistum aufgelöst und nach Freiburg verlegt wurde. Benachteiligung bei der Verkehrsinfrastruktur und eine späte industrielle Entwicklung kamen hinzu. Beim Gewerbe dominierte zudem die arbeitsintensive und schlechtbezahlte Textilindustrie. Unter diesen Prämissen stehen Bildauswahl, Interpretation und Kommentierung.

In der Einführung (S. 8 ff.) klärt Jürgen Klöckler die Voraussetzungen für eine Edition photographischer Quellen. Dazu gehören die chronologische Einordnung, der historische Zusammenhang und die Intention des Photographen; außerdem ist wichtig zu wissen, ob es sich um eine Einzelaufnahme handelt oder um eine Vorlage für eine Publikation, bzw. zum Verkauf. Zu klären sind auch, wenn möglich, Auftraggeber, potentielle Käufer und die Frage, ob die Aufnahme arrangiert wurde. Die Ausführungen zum Thema photographische Quellen sind nicht nur erhellend zum Verständnis des Buchs, sondern auch allgemein von Bedeutung. Der Wert der Photographie als gleichrangige historische Quelle wurde erst spät erkannt, deshalb sind solche Erklärungen hilfreich.

Mit der Bildauswahl in »Der Bodensee in frühen Bildern« sollte »[...] die Provinzialisierung und damit der Prozeßcharakter von Geschichte anhand der photographischen Quellen visualisiert werden« (S. 13). So die Aufgabenstellung des Buchs. Dies sollte geschehen im Bewußtsein, »[...] daß Entstehungskontext sowie Verbreitung, Rezeption und Wirkung auf das Publikum bedeutende und möglichst zu klärende Analysepunkte darstellen.« (S. 11 f.). Die Autoren wählten aus dem Gesamtbestand der Sammlung von 8430 Glasplatten und mehreren hundert Altabzügen 129 Photographien aus, die zum Druck digitalisiert wurden (zur Geschichte der Photographenfamilie und der Sammlung siehe: Jürgen Klöckler/Norbert Fromm: Zwischen Mittelalter und Moderne. Konstanz in frühen Photographien aus der Sammlung Wolf 1860–1930. Ostfildern 2003). Der Überlieferungszustand wurde belassen, wie er war, unretouchiert, mit allen Rissen, Sprüngen und Fehlstellen. Die Herausgeber erlagen dankenswerterweise nicht der Versuchung, mit modernen digitalen Verfahren die Bilder zu schönen.

Die Autoren Jürgen Klöckler und Norbert Fromm stellten auf der Grundlage der gestellten Kriterien zu jedem Bild umfangreiche, intensive Recherchen an. Die Ergebnisse flossen in die Kommentierung der Bilder ein, die keine Wünsche offen läßt. Genannt sind die technischen Daten wie Größe, Signatur, Aufnahmedatum, welcher der drei Wolfs der Photograph war und der Aufnahmestandort. Außerdem erfährt der Leser, soweit es sich ermitteln ließ, zu welchem Zweck die Aufnahme gemacht wurde (Verkauf, Publikation, Auftragsarbeit usw.). Der Hauptkommentar beschäftigt sich mit dem Thema des Photos und gibt

Erklärungen zum abgebildeten Objekt. Hinweise zu Veröffentlichungen der Bilder und weiterführender Literatur vervollständigen die Kommentierung.

Die Bilder, die den Schaffenszeitraum der Photographenfamilie Wolf von 1860 bis 1930 umspannen, sind in zehn Themenbereichen zusammengefaßt, wie »Der Bodenseeraum: Idyllische Landschaft oder Provinz«, »Später Beginn der Industrialisierung« oder »Technischer Fortschritt: Der Zeppelin«. Eine Gegenüberstellung der Bilder lassen die Prozesse der Wandlung der Bodenseeregion und des menschlichen Wirkens dort sichtbar werden. Erscheinen die Ansichten von Wollmatingen (S. 17) und Hagnau (S. 27) als idyllische Schwarzweißgemälde, so lassen die Bilder von Meersburg (S. 25 f.) die Enge und Armut der vorindustriellen Zeit ahnen, das Provinzielle und Rückständige. Die industrielle Entwicklung zeigt die Bodenseeregion dominiert von klassischem frühindustriellem Gewerbe, wie der Textilindustrie, einem arbeitsintensiven Niedriglohngewerbe (Fa. Herosé, S. 85; Fa. Ten Brink, S. 89). Mit dem Zeppelin beginnt der Aufbruch in die technische Moderne (Erstflug des Zeppelin, S. 103), doch Mobilität brachte nicht der Luftverkehr, sondern die Eisenbahn in die Bodenseeregion. Kühne Brückenbauten (Sitterviadukt, S. 78) kündeten vom Anschluß an die weite Welt. Besonders schön dokumentieren zwei auf gegenüberliegenden Seiten abgedruckte Photos den Wandel im Schiffsverkehr: Auf der einen Seite der Lastensegler, die Lädine (S. 94) – die Vergangenheit, auf der anderen Seite das Dampfertreffen (S. 95) – die Moderne. Dies sind einige Beispiele von vielen, wie der Leser für sich historische Prozesse entdecken kann.

Das Buch ist eine historische Entdeckungsreise mit einzigartigen Bilddokumenten. Wird »Der Bodensee in frühen Bildern. Photographien aus der Sammlung Wolf 1860–1930« auch den Ansprüchen gerecht, die Provinzialisierung und damit den Prozeßcharakter von Geschichte an Hand photographischer Quellen zu visualisieren (Einleitung S. 13)? Der Rezensent meint ja. Beim Betrachten einzelner Bilder erschließt sich aber der Zusammenhang nicht unmittelbar, erst durch die Zusammenschau mehrerer Bilder wird der Prozeßcharakter deutlich. Der Leser ist gefordert, sich aus den einzelnen (Quellen-) Teilen, sprich Photos, seine Sicht auf den historischen Prozeß zu erarbeiten. Da innerhalb der einzelnen Themenbereiche das Prozeßhafte nicht immer sichtbar ist, muß er sich aus den verschiedenen Abschnitten die Quellen

heraussuchen. Das ist aber kein Nachteil, sondern gerade das vergnügliche an dem Buch, das es erst zur historischen Entdeckungsreise werden läßt.

Wie viele Leser letztendlich das Buch als Edition historischer Quellen betrachten, muß jedoch offenbleiben. Der Betrachter kann sich bei dieser Sammlung photographischer Quellen nicht dem ästhetischen Reiz der alten Bilder entziehen. Insofern hat das Buch auch etwas von einem Bildband. In einer Zeit, in der das Photo zur digital geknipsten Massware geworden ist, verweisen diese Bilder auch auf das Beständige.

Die Beständigkeit von »Der Bodensee in frühen Bildern. Photographien aus der Sammlung Wolf 1860–1930« zeigt sich nicht nur am Druck auf alterungsbeständigem Papier, sondern auch an der hervorragenden Druckqualität. Die hohe Auflösung läßt jedes Detail sichtbar werden, der warmschwarze Bildton und der seidenmatte Glanz der Abbildungen machen das Betrachten sehr angenehm, da es nicht durch Spiegelungen und Reflexionen gestört wird.

So ist »Der Bodensee in frühen Bildern. Photographien aus der Sammlung Wolf 1860–1930« rundum gelungen. Es kann deshalb auch andere Archive und Privatleute dazu veranlassen, ihre Schätze photographischer Quellen zu heben. Ob die Käufer es mehr als Bildband oder als Quellenedition betrachten, liegt nicht in der Verantwortung der Autoren. So oder so sind dem Buch viele Käufer zu wünschen und der Rezensent freut sich auf weitere Editionen dieser Art.

Rudolph E. Vogel

**Johannes Burkhardt, Thomas Max Safey, Sabine Ullmann (Hg.): Geschichte in Räumen. Festschrift für Rolf Kießling zum 65. Geburtstag, 378 S., UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2006, € 49,-/sFr. 84,-**

Dem Augsburger Landeshistoriker Rolf Kießling ist es wie nur wenigen anderen gelungen, historische Forschung und Lehre als sich ergänzende, ja gegenseitig bedingende Elemente eines größeren Ganzen zu leben. Ursprünglich als Gymnasiallehrer tätig, war ihm später als Hochschullehrer die Vermittlung der Geschichte an seine Schüler, aber auch an eine breitere Öffentlichkeit ein stetes Anliegen. Bereits als Lehrer forschend hat er erst recht als Lehrstuhlinhaber in regem Diskurs mit Fachleuten aus der ganzen Welt Regionalgeschichte als international beachtete

Wissenschaft betrieben. Die ihm zum 65. Geburtstag von seinen Schülern, Freunden und Kollegen verehrte Festschrift spiegelt dies bereits in der Auswahl der Mitwirkenden wider. Die Themenfelder, zu denen die einzelnen Beiträge zusammengefasst wurden, nehmen dagegen Bezug auf die wesentlichen Forschungsfelder Kießlings, das schwäbische Landjudentum, die Stadt-Land-Beziehung, die Religions-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte sowie die Regional- und Landesgeschichte. Und so wie im Denken und Arbeiten Rolf Kießlings der Raum – insbesondere der ostschwäbische – eine zentrale Dimension darstellte, ist er auch in der Festschrift eine immer wiederkehrende Bezugsgröße, ein roter Faden, der sich durch alle Aufsätze zieht. Die Wahl des Buchtitels hätte kaum treffender ausfallen können.

Den Auftakt bilden zwei Beiträge zur Geschichte der Juden in Schwaben. Herbert Immenkötter kann durch die erstmalige Berücksichtigung von Staatsanwaltsakten und Urteilsbegründungen aus Prozessen der unmittelbaren Nachkriegszeit interessante Anmerkungen »Zur sog. Reichskristallnacht« in Augsburg (13–21) beisteuern, die deutlich werden lassen, wie die Gestapo die Vorgänge vom 9. November verschleierte und wie schwer man sich nach dem Krieg tat, die Verluste angemessen zu entschädigen bzw. die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen. Johannes Mordstein greift unter der Überschrift »Die »gläserne« Judengemeinde« – Die statistische Beschreibung der Judenschaft in der Grafschaft Oettingen-Spielberg 1757« (23–47) ein Element seiner preisgekrönten Dissertation heraus, um an diesem vordergründig spröde wirkenden Quellenmaterial die konkreten Lebensbedingungen der schwäbischen Landjuden herauszuarbeiten und die hohe Vitalität der jüdischen Gemeinden deutlich werden zu lassen. Die sieben folgenden Beiträge greifen jeweils einen besonderen Aspekt der Stadt-Land-Beziehung auf. Peter Blickle zeigt am Beispiel der »Pfalzbürger schwäbischer Reichsstädte« (51–71), wie sich der schwäbische Adel der Ausweitung des Bürgerrechts auf die ländliche Bevölkerung des städtischen Umlandes widersetzte, die bäuerlichen Rechte schrittweise einschränkte und so zur Ausbildung der Leibeigenschaft beitrug. Eine amüsante Miscellane steuert Etienne Francois bei, der die Reiseeindrücke Montesquieus aus dem Jahre 1729 unter dem Gegensatzpaar »Augsburger Freiheit und preußische Tyrannei« (73–83) zusammenfasst. Wesentlich ausführlicher behandelt Carl A. Hoffmann »Die pfalz-neuburgischen Städte

und Märkte 1505–1808« (85–110) als frühneuzeitliche Städtelandschaft. Insbesondere die häufige Veränderung der staatlichen Zugehörigkeit habe, so sein Fazit, die rechtlichen, religiösen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen entscheidend beeinflusst. Infolge zahlreicher »weißer Flecken« kann eine umfassende Geschichte dieser Städtelandschaft zwar noch nicht geschrieben werden, der hier vorgelegte Überblick über den Stand der Forschung bietet gleichwohl eine sehr gute Ausgangsbasis für weitere Studien. Ähnliches gilt für die Untersuchung der Kleinstädte am Mainviereck durch Wilhelm Störmer unter dem Titel »Eine besondere Städtelandschaft in Franken« (155–175). Über die Herrschaftsgeschichte hinausweisende Quellen sind erst seit dem 19. Jahrhundert in größerem Umfang vorhanden, aus denen auf eine insgesamt positive Entwicklung der kleinen Kommunen nach dem Dreißigjährigen Krieg rückgeschlossen werden muss. Dae-Hyeon Hwang untersucht »Die Söldner als Motor sozialen Wandels in den Agrargesellschaften Ostschwabens im 17. und 18. Jahrhundert« (111–134) und kann anhand des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Erfolgs von Söldnern überzeugend nachweisen, dass die bislang verbreiteten Vorstellungen von harten Konturen sozialer Schichtung zugunsten eines durchlässigeren Modells revidiert werden müssen. Auch die Fallstudie von Anke Sczesny zu »Bittschriften bedürftiger Leute im Augsburg des 19. Jahrhunderts« (135–154), die in die Fuggerei aufgenommen werden wollten, bietet eine Blick in die Alltagswelt der damaligen Bevölkerung. Vor allem kann sie zeigen, dass Krankheit und Tod eines Familienangehörigen häufig Ursache für Armut und damit Anlass für die mit erstaunlichem Selbstbewusstsein vorgetragene Bitte um Aufnahme in die Fuggerei waren. Ausgehend von ihrer Habilitationsschrift zur Tätigkeit kaiserlicher Kommissionen des Reichshofrats untersucht Sabine Ullmann die Aktivitäten der Memminger Obrigkeit »Im Dienste des Kaisers« (177–196). In relativ eng begrenztem regionalen Umfang fungierte die Reichsstadt in kaiserlichem Auftrag als Kommissär zur Regelung von Streitigkeiten und Konflikten. Gleichzeitig nutzte die patrizische Spitze der Reichsstadt – ähnlich wie in Lindau – die Möglichkeit, sich beim Reichsgericht Unterstützung in Streitfällen zu holen. Auf überzeugende Weise gelingt es der Verf. darzulegen, dass dieses Verhaltensmuster eine fast logische Konsequenz aus der Positionierung der Stadt in einer alten und traditio-

nell am Kaiserhof orientierten Reichslandschaft war. Der dritte thematische Block widmet sich Fragen der Religion und der Kultur. Helmut Flachenecker erläutert am Beispiel der »Begarden und Beginen im mittelalterlichen Würzburg« (199–224) wie sich durch kommunale Reglementierung und Aufsicht aus einer mit Argwohn betrachteten neuartigen religiösen Gemeinschaft ein normales Element der städtischen Gesellschaft entwickelte. Auch Mark Häberlein lenkt den Blick auf die Wahrnehmung religiöser Besonderheiten. In seinem Beitrag »Der Augsburgs Stadtarzt Leonhard Rauwolf und die Erfahrung religiöser Vielfalt im 16. Jahrhundert« (225–240) kann er zeigen, dass der gebildete Arzt trotz der auf einer Orientreise gewonnenen Erkenntnis der Möglichkeit eines relativ friedlichen Miteinanders verschiedener Religionen nach seiner Rückkehr wieder fest ins evangelische Netzwerk Augsburg eingebunden war und auch die antijüdischen Stereotypen seiner Zeitgenossen bekräftigte. Dass religiöse Gegensätze bis in den Alltag der Waisenhäuser hineinreichen, zeigt Thomas Max Safley in seinem Beitrag »Konfessionalisierung der Kinder?« (241–259). Routine und Rituale bestimmten den Alltag in der Augsburgs Armenfürsorge. Die konfessionalisierende bzw. disziplinierende Wirkung erlebten die betroffenen Menschen jeweils sehr unterschiedlich, was allerdings nur angedeutet werden kann und erst durch eine gezielte Suche nach und Auswertung von entsprechenden Ego-Dokumenten fundierter bewertbar sein wird. Ebenfalls religiös geprägt war die von Alois Schmid anhand des von ihm selbst herausgegebenen Briefwechsels untersuchte Beziehung zwischen dem Augsburgs Gelehrten »P. Matthäus Rader SJ und Justus Lipsius« (261–277). Trotz aller Bewunderung für den in Löwen tätigen Späthumanisten versuchte der Augsburgs Jesuit die Spuren seiner Korrespondenz mit ihm zu verschleiern, als dessen religiöse Irenik den Positionen der Societas Jesu zu deutlich widersprach. Sehr anregend greift danach Lee Palmer Wandel einen der wissenschaftlichen Forschungsansätze des Jubilars auf, wendet ihn auf konfessionelle Themenstellungen an und untersucht die Trias »Religion, Raum und Ort« (279–292). War die religiöse Raumwahrnehmung vor der Reformation noch weitgehend homogen, so zerfiel sie spätestens nach 1555 in eine katholische, auf Rom orientierte und besondere heilige Stätten heraushebende Vorstellung auf der einen sowie eine davon unabhängige evangelische Sichtweise, die stärker lutherische Inseln in einer ansonsten ka-

tholischen, also feindlichen Umgebung wahrnahm, auf der anderen Seite. Den Abschluss der Festschrift bilden drei Aufsätze, die sich stärker mit grundsätzlichen Fragen der Landesgeschichtsschreibung befassen. Dietmar Schiersner geht der Frage nach »Was hat die Regionalgeschichte der Reichsgeschichte zu sagen? (295–322), Wolfgang E. J. Weber untersucht »Kulturhistorische Perspektiven der Landesgeschichte« (323–344) und Andreas Wirsching relativiert die Modellvorstellung der »Proto-Industrialisierung« (345–369) auf der Grundlage der jüngsten empirischen Untersuchungen. Eine umfangreiche Tabula Gratulatoria schließt einen Band ab, der in seiner Vielfalt nicht nur das weit gespannte wissenschaftliche Interesse Rolf Kießlings dokumentiert. In den einzelnen Beiträgen wird auch immer wieder deutlich, wie sehr seine programmatischen Ansätze neue Forschungen angeregt und zahlreiche Kollegen zu weiterführenden Erkenntnissen verholpen haben.

Peer Frieß

**Die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe. Teil 8. Landtag, Oberste Landesbehörden, Neuere Urkunden (230–238). Bearbeitet von Rainer Brüning und Michael Bock (Veröffentlichungen der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg. Hg. vom Landesarchiv Baden-Württemberg Bd. 39/8) Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2006, 457 S. € 39,50**

Bestände Führer sind unverzichtbare Hilfsmittel für Archivare und Historiker. Das gilt vor allem für die neueren Bestände, die in vielen Archiven bedingt durch die zeitliche Nähe der Ablieferung oftmals wesentlich schlechter erschlossen sind, als es die sogenannten Altbestände sind. Damit sind in den Archiven im ehemals badischen Landesteil von Baden-Württemberg die Jahre vor 1806/10 gemeint. So ist es mehr als nur zu begrüßen, daß das badische Generallandesarchiv in Karlsruhe (heute Abteilung 4 des Landesarchivs Baden-Württemberg) eine Beständeübersicht über die zentrale Überlieferung des badischen Staates von 1803/06 bis 1945 vorlegt hat. In einer großangelegten Projektarbeit haben die Archivare Michael Bock, Rainer Brüning, Herwig John und Johannes Renz fast 257 500 Faszikel der Bestände 230 bis 238 neu verpackt, erschlossen und erstmals für die Forschung in Form eines gedruckten Findmittels bereitgestellt. Das sind

stolze 2 942 Regalmeter Akten, eine gewaltige Leistung.

Für die Erforschung der Geschichte des badischen Bodenseeraums im 19. und 20. Jahrhundert liegt somit ein überaus nützliches Findmittel bereit, um über die General- und Spezialakten des Badischen Landtages (Bestand 231 und 231a), der Oberrechnungskammer (232), der Regierung (233), der Ministerien der Justiz (234), des Kultus (235), des Innern (236), der Finanzen (237) und des Krieges (238) einen Überblick zu erhalten. Bedauerlicherweise sind allerdings in der besonders wichtigen Registratur des Innenministeriums 1945 luftkriegsbedingt Verluste eingetreten. Trotzdem öffnet diese Beständeübersicht die Augen für den reichen Schatz der Überlieferung, gerade auch zur Ortsgeschichte. Personen- und Ortsindex erleichtern dabei die Suche über die in diesem Band bearbeiteten Bestände hinweg ganz wesentlich. Doch um es klarzustellen: Die neue Beständeübersicht ist lediglich ein unentbehrlicher, Orientierung bietender Wegweiser, »ohne jedoch« – wie Archivleiter Volker Rödel im Vorwort schreibt – »die folgende Recherche an den Zettelrepositorien ersetzen zu können«.

Jürgen Klöckler

**Eva Büchi: Als die Moral baden ging (Thurgauer Beiträge zur Geschichte, Band 139 für das Jahr 2002, hrsg. vom Historischen Verein des Kantons Thurgau) 262 Seiten, zahlreiche Abbildungen in s/w., Frauenfeld 2003, € 32,-**

Die bereits 2003 erschienene Dissertation von Eva Büchi beschreibt das Badeleben am Bodensee und Rhein zwischen 1850 und 1950. Dass heute beide Geschlechter gemeinsam dasselbe Bad benutzen, ist alles andere als selbstverständlich. Die Autorin zeigt in ihrem Buch auf, dass es das Resultat einer Entwicklung von mehreren Jahrzehnten war.

Im ersten Teil schildert sie die Hygiene als Teil der sozialen Wohlfahrt. »Revolutionär war an der Hygiene des 19. Jahrhunderts nicht die Theorie, sondern das fürsorgliche Engagement, die dieses neue Fachgebiet der Medizin (...) auslöste«. War das Baden im 19. Jahrhundert im Gefolge der Hygienebewegung ein gesundheitlicher Faktor, spielte seit dem Mittelalter aber immer auch die jeweils herrschende Moralvorstellung eine wichtige Rolle. Sehr früh entwickelte sich am Bodensee auch ein Badetourismus nach dem Vorbild deutscher und englischer



Badeorte. Aus dem hygienischen, pädagogischen und militärischen Schwimmen entwickelte sich der spätere Schwimmsport. Bereits 1896 war Schwimmen olympische Disziplin. Mangels künstlicher Schwimmbäder waren See- und Flussbäder auch Trainingsorte der neuen Sportvereine.

Im zweiten Abschnitt beschreibt die Autorin die Strandbadbewegung, welche im Gefolge der »Lebensreform« ein völlig neues Lebensgefühl darstellte. »Raus aus den Mauern« war das Motto all der neuen Gesellschaften, die sich nach 1900 in Deutschland, Österreich und der Schweiz bildeten. Eva Büchi liefert theoretische Entwürfe und kurze Porträts dieser lebensreformerischen Bewegungen (Wandervögel, Naturfreunde, Nacktbader etc.). Strandbäder wurden zum »Vergnügen der kleinen Leute«. Die Autorin zeigt anhand verschiedener Beispiele die Entwicklung dieser Bäder, dabei liegt das Hauptmerkmal auf der Strandbadbewegung am Bodensee und am Rhein. »Das Strandbad als Inbegriff einer modernen, freizügigen Welt« war in vielen Augen eine zutiefst unmoralische Angelegenheit. So erstaunt es nicht, dass sich auch die Gegnerschaft, vor allem aus (katholischen) Kirchenkreisen, schnell formierte und heftig argumentierte.

Im dritten Teil ist das Inventar aufgeführt. Detailreich und mit historischen Abbildungen liefert es einen umfassenden Überblick über die Seebadeanstalten und Strandbäder am schweizerischen Seeufer und am Rhein. Wünschenswert wäre hier gewesen, wenn ein kleiner Exkurs auch die grösseren Städte der weiteren Bodenseegegend mit ihren Badeanstalten berücksichtigt hätte. Dass die deutschen und österreichischen Bäder nicht beschrieben sind, liegt im Konzept des Werkes.

In zahlreichen aufschlussreichen Tabellen und Zeichnungen hat die Autorin die Badeorte, die Badeanstalten und die Geschichte des Badens am Bodensee und Rhein aufgearbeitet. Die Fülle von Materialien ist mit ausgewählten und beispielhaften Abbildungen hervorragend ergänzt. Die schriftlichen Quellen werden mit Aussagen von Zeitzeugen bereichert. Nicht zuletzt ist das umfassende Quellen- und Literaturverzeichnis für weiterführende Informationen wertvoll. Eva Büchi hat ein Standardwerk geschaffen, auf das künftige Forscher zurückgreifen können.

Rolf Wirth

**Baden-Württembergische Biographien. Band III.**  
Hg. von Bernd Ottndad (†) und Fred L. Sepaintner,  
513 Seiten, Verlag Kohlhammer Stuttgart 2002,  
€ 27,- sFr 47,20

**Badische Biographien. Neue Folge, Band V.**  
Hg. von Fred L. Sepaintner, 347 Seiten, Verlag Kohlhammer Stuttgart 2005, € 27,- sFr 47,20

Der Altmeister der südwestdeutschen Biographik und langjährige Leiter des Freiburger Staatsarchivs, Bernd Ottndad, hat noch den dritten Band der »Baden-Württembergischen Biographien« bis kurz vor seinem Tod im September 2002 bearbeitet. Zusammen mit den »Badischen Biographien – Neue Folge« sind sie sein wissenschaftliches Lebenswerk, das nun kontinuierlich und »ohne Abstriche« (BWB, S. VII) von Fred L. Sepaintner fortgeführt wird. Dabei werden die nach dem Gründungsjahr des Bundeslandes Baden-Württemberg Gestorbenen in erstgenannter, alle zuvor Verstorbenen in letztgenannter Reihe aufgenommen. Insgesamt liegen mittlerweile in acht Bänden insgesamt 1455 Lebensläufe vor.

Die beiden hier anzuzeigenden Bücher bestehen erneut durch die Qualität der Kurzbiographien, die nach einer strengen Systematik auf der Grundlage von verbindlichen Richtlinien einheitlich aufgebaut sind: Vorspann mit gedrängtem chronologischem Lebenslauf, der eigentliche Vitentext und der wissenschaftliche Nachspann mit Quellen- und Literaturhinweisen. Eine Unterschätzung des Individuums zugunsten einer anonymisierenden Gesellschaftsgeschichte im Sinne der historischen Sozialwissenschaften wird von den Herausgebern vehement abgelehnt, Fälle von Panegyrik sind allerdings auch nicht anzuzeigen.

Als kleiner Wermutstropfen gilt es festzuhalten, daß Persönlichkeiten des Bodenseeraums nicht in allzugroßer Zahl vertreten sind. Dafür sind aber einige bisher biographisch gänzlich »unbearbeiteter« Männer endlich erfaßt: etwa der NSDAP-Kreisleiter und Konstanzer Landrat Karl Engelhardt (1901–1955), der Singener Bürgermeister Bernhard Dietrich (1897–1961), der Radolfzeller Reichstagsabgeordnete (Zentrum) Carl Diez (1877–1969), der Singener Suppenfabrikant Julius Maggi (1846–1912), der Wangener Landrat Walter Münch (1911–1992) oder der auf der Höri geborene jüdische Buchhändler Friedrich Picard (1888–1973).

Jürgen Klöckler

**Paul Oberholzer (Hg.): Wie begegneten junge Menschen totalitären Ideologien? Ältere Ostschweizer erinnern sich an die Zeit des Zweiten Weltkrieges, 86 Seiten, Stadtarchiv (Vadiana) St. Gallen (Auslieferung: Sabon-Verlag St. Gallen), St. Gallen 2004, € 10,40**

Das Buch ist ein Nebenprodukt einer Untersuchung über den Katholizismus in der Schweiz zwischen 1933 und 1945. Dabei wurden in der Ostschweiz 20 Personen befragt, in der Mehrzahl Priester, die die 30er Jahre als Jugendliche erlebt und in der Kriegszeit im Beruf oder Aktivdienst waren. Von diesen Interviews sind hier 15 wiedergegeben, allerdings nicht im Wortlaut, sondern in einer Zusammenfassung. Als Leitthemen waren den Befragten die Haltung der Kirche zu totalitären Ideologien, das Ansehen von Regierung und Armee, Flüchtlingsströme und Antisemitismus vorgegeben. Angesprochen werden aber auch andere Aspekte, zumal es kaum politische Äußerungen der Ostschweizer Bischöfe gab und Regierung und Armee nicht in Frage gestellt waren. Die wenigsten können etwas zur Flüchtlingsproblematik sagen. Man erfährt aber, dass unter den Flüchtlingen Polen und Kosaken waren, die teilweise bewaffnet waren, und dass »Judenschlepperei« ein Geschäft für die Grenzbewohner darstellte. Registriert werden ein latenter Antisemitismus, das Auftreten von Schweizer Frontisten und deutschen Nationalsozialisten, aber auch die Rolle des »Nebelspalters«. Vielleicht wäre es ergiebiger gewesen, nach Frontisten und nach sozialen Chancen von Katholiken in der Ostschweiz statt nach Franco und Mussolini zu fragen. Undeutlich ist der gemeinsame Nenner zwischen Personen, die stets in Rorschach oder St. Gallen gelebt haben und solchen, die das Jesuiten-Internat in Feldkirch besuchten, anschließend in Freiburg i. Ue. studierten und im Krieg zeitweise bei der Grenzwehr im Rheintal eingesetzt waren.

Arnulf Moser

**Philipp Gassert: Kurt Georg Kiesinger 1904–1988. Kanzler zwischen den Zeiten. Deutsche Verlags-Anstalt, München 2006, 895 Seiten, 31 schwarz-weiß Abbildungen, € 39,90/sFr. 69,-**

Kurt Georg Kiesinger, zwischen 1958 und 1966 Ministerpräsident von Baden-Württemberg und nachfolgend Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland, hat für den Bodenseeraum und seine weitere Entwicklung seit den späten 1950er Jahren eine

wichtige Rolle gespielt. Sein Name ist in der Region zu Recht mit der verhinderten Schiffbarmachung des Hochrheins von Basel bis Konstanz respektive Bregenz und der Gründung einer Universität in Konstanz verbunden. Diese beiden Aspekte bilden zwar nur einen kleinen Ausschnitt aus dem reichen politischen Leben Kiesingers, das von dem Heidelberger Zeithistoriker Philipp Gassert umfassend und erschöpfend in einer vorzüglichen Biographie dargestellt worden ist, doch sollen sie in einer Rezension in dieser Zeitschrift im Mittelpunkt stehen.

Im Sinne einer konservativen Modernisierung hat Kiesinger als Ministerpräsident gegen »technokratische Gipfelstürmer« (S. 407) den Ausbau des Hochrheins verhindert. Doch Gassert verwehrt sich gegen Tendenzen, Kiesinger als Vorläufer der »Grünen« zu interpretieren. Denn sicherlich hat die auch von Kiesinger massiv geförderte Motorisierung Landschaft und Lebensverhältnisse im Südwesten mehr verändert, als es ein zum Kanal umfunktionierter Hochrhein je getan hätte. Dem Ministerpräsidenten schien eine durch die Anbindung des Bodenseeraums an die großen europäischen Schifffahrtsstraßen geförderte Industrialisierung eine Absurdität höchsten Grades, die den Charakter der Landschaft durch den anschließenden Bau riesiger Industrie- und Hafenanlagen unwiderbringlich und massiv zerstört hätte.

Auch die »Fürstengründung« einer Universität (Ralf Darendorf), ein intuitiver, in Singen am Hohentwiel am 6. September 1959 der Öffentlichkeit verkündete Idee, wurde von Kiesinger in den folgenden Jahren vor dem Hintergrund einer scharfen bildungspolitischen Debatte gegen mannigfache Widerstände durchgesetzt, obwohl Baden-Württemberg schon damals über eine reiche Universitätslandschaft verfügte. Im November 1963 rief er dem Landtag ins Gewissen, er möge der Einberufung der Gründungsgremien zustimmen, denn Konstanz sei »eine säkulare Tat. Wenn jede andere Spur von unseren Erdentaten einmal getilgt sein wird, diese Tat wird auch in kommenden Jahrhunderten von uns zeugen« (S. 416). Der reformerische Konservative wollte zweifelsohne als Universitätsgründer in die Geschichte eingehen und dabei zugleich erfolgreich Landes- und Integrationspolitik im ehemals badischen Teil des Bodenseeraums betreiben. Beides ist ihm gelungen. Mit der Gründung einer Universität in Konstanz hat Kurt Georg Kiesinger in großen Mengen »Kulturdünger« am Bodensee ausgebracht,

der – im zeitlichen Rückblick von 40 Jahren betrachtet – »dieser Dornröschenlandschaft neues Leben« (S. 417) eingehaucht hat.

Jürgen Klöckler

**Bruno Epple – der Poet. Zu Vita und Werk. Bearbeitet und herausgegeben von Manfred Bosch, 143 S. mit zahlreichen farbigen und schwarz-weißen Abb., Edition Isele, Eggingen 2005 sFr. 26,90/ € 15,-**

Wenn einer wissen will, wie man in der Bodensee-region im vergangenen halben Jahrhundert gesprochen und gedacht hat, kann er das bei Bruno Epple nachlesen. Geboren 1931 in Rielasingen im Hegau als Kind oberschwäbischer Eltern, wuchs Epple in Rielasingen und Radolfzell auf. Die Volksschule besuchte er in Radolfzell, das humanistische Gymnasium in Konstanz und Engelberg. Er studierte Philosophie, Germanistik, Geschichte und Romanistik in Freiburg im Breisgau und Rouen. Von 1959 bis 1989 arbeitete Bruno Epple als Lehrer, seit 1965 in Radolfzell. Seit 1989 kann er sich »unbelastet dem Malen und Schreiben widmen«, tagtäglich vielfältig aktiv bis heute.

Wie kein anderer hat er die seealemannische Mundart aufgenommen, dokumentiert, sie erklärt, verwendet und mit ihr gespielt. Durch Bruno Epple hindurch gingen die geistigen Anregungen der vergangenen Jahrzehnte: eine weniger als gewöhnlich vom nationalsozialistischen Zeitgeist überschattete Kindheit, geprägt vom katholischen Milieu und bildungsbürgerlichen Bestrebungen in Oberschwaben und im Hegau, eine klassisch-humanistische Bildung, die Erfahrung von Welt in der Literatur und im Reisen, vor allem ins Französische, stetiges Schreiben von Kind an, vielfältige pädagogische und volksbildende Tätigkeiten als Lehrer, Reiseführer, Redner,

und, parallel zu den poetischen, stets auch malende und gestaltende Tätigkeiten.

Früchte dieser Aktivitäten Bruno Epples sind zahlreiche Veröffentlichungen in Büchern, auf Tonträgern, in Sammelbänden, Anthologien und Zeitschriften – die siebzehnteilige Bibliographie im vorliegenden Band weist Epples poetisches Werk vollständig nach, und der Band selbst resümiert anlässlich seines 75. Geburtstags sein literarisches Werk.

Auf zwanzig Seiten sind die Höhepunkte seiner Lebensjahre dokumentiert: eine eindrucksvolle Aufzählung von Glücksmomenten. Dann folgen ein als Zwischenbilanz formulierter Lebenslauf (»Wieder ein Curriculum (91. Variante)«), liebevolle Porträts des Vaters und der Mutter und eine Auswahl typischer Texte in Mundart und Hochsprache aus allen Schaffensperioden und Gattungen: Mundartgedichte, Mundartprosa, betrachtende und erinnernde Prosa, Tagebuchausschnitte, Faksimiles aus dem Tagebuch oder literarische Texte in Bruno Epples wunderschöner Handschrift, schließlich Briefe von ihm und an ihn. Aus alledem fügt sich ein rundes Bild des Poeten Bruno Epple. Neben wieder Abgedrucktem sind viele Erstveröffentlichungen in dem Band enthalten, unter anderem überraschend gelungene Gedichte des kaum mehr als Zwanzigjährigen.

Der Band erschien anlässlich der Ausstellung »Bruno Epple – der Poet« im Hermann-Hesse-Hörli-Museum Gaienhofen im Winter 2005/06, ist aber mehr als ein Ausstellungskatalog, man kann ihn jedem in die Hand drücken, der diesen Dichter, diese Gegend, diese Sprache kennenlernen will. Von dem vorzüglich gestalteten und illustrierten Band aus läßt sich das Leben und Werk Bruno Epples erschließen.

Oswald Burger

# VEREIN FÜR GESCHICHTE DES BODENSEES UND SEINER UMGEBUNG

## EHRENPRÄSIDENT

Prof. Dr. Helmut Maurer, Konstanz

## EHRENMITGLIEDER

Hofrat Dr. Arnulf Benzer, Bregenz

Eduard Hindelang, Langenargen

PD Dr. Ernst Ziegler, St. Gallen

## VORSTAND

- Präsident: Dr. Jörg Heiligmann, Leiter der Außenstelle Konstanz  
des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg,  
Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz
- Vizepräsident: Mag. Dr. Wolfgang Scheffknecht, AHS-Lehrer,  
Jahnstr. 3, A-6890 Lustenau
- Schriftführer: Lic. phil. Arthur Brunhart, Chefredaktor des Historischen Lexikons  
für das Fürstentum Liechtenstein, Messinastr. 5, FL-9495 Triesen
- Schatzmeisterin: Susanne Hölzer, Landesbank Baden-Württemberg,  
Bachstr. 12, D-88214 Ravensburg
- Schriftleiter  
des Jahresheftes: Dr. Jürgen Klöckler M.A., Leiter des Stadtarchivs Konstanz,  
Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz
- Beisitzer: Dr. Harald Derschka, Wissenschaftlicher Mitarbeiter,  
Universität Konstanz, Postfach 5560, Fach D 108, D-78457 Konstanz  
Dr. Peter Eitel, Historiker, Pfänderweg 6, D-88212 Ravensburg  
Markus Huber, Dipl. nat., Kurator am Museum Stemmler,  
Sporrengasse 7, CH-8200 Schaffhausen  
Dr. Bernd M. Mayer, Leiter der Fürstlichen Kunstsammlungen,  
Chorherrngasse 3, D-88364 Wolfegg  
Prof. Dr. Alois Niederstätter, Vorarlberger Landesarchiv,  
Kirchstr. 28, A-6900 Bregenz

PD Dr. Wolfgang Ostendorf, FB Biologie der Universität Konstanz,  
Limnologisches Institut, D-78457 Konstanz

Ursula Reck, Studiendirektorin a. D., Allgäuer Straße 14,  
D-88045 Friedrichshafen

PD Dr. Stefan Sonderegger, Stadtarchivar, Stadtarchiv (Vadiana),  
Notkerstr. 22, CH-9000 St. Gallen

Heiner Stauder M.A., Stadtarchivar, Altes Rathaus, D-88131 Lindau

Dr. Daniel Studer, Direktor des Historischen Museums,  
Museumsstr. 50, CH-9000 St. Gallen

Dr. Hans-Ulrich Wepfer, Leiter Seemuseum, Seeweg 3,  
CH-8280 Kreuzlingen

Dr. Georg Wieland, Stadtarchivar, Katharinenstr. 55,  
D-88045 Friedrichshafen

#### GESCHÄFTSSTELLEN DES VEREINS UND MITGLIEDSBEITRAG

Für Deutschland:

Stadtarchiv, Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen

Baden-Württembergische Bank, Konto Nr. 4 507 231 (BLZ 600 501 01)

Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: € 15,-

für Kollektivmitglieder: € 20,-

für Schüler und Studenten: € 7,50

Für die Schweiz und das Fürstentum Liechtenstein:

Verein für Geschichte des Bodensees, Stadtarchiv (Vadiana), Notkerstr. 22,  
CH-9000 St. Gallen

Ersparnisanstalt St. Gallen, Konto Nr. 30-38219-3

Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: SFr. 30,-

für Kollektivmitglieder: SFr. 40,-

für Schüler und Studenten: SFr. 15,-

Für Österreich:

Vorarlberger Landesarchiv, Kirchstr. 28, A-6900 Bregenz

Hypothenbank Bregenz, Konto Nr. 11 887 112 (BLZ 580 00)

Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: € 15,-

für Kollektivmitglieder: € 20,-

für Schüler und Studenten: € 7,50



## MANUSKRIPTE

deren Veröffentlichung gewünscht wird, sind an den Schriftleiter, Herrn Dr. Jürgen Klöckler M.A. (Leiter des Stadtarchivs Konstanz, Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz) zu richten. Die Übersendung des Manuskripts muss als Datei entweder auf Diskette oder aber als attachment an eine eMail (KloecklerJ@stadt.konstanz.de) erfolgen. Die Richtlinien für die Textgestaltung, die konsequent einzuhalten sind, können im Internet eingesehen (<http://www.ub.uni-konstanz.de/vgbodensee/richtlinien.htm>) und dort auch heruntergeladen werden. Wird der Beitrag angenommen und im Jahresheft publiziert, hat der Autor Anspruch auf Belegexemplare. Durch den Autor verursachte Druckkorrekturen gehen zu dessen Lasten. Für den Inhalt der Beiträge sind die Verfasser verantwortlich. Dies gilt auch für die Buchbesprechungen.

## FRÜHERE JAHRGÄNGE

der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung (alle Jahrgänge früher als Heft 67/1940) werden dringend für öffentliche Bibliotheken benötigt. Der Verein bittet darum, ihm solche zum Kauf zu überlassen. Die Jahrgänge 68/1941/42 bis 108/1995 bietet der Verein zum Sonderpreis von € 7.50 zum Kauf an. Bitte wenden Sie sich an Frau Ursula Reck, Verein für Geschichte des Bodensees u. s. U. – Schriftenlager – Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen

## SENDUNGEN

an die Vereinsbibliothek sind ausschließlich zu richten an die Bibliothek des Bodensee-geschichtsvereins (Bodensee-Bibliothek), Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen. Diejenigen unserer Mitglieder, die Arbeiten über das Bodenseegebiet in anderen Zeitschriften veröffentlichen, bitten wir, der Vereinsbibliothek jeweils einen Sonderdruck zur Verfügung zu stellen.

## BODENSEE-BIBLIOTHEK

Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen.

Tel. 07541-209-153 Fax 07541-209-190

E-Mail Adresse: [bodenseebibliothek@friedrichshafen.de](mailto:bodenseebibliothek@friedrichshafen.de)

Homepage Bodenseebibliothek: <http://www.bodenseebibliothek.de>

Die Bodenseebibliothek der Stadt Friedrichshafen führt mit dem Grundbestand der Bibliothek des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung deren ursprüngliche Bestimmung fort. Sie sammelt und ergänzt alle historisch bedeutsam erscheinenden Quellen und Veröffentlichungen zur Geschichte und Naturkunde des Bodenseeraumes. Hierzu gehören die in den Jahresschriften des Vereins besprochenen Bücher, sowie generell die jährlich in der Bodensee-Bibliographie verzeichneten Neuerscheinungen, Aufsätze und Beiträge. – Für die Mitglieder des Vereins ist mit Ausnahme weniger,

sekretierter Bücher die Entleiher auf dem Postwege möglich. Erforderlich ist mit der genauen Titelangabe die einmalige Ablichtung des Mitgliedsausweises und die schonende Behandlung und Rücksendung nach vier-, maximal achtwöchiger Leihdauer. Persönlich verantwortlich für das Leihgut bleibt das genannte Vereinsmitglied. Die Bibliotheksverwaltung erwartet die Einhaltung der jeweils mit übersandten Leihordnung.

Die »Bodensee-Bibliothek« in Friedrichshafen will mit diesem Angebot den Auftrag des Bodenseegeschichtsvereins unterstreichen: Landesgeschichtliche Studien zu fördern und die Vereinsmitglieder über die Lektüre an den Ergebnissen teilhaben zu lassen.

Die Betreuung und Ergänzung der Bodensee-Bibliothek erfolgt durch das Stadtarchiv Friedrichshafen.

Bibliothek der Universität Konstanz



0205 9057 74

Das internationale Bodensee-Jahrbuch versammelt aktuelle Forschung und Information zur Geschichte und Naturkunde des gesamten Bodenseeraums.

Von ganz besonderem Interesse ist ein naturwissenschaftlicher Beitrag, der sich mit den Folgen des globalen Klimawandels auf den Bodensee beschäftigt. Daneben werden kulturgeschichtliche Aufsätze zur Richental-Chronik des Konstanzer Konzils und zur Hexenverfolgung im Bregenzerwald geboten, zwei Beiträge sind den Schiffmühlen auf dem Alpen- und Hochrhein sowie der Schifffahrtsgeschichte auf dem Bodensee gewidmet. Zeitgeschichtlich spannend sind Aufsätze zum Konstanzer Theaterschauspieler und Widerstandskämpfer Wilhelm Schürmann-Horster, zur schweizerischen Flüchtlingspolitik am Ende des Zweiten Weltkriegs und zu Kunstsammlern am Bodensee nach 1945 zu lesen.

Das Jahrbuch wird herausgegeben vom Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.



Jan Thorbecke Verlag



ISBN 978-3-7995-1713-3